

Fachbereich Erziehungswissenschaft und Psychologie  
der Freien Universität Berlin

# **Grenzjongleure**

**Der Umgang mit der Extrembelastung in einem  
Landeskriminalamt – eine qualitative Untersuchung**

**Dissertation**

**zur Erlangung des akademischen Grades  
Doktorin der Philosophie (Dr. phil.)**

**vorgelegt von ANNEFRIED HAHN**

Erstgutachter: Prof. Dr. Jarg Bergold (em.)

Zweitgutachter: Prof. Dr. Manfred Zaumseil

Disputation: 5. November 2008

# Inhalt

<b>1</b>	<b>Einleitung</b> .....	<b>9</b>
<b>2.</b>	<b>Entwicklung der Forschungsfrage und Einstieg ins Forschungsfeld</b> .....	<b>13</b>
2.1	Der Anfang: Mein Interesse am Thema »Traumatisierung« .....	14
2.1.1	Exkurs: Der Traumabegriff aus ökologischer Sicht .....	15
2.2	Das Forschungsfeld .....	19
2.2.1	Die Forschungsperspektive aus der Sicht einer Fremden .....	20
2.2.2	Erste Wahl: die TäterInnen .....	21
2.2.3	Zweite Wahl: Polizistinnen und Polizisten .....	22
2.2.4	Die Alltagsperspektive der Forscherin auf die ForschungspartnerInnen .....	23
2.3	Das Thema .....	24
2.3.1	»Wenn die Leute die Arbeit vor Ort nicht kennen, ..., dann klappt das auch nicht.« .....	26
2.3.2.	Der erste Kontakt .....	27
2.4	Mein Weg in die Polizeibehörde .....	28
2.4.1	Entwicklung der Forschungsbeziehung .....	33
2.4.2	Rollenzuweisungen und -übernahmen .....	34
2.4.2.1	Die Außenstehende .....	35
2.4.2.2	Eine Vertraut-zu-Machende .....	36
2.4.2.3	Die selbst Erlebende .....	38
2.4.2.4	Die Selbstständige .....	40
2.4.2.5	Die an PolizistInnen Interessierte .....	41
2.4.2.6	Die (nicht) auf Defizitäres Fokussierende .....	41
2.4.2.7	Die Vermittlerin und Veröffentlicherin .....	42
2.4.3	Bedeutung der Forscherinrollen .....	43
2.5	Beziehungsgestaltung am ersten Tag im Feld .....	45
2.5.1	Familiäre Atmosphäre .....	46
2.5.2	»Besondere« Fälle und »nichts Aufregendes« .....	47
2.5.3	Akzeptanz und Erwartung .....	49
2.5.4	Belastung – Entlastung .....	50
2.6	Umgang mit Grenzen – Zusammenfassung .....	52

<b>3</b>	<b>Subjektivität und Methoden</b> .....	59
3.1	Subjektivität .....	60
3.1.1	Komplexe Subjektivität der Forscherin .....	61
3.1.2	Subjektivität – Störung und Wegweiserin .....	62
3.2	Die Methoden .....	66
3.2.1	Methodischer Umgang mit der Subjektivität der Forscherin .....	68
3.2.1.1	Leibgebundene Wahrnehmung .....	68
3.2.1.2	Subjektivitätsmemos .....	69
3.2.1.3	Differenzierende Verschriftlichung .....	70
3.2.1.4	Forschungsgruppe .....	71
3.2.1.5	Supervision .....	71
3.2.2	Die qualitativen Erhebungsmethoden .....	72
3.2.2.1	Teilnehmende Beobachtung .....	72
3.2.2.2	Interviews .....	73
3.2.3	Methodischer Umgang mit der Subjektivität der ForschungspartnerInnen ..	74
3.2.3.1	Auf Augenhöhe – die ForschungspartnerInnen fordern Gegenleistung .....	76
3.2.3.2	Gruppendiskussion .....	78
3.2.4	Auswertung .....	79
3.2.4.1	Exkurs: Begriffsklärung ›Lebenswelt‹ .....	79
3.2.4.2	Der Nutzen der elektronischen Unterstützung für diese Untersuchung .....	80
3.2.4.3	Verschiebungen der Forschungsperspektive .....	82
3.2.4.3.1	Kommunikative Validierung .....	82
3.2.4.3.2	Artefaktanalyse .....	83
<b>4</b>	<b>Dazugehören</b> .....	85
4.1	Bezugsrahmen der Bewältigungshandlungen .....	85
4.2	Dazugehören als Handlung .....	90
4.2.1	Wiedererkennen .....	92
4.2.1.1	Personen wiedererkennen .....	92
4.2.1.2	Exkurs Subjektivität: Differenzen im Erleben .....	94
4.2.1.3	Kompetenzen wiedererkennen .....	94
4.2.2	Räumliches Ein- und Ausgrenzen .....	96
4.2.2.1	Schlüsselgewalt .....	96
4.2.3	Einweihen .....	98
4.2.3.1	Einweihen durch Zeigen .....	98
4.2.3.2	Einweihen durch Besprechen .....	100
4.2.4	(Sich) einfügen .....	101

4.2.4.1	Der Platz im Team .....	102
4.2.4.2	Arbeitsmoral .....	102
4.2.4.3	Abgrenzen nach außen .....	104
<b>5</b>	<b>Routinen des Wegtuns .....</b>	<b>107</b>
5.1	Exkurs: Subjektivität .....	108
5.2	Bewältigungsdruck im LKA XY .....	110
5.2.1	Traditionell ›männliches‹ Ertragen-Können .....	111
5.2.2	Supervision – Wunsch nach gemeinsamer Bewältigung .....	113
5.3	Die Handlungen des ›individuellen‹ Wegtuns .....	115
5.3.1	›Individuelles‹ Wegtun als kriminalistische Kompetenz .....	115
5.3.1.1	Täuschen .....	115
5.3.1.2	Probleme mit dem Täuschen .....	118
5.3.1.3	Exkurs: ›Täuschen‹ in der sozialwissenschaftlichen Literatur .....	120
5.3.2	›Individuelles‹ Wegtun als kompetenter Selbstschutz .....	122
5.3.2.1	Wegstecken .....	123
5.3.3	Die Handlungen des Wegsteckens .....	126
5.3.3.1	Hierarchisieren .....	127
5.3.3.2	Gewichten .....	131
5.3.3.3	Sich ›abschotten‹ .....	131
5.3.3.4	Ausweichen .....	133
5.3.3.5	Richten .....	135
5.3.4	Die Gebrochenheit des Wegsteckens .....	135
<b>6</b>	<b>Mit Leiden(schaft) arbeiten .....</b>	<b>139</b>
6.1	Exkurs: Männlichkeit .....	141
6.2	Jagdkompetenzen .....	143
6.2.1	Grundlegendes Handeln .....	145
6.2.1.1	Zusammenhalten .....	145
6.2.1.2	Sich spezialisieren .....	148
6.2.2	Annähern .....	149
6.2.2.1	Dranbleiben .....	150
6.2.2.2	Türen öffnen .....	151
6.2.3	Zugreifen .....	154
6.2.3.1	Einwickeln .....	154
6.2.3.2	Gewalt anwenden .....	156
6.3	Jagdfieber .....	159

6.3.1	Erregung .....	159
6.3.1.1	Das ganze Repertoire ausspielen .....	160
6.3.1.2	Martialisch sein .....	162
6.3.1.3	Zusammen ›spielen‹ .....	163
6.3.2	Anerkennung .....	164
6.3.2.1	Erfolg haben .....	165
6.3.2.2	Seinen Platz bestätigen .....	165
6.3.3	Betroffenheit .....	166
6.3.3.1	Mitfühlen .....	167
6.3.3.2	Sich verstricken .....	169
6.4	Jagdfrust .....	169
6.4.1	Verkehrte Ergebnisse .....	171
6.4.1.1	Verdrossen werden .....	172
6.4.1.2	Hilfloses Mitfühlen .....	173
6.4.2	Organisationsmängel .....	175
6.4.2.2	Ein bisschen koordinieren .....	176
6.4.2.3	›Meckern‹ .....	177
6.4.2.4	Warten .....	177
6.4.3	Eigene und fremde Fehler .....	178
6.4.3.1	Sich sorgen .....	178
6.4.3.2	Sich ärgern .....	179
<b>7</b>	<b>Selbstmächtigkeit im Vermischen .....</b>	<b>183</b>
7.1	Grundlagen des Vermischens .....	186
7.1.1	Exkurs: Subjektivität .....	186
7.1.2	Erwartungsenttäuschung .....	187
7.1.2.1	Wegstecken .....	189
7.1.2.2	Klagen .....	189
7.1.3	Die Lücke füllen .....	192
7.1.3.1	Gemeinsam die Überzeugung pflegen .....	192
7.1.3.2	Das persönliche ›Repertoire‹ nutzen .....	193
7.2	Routinen des Vermischens .....	194
7.2.1	Verflüssigen von Grenzen .....	195
7.2.1.1	Vermengen .....	196
7.2.1.2	Grenzenlose Routine des Ermitteln .....	199
7.2.2	Selbstmächtigkeit .....	200
7.2.2.1	Zur eigenen Sache machen .....	201

7.2.2.2	Über den Schatten der Tradition springen .....	203
7.2.2.3	Sich selbst entmischen .....	205
<b>8</b>	<b>Das Konzept der Grenzzonglage .....</b>	<b>209</b>
8.1	Exkurs: Jonglieren .....	09
8.1.1	Das Sinnbild ›Grenzzonglage‹ .....	210
8.2	Die Belastungsfaktoren – ›Requisiten‹ der Grenzzonglage .....	212
8.2.1	Mitleiden .....	212
8.2.2	Arbeitsanforderungen und zusätzliche Belastungen .....	218
8.3	Die Strategie der Bewältigung – ›Grenzzonglieren‹ .....	221
8.3.1	Die Funktion der Lebenswelt LKA XY für die Bewältigung .....	222
8.3.2	Der Handlungsspielraum: die Nähe zwischen Arbeit und Bewältigung .....	225
8.3.2.1	Die Handlungen der Nähe zwischen Arbeits- und Belastungsbewältigung .....	227
8.3.3	Scheitern der Grenzzonglage .....	234
8.3.3.1	Beispiel 1: Supervision .....	235
8.3.3.2	Beispiel 2: Computerprogramm .....	236
<b>9</b>	<b>Diskussion und weiterführende Überlegungen .....</b>	<b>239</b>
9.1	Zusammenfassung der Forschungsergebnisse .....	239
9.2	Diskussion der Ergebnisse im Kontext ausgewählter sozialwissenschaftlicher Diskussionen .....	243
9.3	Gütekriterien der vorliegenden Untersuchung .....	246
9.4	Weiterführende Überlegungen .....	247
<b>10.</b>	<b>Literatur .....</b>	<b>249</b>
<b>11.</b>	<b>Abbildungsverzeichnis .....</b>	<b>261</b>
	<b>Anhang .....</b>	<b>263</b>
	I. Danksagung .....	265
	II. Sampling der InterviewpartnerInnen .....	266
	III. Interviewleitfaden .....	267
	IV. Einladung zur Dialoggruppe .....	269
	VI. Erklärung .....	271





# 1 Einleitung

»Hier sind (...) Menschen, die miteinander arbeiten. Das (...) muss man doch mal unterbrechen auf (...) konkrete anfassbare Dinge, also von der Behörde wird immer gerne gesprochen, aber die Behörde ist ja nicht (...) greifbar und wie wir miteinander umgehen, war ja auch, das Wort Kultur tauchte da irgendwo auf, (...) das sind wir wie wir miteinander umgehen und ich denke mal, da kann man dran arbeiten und da kann man auch was machen.« (Dialoggruppe 1, S. 3)

Mein Wunsch, mehr über die komplexen Prozesse extrembelastenden Erlebens zu erfahren, entstand in der psychotherapeutischen Arbeit mit meinen Klientinnen und Klienten Ende der 1990er Jahre. Ich war unzufrieden mit dem Störungsbild ›Posttraumatische Belastungsstörung‹. Dieses Störungsbild fokussiert zu sehr auf die betroffenen Opfer (von Unfällen oder Gewaltanwendung) und berücksichtigt zu wenig die lebensweltlichen Bedingungen und Konsequenzen für die Überwindung traumatischer Erlebnisse. Besonders ist mir eine Klientin, die einen lebensgefährlichen Angriff knapp überlebt hatte, in Erinnerung. Sie fiel sehr lange durch Krankschreibung aus dem Arbeitsprozess heraus. Als sie schließlich an ihren Arbeitsplatz zurückkehrte, erfuhr sie Schuldzuweisungen (der Mitschuld an der Tat) und Ablehnung. Enttäuscht suchte sie sich schließlich einen anderen Arbeitsplatz. Ich empfand damals das psychotherapeutische Setting als unzureichend. Ich war der Meinung, dass extrembelasteten Berufsgruppen Bewältigungshilfen vor Ort zur Verfügung stehen sollten. Denn das Team im o. g. Fall war auch betroffen von der Belastung. Darauf weist die Abwehr hin, die es auf ihre Kollegin richtete, anstatt den Täter zu verurteilen.

In der Folge dieser und weiterer ähnlicher Therapiegeschichten entschied ich mich, zunächst einmal zu untersuchen, wie denn in von Extrembelastung betroffenen Arbeitsfeldern Bewältigung stattfindet. Da ich in der Literatur kaum diesbezügliche Forschungsergebnisse vorfand, beschloss ich, die vorliegende Untersuchung durchzuführen.

Zum Verständnis, worum es in dieser Untersuchung geht und wie sie aufgebaut ist, führe ich an dieser Stelle in die Inhalte der einzelnen Kapitel ein. Insgesamt ging es mir um

die Untersuchung und Begründung einer ressourcenorientierten, ›nicht-pathologisierenden‹ Perspektive der Thematik: Umgang mit der Extrembelastung im Arbeitsfeld.

In Kapitel 2, **Entwicklung der Forschungsfrage und Einstieg ins Forschungsfeld**, schildere ich den Prozess des Beginns der Untersuchung von der ersten Idee bis zum ersten Tag, den ich im Forschungsfeld verbrachte. In der Analyse der Themenfindung und des Einstiegs entwickelte ich die ersten Kategorien, die einen ›roten Faden‹ für die weitere Analyse bildeten. Insofern war dieser frühe Teil der Untersuchung ein ›fruchtbarer Boden‹ für die weitere Untersuchung und ist für das Verständnis der Ergebnisse wichtig.

Mit Kapitel 3, **Subjektivität und Methoden**, stelle ich den qualitativen Forschungsansatz der vorliegenden Untersuchung dar. Insbesondere war mir die methodische Reflexion der Subjektivität der Forscherin im Kontext von Erhebung und Analyse nach der Grounded Theory wichtig. Der Begründung der Einbeziehung der Subjektivität der Forscherin in den Untersuchungsprozess folgt eine Darstellung der dafür angewandten Methoden. Danach beschreibe ich die Erhebungsmethoden und den Auswertungsprozess.

Mit Kapitel 4 beginne ich die Darstellung der vier Hauptkategorien, denen ich jeweils ein eigenes Kapitel widme: ›**Dazugehören**‹, ›**Routinen des Wegtuns**‹ (Kap. 5), ›**mit Leiden(schaft) arbeiten**‹ (Kap. 6) und ›**Selbstmächtigkeit im Vermischen**‹ (Kap. 7). Sie klassifizieren Konzepte **gewohnheitsmäßiger Handlungen**, die den PolizistInnen im alltäglichen Nebeneinander von (Ermittlungs-)arbeit und (Belastungs-)bewältigung zur ›Verfügung‹ stehen.

Mein Forschungsstandort war ein Landeskriminalamt in einer größeren Stadt, das ich in dieser Untersuchung LKA XY nenne. Im Kapitel 4, **Dazugehören**, geht es um die Frage, welche Grundlagen das Arbeitsleben dort hat, und was sie für die Belastungsbewältigung bedeuten.

In Kapitel 5 beschreibe ich mit den **Routinen des Wegtuns** Möglichkeiten, mit dem manchmal **Unerträglich** zu leben. Die **Routinen des Wegtuns** schließen sowohl die kriminalistische Arbeit als auch die alltägliche Bewältigung ein. Sie sind als unmittelbares Antworten auf die erheblichen Zumutungen an die Menschen im Forschungsfeld und als eine kriminalistische Kompetenz zu verstehen.

Um die Verbundenheit von Leidenschaft mit der kriminalistischen Arbeit und der Bewältigung der Extrembelastung im Forschungsfeld LKA XY geht es in Kapitel 6. Diese Verbundenheit findet ihren Ausdruck in den Emotionen und Handlungen, die dem **Jagdfieber**, den **Jagdkompetenzen** und dem **Jagdfrust**, die ich ausführlich darstelle, zugrunde liegen.

In Kapitel 7, **Selbstmächtigkeit im Vermischen**, beschreibe ich die Auseinandersetzung der PolizistInnen mit zusätzlichen Belastungen durch die Organisation der Arbeit. Die **Grundlagen des Vermischens** und die **Routinen des Vermischens** sind für die PolizistInnen Lösungen der scheinbar unlösbaren Diskrepanz zwischen ihrem eigenen Kompetenzanspruch, in Verbindung mit der Notwendigkeit zur Bewältigung der Belastungen, und dem Mangel an Ausstattung und Unterstützung durch die Behörde.

In Kapitel 8 stelle ich die Kernkategorie **Grenzjonglage** dar. Dabei geht es insbesondere um die Nähe zwischen Arbeits- und Belastungsbewältigung. Denn die PolizistInnen müssen – ebenso wie ein(e) JongleurIn gleichzeitig mit drei Bällen jongliert – ihre Arbeit, die Extrembelastung und die zusätzliche Belastung **gleichzeitig** bewältigen.

In Kapitel 9 fasse ich die Ergebnisse zusammen und bespreche sie im Kontext ausgewählter wissenschaftlicher Diskussionen und stelle weiterführende Überlegungen an.

Um den Leserinnen und Lesern das Lesen zu erleichtern, gebe ich noch einige Hinweise dazu: Wenn beide Geschlechter gemeint sind, nutze ich i. d. R. das Binnen-I: z. B. PolizistInnen. Um die Komplexität der Codes und Kategorien darzustellen, habe ich sie **fettgedruckt** hervorgehoben. Das belegende Datenmaterial steht im eingerückten Block mit einfachem Zeilenabstand. Für die bessere Lesbarkeit von Interviewzitate habe ich Wortdopplungen und Füllwörter, meist ›äh‹ und ›ähm‹ herausgekürzt. Diese Stellen sind mit (...) gekennzeichnet. Die Kommata in den Interviewzitate kennzeichnen einen Sprechmodus: So bedeutet das Fehlen von Kommata eine Sprechweise quasi ›ohne Punkt und Komma‹. Starke Dialektfärbungen habe ich teilweise zur Anonymisierung hochdeutsch abgewandelt. Dabei habe ich darauf geachtet, dass sich keine inhaltlichen Verzerrungen ergeben und die Authentizität der Daten erhalten bleibt. Die Abkürzung TB steht für teilnehmende Beobachtung.

Um die Kategorien und ihre Beziehungen zueinander darzustellen, habe ich Abbildungen erstellt und an den entsprechenden Textstellen eingefügt (siehe Abbildungsverzeichnis im Anhang). In den Fußnoten sind Zusatzinformationen untergebracht, die m. E. den Haupttext überfrachten oder unterbrechen würden.

Ich habe des Weiteren alle Erkennungsmerkmale anonymisiert. Es ist weder erkennbar, welches Landeskriminalamt mein Forschungsfeld war, noch sind einzelne Personen, Gebäude oder andere Orte oder Merkmale zu erkennen.

## 2. Entwicklung der Forschungsfrage und Einstieg ins Forschungsfeld

In diesem Kapitel stelle ich die Prozesse der Entwicklung der Forschungsfrage und des Einstiegs in das Forschungsfeld ausführlich dar. Denn die Reflexion des wissenschaftlichen Forschungsprozesses als eines Begegnungsprozesses ist eine Erkenntnisquelle, die – im Allgemeinen leider immer noch unterbewertet und viel zu wenig genutzt – in der vorliegenden Untersuchung insgesamt eine zentrale Rolle spielt.

Die Erkenntnisse, die wir erwarten können, unterliegen ja grundsätzlich der Verständigungsarbeit zwischen Forscherin und ForschungspartnerInnen. In diesem Sinne werte ich die Prozesse der Kooperation, der Bildung von Forschungsbeziehung, also der Verständigungsarbeit und der gemeinsamen Forschungshandlungen, als exemplarisch und **wirklichkeitsnah für das Untersuchungsfeld** (vgl. Lau und Wolf 1983). Insofern ist das ausgehandelte Verständnis gleichzusetzen mit der Erkenntnis, die abhängig ist vom Gelingen der Kommunikation der beteiligten AkteurInnen.

»Alle Beteiligten des Interaktionsprozesses wirken (...) an der Konstruktion von Wirklichkeit und an der Aushandlung von Situationsdefinitionen mit. Die Involviertheit des Forschers ist Bestandteil des Forschungsprozesses und damit auch des Ergebnisses dieses Prozesses.« (Lamnek 1995a, S. 25)

Die Konstruktion von Wirklichkeit zwischen Forscherin und ForschungspartnerInnen ist die Wirklichkeit des Interaktionsprozesses. Er ist entscheidend für die Ergebnisse. Daher muss er reflektiert und ausgewertet werden. Die Selbstreflexion und die Analyse der Interaktionen im Forschungsfeld sind ein Gütekriterium.

Die Darstellung des Einstiegs in die Forschung inklusive ihrer subjektiven Implikationen (**Vorverständnis des Themas, biografisch und gesellschaftlich-historisch geprägte Motivation der Forscherin, Einfluss des beruflichen Feldes der Forscherin und der scientific community**) legt dieses Projekt im **Zwischen** der ForschungspartnerInnen an. Es geht nicht um die ›Vogelperspektive‹ **auf** eine Thematik, **auf** Menschen, **auf** ein Arbeits-

feld. Es handelt sich vielmehr um einen Forschungsprozess, der sich in der Entwicklung der Forschungs**beziehung** begründet. Dieser Ansatz wiederum begründet sich sowohl in der Persönlichkeit der Forscherin als auch in den lebensweltlichen Gepflogenheiten im Forschungsfeld.

Im Einstieg wähle ich die Richtung. Hier werden die Anfänge der Ergebnisse gefunden und bestimmt. Es war meine Wahl, die Beziehungsangebote meiner zukünftigen ForschungspartnerInnen anzunehmen. Die Aufnahme der Beziehungen im Feld begründete dieses Projekt und die Entwicklung dieser Beziehungen prägte die Ergebnisse entscheidend.

## 2.1 Der Anfang: Mein Interesse am Thema »Traumatisierung«

In den 1990er Jahren kamen immer mehr Klienten und Klientinnen nach einem traumatischen Erlebnis zu mir in die Psychotherapie. In dieser Zeit schärfte sich im Berufsfeld Psychotherapie die Wahrnehmung für die Folgen von traumatischen Erlebnissen. Es entstanden Fortbildungsangebote und Forschungsprojekte. Auch ich wollte Menschen in traumatischen Prozessen besser kennen und verstehen lernen und schloss mich dem damaligen Trend an. Ich besuchte verschiedene Traumafortbildungen, fand jedoch die theoretischen Begründungen, besonders was die **lebensweltspezifische** Bewältigung betraf, unbefriedigend.

Die Bedeutung des psychosozialen Umfeldes für die Bewältigung extremer Belastungen stand für mich im Vordergrund. Denn meine Auffassung, dass das Wohlbefinden der einzelnen Menschen korrespondiert mit dem ›Wohlbefinden‹ ihrer sozialen Welt<sup>1</sup> ist seit meiner Beschäftigung mit der kritischen Theorie des Subjekts (Klaus Horn 1996) in den 70er Jahren weiter bekräftigt worden, insbesondere in meiner pädagogischen und psychotherapeutischen Arbeit. Wohlbefinden als Ausdruck von Gesundheit sah und sehe ich gefährdet durch die Individualisierung extrem belastenden Erlebens **und** durch die

---

1 Nach der Ottawa Charta (1986) bedeutet Gesundheit u. a. der »Zustand vollkommenen körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens...«. Dieses Einbeziehen des Sozialen halte ich für sehr wichtig. Für mich steht es an erster Stelle; das idealistische »vollkommenen« ist überflüssig.

Vernachlässigung der Notwendigkeit, alltagskulturell und strukturell Belastungsbewältigung in sozialen Feldern zu schaffen.

### 2.1.1 Exkurs: Der Traumabegriff<sup>2</sup> aus ökologischer Sicht

In der therapeutischen Arbeit mit traumatisierten Menschen erfuhr ich u. a. wie belastend es für sie war, wenn sie nach Gewalttaten oder Unfällen vom Arbeitsplatz versetzt oder in den Vorruhestand versetzt wurden. Der Verlust des gewohnten Arbeitsumfeldes führte in manchen Fällen in die soziale Isolierung. Bei anderen bewirkte der Verlust der arbeitsbedingten Kontakte eine **Tendenz** zu innerem Rückzug, Resignation, Depression.

Für die Entscheidung zur Erforschung potenziell traumatischer Prozesse ist die Bezugnahme auf relevante praktische und wissenschaftliche Auffassungen des Psychotraumas und deren praktische Folgen für die Betroffenen wichtig. Die verschiedenen Expertenauffassungen von Traumatisierung (Fischer/Riedesser 1998; Maercker 1997; Shapiro 1998; u.a.) haben eines gemeinsam: Sie orientieren sich in Forschung und Behandlung am einzelnen Menschen und seinen Symptomen (Posttraumatische Belastungsstörung u. a.). Als Traumaursachen werden Ereignisse angenommen, die meist ohne ihren Zusammenhang mit der sozial-gesellschaftlichen Genese konstatiert werden<sup>3</sup>. In der weiteren Behandlung werden Lebensweltaspekte weitgehend ignoriert. Dabei will ich keinesfalls bestreiten, dass traumatisierte Menschen individuelle Erleichterung in ihrem Leiden durch etablierte Behandlungsmethoden erfahren sollen.

Mein zweiter Kritikpunkt betrifft den Zeitpunkt der psychologischen Hilfen: Er wird danach gesetzt. Dieses Denken des Traumas als eines schon geschehenen Ereignis-

---

2 Die Definition des Psychotraumas wird hier nicht im Einzelnen dargestellt. Siehe Maercker 1997; Fischer/Riedesser 1998 und ICD 10, F43.1 posttraumatische Belastungsstörung.

3 Bei Unfällen mit vielen Opfern wird zumeist auf ›menschliches Versagen‹ hingewiesen. Damit wird die Verantwortungsfähigkeit einzelner Menschen in Frage gestellt. Und es stimmt ja: Menschen machen Fehler. Gerade deshalb wäre eine die Einzelnen in ihrer Verantwortung besser stützende Arbeitsumgebung wichtig. Der **soziale** Kontext jedoch, in welchem das so genannte menschliche Versagen passiert, wird im Allgemeinen nicht in Frage gestellt. Wie beispielsweise müssten Arbeitsplätze in Sicherheit schaffenden und garantierenden Bereichen der Bahn gestaltet sein, damit die MitarbeiterInnen Verantwortung für so viele Menschen leichter realisieren können? Wie kann hier **menschliche Verantwortung** versus **menschliches Versagen** gesetzt und gestützt werden? Wie müssten die Arbeitsbeziehungen gestaltet werden? Wie entwickelt sich ein der Verantwortung entsprechendes (Selbst)Bewusstsein? Wie könnte das Management dem Rechnung tragen?

nisses verstellt den Blick auf Möglichkeiten der Prävention. Auch wenn wir potenziell traumatisierende Ereignisse nicht vorhersagen können, wissen wir doch, dass bestimmte Berufsgruppen durch ihren Arbeitsauftrag von Traumatisierung betroffen werden können: Pflegekräfte, Feuerwehrleute, SoldatInnen, U-BahnführerInnen, PolizistInnen, HelferInnen in Katastrophengebieten.

- Indem ich das Denken von »nach-dem-Trauma-her« und die Ansätze individueller Behandlung in Frage stellte, entwickelte ich eine hypothetische Vorstellung von Lebens- und Arbeitswelten, in denen traumatisches Erleben eine kommunikative Resonanz erfährt, die entsprechende Handlungen der Entlastung und Bewältigung präventiv fördern würde.

Träumerische Utopie oder realisierbare Vision? Egal, ich begann mit der grundlegenden Frage:

- **Wie lässt sich psychische Traumatisierung als komplexes Geschehen, das in seinem lebensweltlichen Kontext gebunden ist, erfassen?**

Zwar hatte ich mich aufgrund der Erfordernisse in meiner psychotherapeutischen Arbeit mit dem Thema **Traumatisierung** auch theoretisch auseinander gesetzt, die Recherche in der wissenschaftlichen und fachlichen Literatur brachte mich jedoch nicht weiter. Ein einziger Aufsatz ließ sich damals nur finden, der die Bewältigung des Psychotraumas in einen feldspezifischen Kontext stellt, den von Harvey (1996). Sie beschreibt ein ökologisches Modell von Trauma und Traumabewältigung, aus dem hervorgeht, dass und in welcher Weise **viele** Faktoren zur Bewältigung bzw. Nichtbewältigung beitragen, insbesondere auch das Umfeld der Betroffenen. Dieses Modell, das die Abb. 1 zeigt, bildete eine erste Basis für die Entwicklung des Forschungsthemas.



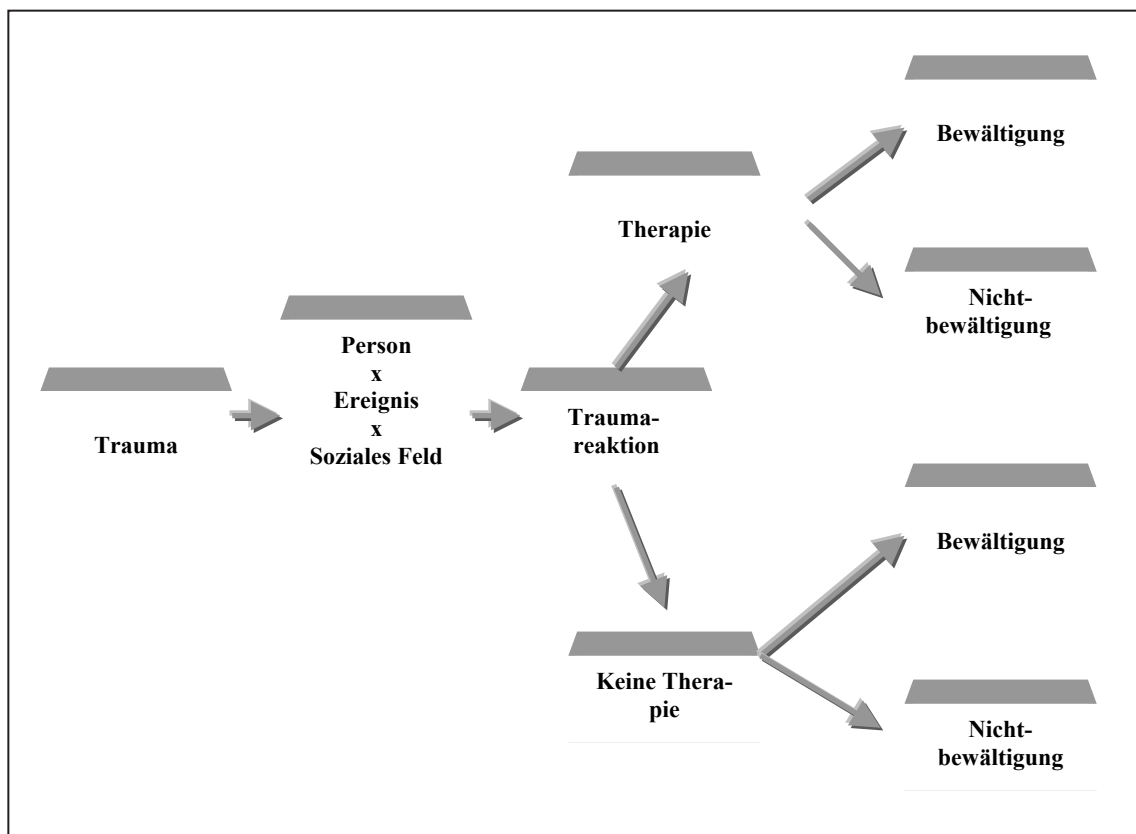


Abb. 1: Das ökologische Modell nach Harvey (1996)

Harvey's Modell eröffnet die Möglichkeit, unterschiedliche Perspektiven in der Bewertung traumatischer Prozesse einzunehmen. Die Beziehung zwischen Person, Ereignis und sozialem Feld wirft z. B. Fragen nach den Bedingungen des sozialen Feldes, in dem das jeweilige traumatische Ereignis geschieht, auf: Wie wirkt das soziale Feld auf das Geschehen? Welche Feldfaktoren bewirken was im Traumaprozess? Wenn ein traumatisches Erlebnis ohne Therapie bewältigt werden kann, wodurch dann? Will ich Antworten auf diese Fragen finden, muss ich das Psychotrauma in Beziehung zum sozialen Feld setzen. Dazu gehören u. a. die Strukturen und die alltagskulturellen Aspekte.<sup>4</sup> Welche Alltagskultur prägt das jeweilige Feld im Umgang mit traumatischem Geschehen? Wird es den Opfern

4 So können wir beispielsweise davon ausgehen, dass die Vergewaltigung einer Frau im traditionellen muslimischen Kontext andere, wahrscheinlich gravierendere Folgen impliziert als die Vergewaltigung einer modernen westlichen Frau mit eher stützendem Umfeld und Rechtsbeistand. Die Tat an sich mag in beiden Fällen gleichermaßen schockierend, verletzend und schmerzhaft sein, ihre *Bewältigung* jedoch wird sicher sehr unterschiedlich verlaufen.

leicht gemacht, darüber zu reden? Gibt es Tabus? Werden Traumabetroffene stigmatisiert? Wird traumatisches Erleben als mögliche Alltagserfahrung anerkannt? Wird traumatische Erfahrung als spektakuläre Einzelerfahrung dramatisiert? Gibt es in Arbeitsfeldern mit extrem belastendem Arbeitsauftrag Strukturen, die der Bewältigung Rechnung tragen?

In der weiteren Auseinandersetzung mit der Thematik distanzierte ich mich vom Begriff Psychotrauma. Er erwies sich als zu begrenzt auf die spezifische Symptomatik und zu unspezifisch für einen lebensweltlich<sup>5</sup> orientierten Ansatz. Stattdessen verwende ich im Folgenden den Begriff Extrembelastung für das Wirken eines potenziell traumatisierenden Ereignisses in einer Lebens-/Arbeitswelt.

Denn nach Harvey ist die Bewältigung der Traumareaktion nicht allein abhängig von der individuellen Behandlung durch Psychotherapie.

»An ecological view of psychological trauma assumes that individually varied posttraumatic response and recovery patterns are multidetermined by complexly interaction person, event and environmental factors. ... In acknowledging the multidimensional nature of trauma recovery and the possibility of recovery in the absence of clinical intervention, the ecological model highlights the construct of resiliency, the role of the larger environment, the contributions of natural supports, and the relevance of community interventions. These interventions are essential not only to the promotion of recovery among currently untreated, possibly isolated and distressed survivors, but also to the larger goal of preventing and eliminating the violent and catastrophic events associated with psychological trauma.« (M. R. Harvey 1986, S. 21)

Harvey sieht die Rolle der Gemeinschaft nicht nur in der Förderung der Bewältigung. Sie fordert darüber hinaus dazu auf, gewaltsame Ereignisse mit katastrophalen Auswirkungen, mit denen psychisches Trauma verbunden ist, zu verhindern.

In dieser Arbeit allerdings interessiert mich zunächst einmal die Rolle von Lebenswelt und Gemeinschaft hinsichtlich der Prävention angesichts und trotz extrem belastender Ereignisse. Nach diesen Vorüberlegungen lautete meine Frage jetzt:

---

5 An dieser Stelle führe ich den Lebensweltbegriff nach Schütz/Luckmann (2003) ein, auf den ich mich im Weiteren beziehe. Das »Gewohnheitswissen (...) das in Situationen mitvorhanden, nicht bloß von Fall zu Fall vorhanden ist« (a. a. O., S. 159) bildet so etwas wie Verbindung im Hintergrund einer Lebenswelt. Das Gewohnheitswissen stellt »»endgültige« Lösungen für Probleme dar«, (a. a. O.), die den Zugehörigen einer Lebenswelt zur Verfügung stehen. Es ist dann präsent, wenn es gebraucht wird. Es stellt sich praktisch automatisch ein und kombiniert sich wie von selbst mit den Handlungen, die im Vordergrund sind. So kann ich beispielsweise meiner Nachbarin zuwinken, während ich diese Fußnote formuliere. »Der Wissensvorrat wirkt als ein routinemäßiges Verhaltensschema.« (a. a. O., S. 328)

- **Auf Grund welcher Wirkfaktoren bleiben Wohlbefinden, Lebensqualität und Leistungsvermögen trotz extrem belastender Erlebnisse erhalten bzw. was genau ist es, das zur Erholung der Betroffenen führt?**

Diese Frage lässt an die Resilienzforschung denken, die sich mit der Widerständigkeit gegenüber ›kritischen‹ Ereignissen im Lebensverlauf befasst. So hat Werner (1998) herausgefunden, dass Menschen eine hohe Sozialkompetenz entwickeln, selbst wenn sie in prekären Verhältnissen aufwachsen, sofern eine verlässliche Bezugsperson in der näheren Umgebung (Großmutter, Tante) aktiv zur Verfügung steht. Dabei sind Mädchen widerstandsfähiger als Jungen. Insofern ist auf dem Hintergrund der Resilienztheorie anzunehmen, dass die im Verlauf des Lebens erworbene Widerständigkeit in Risikosituationen eine Rolle spielt.

## **2.2 Das Forschungsfeld**

Als ich Ende 1998 selbst weiter forschen wollte und ein (soziales) Feld zum Beforschen von Belastungs- und Bewältigungsprozessen im Zusammenhang mit Gewalthandlungen suchte, machte ich mir zunächst ein Bild von den Beteiligten, die den Gefahren eines extrem belastendes Geschehen normalerweise ausgesetzt sind: Opfer, Täter, Anwesende, Sozialarbeiter, Psychologen, Ärzte, Polizisten (siehe Abb. 2)

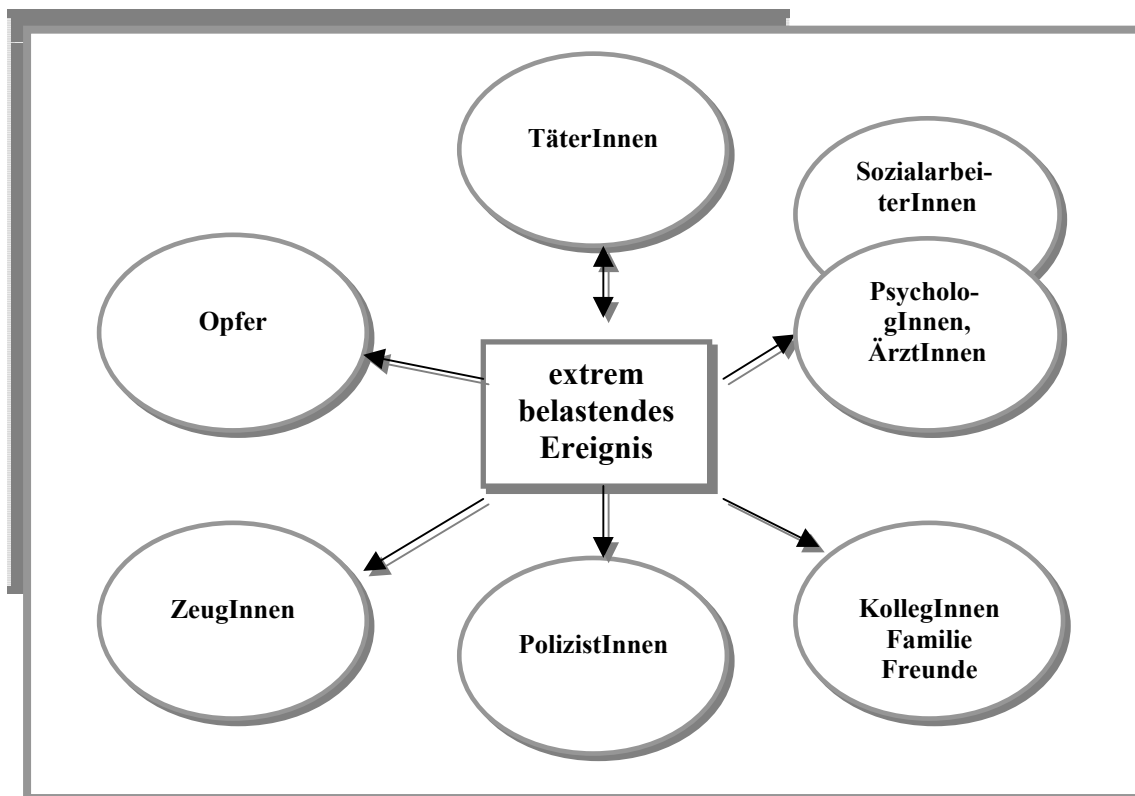


Abb. 2: Beteiligte am Gewaltgeschehen

### 2.2.1 Die Forschungsperspektive aus der Sicht einer Fremden

Mit Hildenbrand (1995, S. 258) teile ich die Auffassung, dass es von Vorteil ist, im gewählten Forschungsfeld eine **Fremde** zu sein, die noch nichts vom Alltag des Forschungsfeldes erfahren hat. So kann glaubhaft werden, dass die ForschungspartnerInnen mir tatsächlich etwas Neues zu erzählen und zu zeigen haben:

»Während vielfach angenommen wird, der Zugang zum Feld würde dadurch erleichtert, dass man möglichst das Bekannte untersucht (und entsprechend die Fälle im Bekanntenkreis ausfindig macht), ist genau das umgekehrte Verfahren richtig: Je fremder das Feld, desto eher können die Sozialforscher als Fremde auftreten, denen die Forschungssubjekte etwas zu erzählen haben, das für die Forscher neu ist, und desto fragwürdiger wird für die Forscher die Alltäglichkeit des Lebenszusammenhangs der Forschungssubjekte, die für diese selbst weitgehend fraglos ist.« (ders. a. a. O.)

Auch um selbst eine innere **Distanz** zu haben, wollte ich einen mir **fremden** Bereich untersuchen. Ich fürchtete, meinen eigenen »blinden Flecken«, die sich, so dachte ich, im Laufe

der Jahre als ›Routinen‹ gebildet hatten, allzu leicht aufzusitzen. Ich glaubte, eine solche Dezentrierung könnte abhelfen. Wie wir später sehen werden, führte aber eben dies auch zu Verstrickung. Glücklicherweise lässt sich Verstrickung für Erkenntnis nutzen.<sup>6</sup>

Aus Gründen der Dezentrierung wollte ich also eine mir weitgehend unbekanntes Perspektive des Beteiligtenfeldes untersuchen. Daher schieden die psychosozialen Berufe (zu denen ich gehöre) und die Opfer (meine KlientInnen) aus.

### 2.2.2 Erste Wahl: die TäterInnen

Die Perspektive, die mir am meisten fremd erschien, waren die TäterInnen. Ich beschloss, eine Untersuchung zu extremer Belastung aus der Perspektive von Mördern und Mörderinnen zu machen. In meinen Versuchen, Kontakt zu einem Gefängnis herzustellen, erwies sich die These, es wäre schwierig, Zugang zu Institutionen zu finden, als wahr.<sup>7</sup>

In den Gefängnissen für Männer bekam ich keine Gesprächstermine, trotz der Vermittlungsversuche eines dort tätigen Beraters für Gewalttäter. Ich wurde als ›Störfaktor‹ für die institutionellen Abläufe begriffen: Sie hätten bereits genug Forschungsprojekte, auf die sie sich einstellen müssten, hörte ich.

In den Frauengefängnissen scheiterte ich am kategorischen und mit Sorge um die Täterinnen begründeten ›Nein‹ der Anstaltsleiter. Wie in den Männergefängnissen wurde befürchtet, ich könnte stören, hier jedoch den ›Heilungsprozess‹ der inhaftierten Frauen. Da ich keinen Gesprächstermin erreichte, gab ich nach drei Monaten auf.

Dieses Aufgeben ist ein wichtiger Gesichtspunkt in Bezug auf meine zukünftige Forschung bei der Polizei. Denn natürlich gab es noch andere Optionen: Ich hätte länger hartnäckig dranbleiben können, um zum Ziel zu kommen. Ich hätte andere Türöffner suchen können. Früher oder später hätte ich vielleicht Zugang gefunden. Die Wahl aufzugeben ist begründet in meiner damaligen subjektiven Situation. Ich hatte viele traumatisierte KlientInnen. Das war schwere therapeutische Arbeit.

---

6 Dezentrierungstechniken können wie alle ›Techniken‹, mit Subjektivität ›verobjektivierend‹ umzugehen, in Verstrickungen führen, nämlich dann, wenn die Techniken den Charakteristika der Forschungsperson entsprechen. Im Exkurs ›Subjektivität und Methodik‹ wird das Thema ›Verstrickung‹ vertieft.

7 Vgl. Flick 1999, S. 72 ff.

Dieses Forschungsprojekt war meine private, ganz persönliche Entscheidung. Zu Beginn hatte ich nicht die Absicht, mich damit beruflich zu qualifizieren. Im Gegenteil, ich wollte das Projekt mit Hilfe meiner therapeutischen Arbeit finanzieren. Dies erschien mir Gründe genug, um es leicht haben zu dürfen. Ich suchte einen leichten Zugang.

### 2.2.3 Zweite Wahl: Polizistinnen und Polizisten

Mein subjektiver Wunsch, es **leicht** zu haben im Zugang, führte mich nicht nur zum endgültigen Forschungsfeld Kriminalpolizei, sondern auch im weiteren Verlauf der Forschung zu erkenntnisreichen Verstrickungen, die sich keineswegs ›leicht‹ auflösen ließen. Dazu kam, dass ich mich in der Teilnahme am Polizeialltag mit Opferperspektiven konfrontiert sah, die ich manchmal selbst kaum ertragen konnte.

Meine ersten Kriterien im Zugangsprozess waren also:

- **Als Fremde beginnen**
- **Einen leichten Zugang finden**

Diese beiden Kategorien stelle ich heraus, weil sie den Anfang der Forschungsbeziehung markieren. Sie sind die Botschaft, mit der ich mich dem Feld näherte. Darauf erhielt ich Antworten.

Die Wichtigkeit der Reflexion des (unwägbaren) Weges in das Forschungsfeld betont auch Wolf (2000, S. 336):

»Es gibt *keine Patentrezepte*, wie der Weg ins Feld gesucht und gefunden werden sollte. Weder ist es sinnvoll, die Illusion der Planbarkeit zu beschwören, noch, die situativen Unwägbarkeiten zu beklagen. Falsch wäre es auch, die Zugangsfrage als technisches oder als psychologisches Vorfeld-Problem zu bagatellisieren, nach dessen Erledigung die eigentliche Forschung erst beginnt. Deshalb sollte man den Weg ins Feld als eine nie ganz abgeschlossene Arbeitsaufgabe begreifen (und gestalten), die kooperativ, d.h. gemeinsam mit den vermeintlichen ›Objekten‹ der Forschung, abgewickelt werden muss. Die Beschäftigung mit dem Weg ins Feld dient nicht nur methodologischen oder forschungspragmatischen Zwecken. Sie eröffnet darüber hinaus Einblicke in Strukturen und Abläufe der Forschung als einer sozialen Veranstaltung und in das untersuchte Handlungsfeld. Die oft beklagten und als lästig empfundenen Anläufe, Umwege und Holzwege, ja selbst die üblicherweise sorgsam verschwiegenen gescheiterten Zugangsversuche avancieren dann zu ›kritischen

Ereignissen, deren Analyse eigene Erkenntnismöglichkeiten eröffnet.« (Hervorhebungen von S. W.)

Dass ich jetzt begann, mich für PolizistInnen und ihr Erleben im Arbeitsalltag zu interessieren, ergab sich aus zufälliger Begegnung: Ich traf eine Polizeipsychologin – im Weiteren nenne ich sie Barbara<sup>8</sup> – in einer Traumafortbildung. Durch ihre Beiträge wurde ich neugierig auf das mir fremde Arbeitsfeld Polizeibehörde und die Menschen, die in dieser Organisation ihre Arbeit tun. Ich beschloss, mich von meiner Neugier leiten zu lassen.

#### 2.2.4 Die Alltagsperspektive der Forscherin auf die ForschungspartnerInnen

Ganz fremd waren mir Polizisten nicht. Wie wohl jede(r) hatte ich ein Bild von der Polizei, das sich durch biografische Erlebnisse mit Polizisten und durch Medienberichte färbte.

Damit meine Vorprägung nicht ›hinterücks‹ Erkenntnisse verfälschte, behandelte ich meine vorgefassten Perspektiven, mich Ängstigendes, meine Abwehrreaktionen, eben meine inneren Reaktionen, als Daten. Ich begann mit der biografischen Prägung meines Bildes von ›den Polizisten‹. Ich hatte mit ›der Polizei‹ einige **gute Erfahrungen**. Meine früheste Erinnerung ist diese: Ich bin, als ich noch zur Grundschule ging, mit acht oder zehn Jahren, ohne Licht am Fahrrad im Dunkeln in eine Verkehrskontrolle geraten. Der Polizist war sehr freundlich und ermahnte mich nur, das in Ordnung zu bringen. Er nahm mir meinen ersten Schrecken mit seiner Freundlichkeit. Er machte mir das ›Erwischtwerden‹ **leicht**.

Meine nächste erinnerte Begegnung mit der Polizei war einige Jahre später, als ich 12 oder 13 Jahre alt war. Auf dem Rückweg von der Schule sprach mich ein – wie ich später erfuhr – vorbestrafter Sexualstraftäter an und versuchte, mich in den Park zu locken. Als ich mich weigerte, versprach er, am nächsten Tag wieder zu kommen. Meine Mutter, der ich davon erzählte, ging mit mir zur Polizei, und ich wurde von zwei Beamten in Zivil beschattet. Abgesehen davon, dass mir dies Sicherheit vermittelte, war das auch **aufregend**. Der Täter wurde gefasst und als Wiederholungstäter erkannt.

---

8 Alle Namen, Orte und andere Erkennungsmerkmale wurden zum Schutz der ForschungspartnerInnen verfremdet.

Es gab weitere freundliche Begegnungen mit der Polizei. So war in der Tauchergruppe, in der ich bis zum Abitur regelmäßig trainierte, ein Polizist, der mit seinem **Witz** alle zum Lachen brachte. Später leitete ich Bildungsurlaubswochen mit Polizisten und ihren Frauen. Ich habe sie als **engagiert** und **Witze-machend** in Erinnerung.

Meine tendenziell positive Grundhaltung den Polizisten gegenüber wurde jedoch in meiner Studentenzzeit getrübt. Wie viele damals nahm ich an Demonstrationen teil, wo ich zwar nicht selbst **gewalttätigen Handlungen** der Polizisten ausgesetzt war. Doch manchmal sah ich aus sicherer Entfernung, wie DemonstrantInnen mit dem Schlagstock geprügelt und von Wasserwerfern über die Straße ›gespült‹ wurden. In der Friedensbewegung Anfang der 1980er Jahre geriet ich einmal in heillose Panik, als ein Polizeihubschrauber auf freiem Feld immer wieder auf uns herabstieß.

Diese gegensätzlichen Erlebnisse mit der Polizei machten mich zwar einerseits vorsichtig, andererseits aber auch neugierig. Die Neugier, aber auch meine Vorsicht in der Annäherung hat meinen Weg ins Forschungsfeld und die Herstellung der Forschungsbeziehungen bestimmt. Ohne, dass ich mir anfangs darüber im Klaren war, verband ich mit ›Polizei‹ **leicht, engagiert, aufregend** und **witzig** – Zuschreibungen, die mich anzogen. Zwar suchte ich eine **fremde Perspektive**, die **gewalttätige Handlungen** gegen Demonstranten ja doch darstellten, favorisierte jedoch unbewusst das **vertraut Angenehme**. Dieses anfängliche **Wegtun** des **Martialischen** der Polizei erleichterte mir den Einstieg.

### 2.3 Das Thema

Meine ForschungspartnerInnen *in spe*, die Kriminalkommissare und –kommissarinnen des LKA XY, waren gefunden. Sie sind Beteiligte im extrem belastenden Geschehen ›Gewaltkriminalität‹. Sie klären Gewaltdelikte gegen Menschen auf.

Sie sind die **ExpertInnen** für Leben und Arbeiten in diesem Bereich der Polizeibehörde. Sie sind konfrontiert mit den für sie ganz **alltäglichen Belastungen** durch Gewaltdelikte wie Mord, Kindesmissbrauch und Vergewaltigung. Damit müssen sie ein Arbeitsleben lang umgehen.



In meiner subjektiven Bewertung ist die Ermittlung im Fall eines brutalen Mordes eine außergewöhnliche Belastung. Für die PolizistInnen hingegen bedeutet die Mordfallermittlung tägliche Routine. Weil es für mich bei Mordfällen keine Routine gibt, konnte ich meine – im Feld Mordkommission eher ungewohnte – Frage stellen:

- **Wie bewältigen die Polizistinnen und Polizisten ihre Erlebnisse mit der ›alltäglichen‹ Gewalt?**

Gibt es individuelle, gibt es organisationale Routinen der Bewältigung? Gibt es ›routinierte‹ Sichtweisen? Oder ist jedes Kapitalverbrechen auf neue und einzigartige Weise schrecklich? Wie gehen die verschiedenen Menschen unterschiedlich damit um? Wie nehmen sie Belastung wahr? Ist für sie das, was ich als belastend ansehe, überhaupt belastend? Ich war neugierig auf neue Perspektiven. Ich wollte das entdecken, was ich in den Publikationen zum Thema nicht fand: die subjektiven Sichtweisen der Betroffenen und die Gesamtzusammenhänge, in denen die Belastungen der PolizistInnen entstehen und bewältigt bzw. nicht bewältigt werden. Diese theoretische Lücke sollte gefüllt werden, indem ich folgende Bereiche untersuchen wollte:

- 1. Die aktuelle Arbeits- und Lebenssituation der ForschungspartnerInnen.**
- 2. Die Sichtweisen der betroffenen PolizistInnen von Belastung und Bewältigung.**
- 3. Organisationale Einflüsse auf den Umgang der Betroffenen mit Belastung durch Gewaltkriminalität und vice versa Einflüsse der Subjekte in ihrer Organisation/auf die Organisation.**
- 4. Geschlechtsdifferente Belastungs- und Bewältigungsprozesse der mit Gewalt konfrontierten Polizisten und Polizistinnen.**

Abb.3: Die Untersuchungsthemen

### 2.3.1 »Wenn die Leute die Arbeit vor Ort nicht kennen, ..., dann klappt das auch nicht.«

Der Weg und die Stationen des Feldzugangs weisen auf die Organisation LKA XY hin. Der Zugangsweg zeigt, wie die Organisation und ihre Mitglieder auf Zugangsbegehren reagieren und wie sie den Zugang Außenstehender organisieren. Zugleich kann ich meine Art und Weise der Zugangsfindung ins Verhältnis zum Forschungsfeld setzen. Die Interpretation der ersten Kontakte lassen Rückschlüsse auf Struktur und Kultur der Organisation zu. (vgl. auch Reichertz/Schröer 1992 und Ricken 1992)

**Leichten** Zugang zu finden, konnte ich bei der Polizei eigentlich ebenso wenig wie bei einer Haftanstalt erwarten. Wie Jo Reichertz in seinem Aufsatz »Wenn ich auftauche, verschwinden alle!« (Reichertz 1992, S. 11) schreibt, gelang ihm der Zugang zur Polizei erst im zweiten Anlauf:

»Aber obwohl damals alle zuständigen Stellen ihre Zustimmung signalisiert hatten, verliefen unsere Feldbesuche im wahrsten Sinne des Wortes im Sande. Abgesprochene Termine über den konkreten Beginn und die genaue Planung der Felduntersuchung kamen aus unerfindlichen Gründen nicht zustande, alle Beteiligten versicherten uns zwar ihrer Unterstützung, doch keiner tat einen einzigen Schritt. Dieses fruchtlose Bemühen zog sich über mehrere Monate hin, dann gaben wir auf – auch weil wir langsam begriffen hatten, dass dieses kooperative Hinhalten lediglich eine behördenspezifische Art ist, »Nein« zu sagen. Mehrere Jahre später standen dagegen die Sterne in X-Stadt günstiger. Weil eine Reihe glücklicher Zufälle zusammentrafen (z.B. persönliche Freundschaft mit einem Staatsanwalt, und der Umstand, dass der Polizeipräsident in seiner Freizeit wissenschaftlichen Ambitionen nachging), führten erste Gespräche bald zu konkreten Zusagen.« (Reichertz, J. 1992, 11 – 12)

In einem ersten Telefongespräch schilderte ich der Polizeipsychologin Barbara mein Vorhaben. Sie war angetan davon und erzählte mir von den Delikten, mit denen die PolizeimitarbeiterInnen in dem Bereich, für den sie zuständig war, zu tun hatten: Kindesmisshandlung, Mord, Totschlag, Missbrauch, Kinderpornografie u. a. m. Dort wäre mein Thema am richtigen Platz, meinte sie. Sie riet mir, Herrn X (Führungskraft) anzurufen und ihm das Projekt einmal vorzustellen und gab mir seine Telefonnummer.

Dass Barbara sich für mein Thema interessierte, war grundlegende Voraussetzung für meinen Zugang. Ohne ihren Einsatz als »Türöffnerin« hätte ich ihn wohl nicht (so leicht) geschafft.

### 2.3.2. Der erste Kontakt

Herr X machte gleich ›Nägel mit Köpfen‹: Er bat mich um das Exposé und lud mich zu einem persönlichen Gespräch ein. In diesem ersten Gespräch erfuhr ich mehr über mein künftiges Forschungsfeld. Mein erster Eindruck: Der Raum von Herrn X hatte eine eigene Atmosphäre. Er wirkte ›bewohnt‹. Später sollte sich der Eindruck, dass die Räume bewohnt wären, in den vielen Räumen, die ich während meiner Forschungsaufenthalte kennen lernte, vertiefen.

»Er bittet mich in seinen Raum, der sehr groß und hell ist. Mir fallen die einfachen Möbel auf und die vielen Pflanzen, Bonbons in Gläsern, die nostalgischen Polizeihelme, Bilder. Er bietet mir einen Platz am großen Tisch (für ca. 10 Personen bestuhlt) an und holt Kaffee und Milch.« (Feldnotizen 1, S. 1)

Seine **Gastfreundschaft** wirkte auf mich **einladend**. Dass Herr X mir persönlich Kaffee holte und einschenkte, statt seine Mitarbeiterin darum zu bitten, erstaunte mich. Zum einen schien mir das nicht zu seiner Position innerhalb der Hierarchie zu passen, zum anderen saß ich meinem Vorurteil auf, dass Polizisten solche Handlungen als ›unmännlich‹ ablehnen würden. Später zeigte sich, dass es innerhalb der Hierarchie gewisse ›**Gleichheiten**‹ gab. Dazu gehörte das Kaffee-Einschenken, oft auch das Kaffeekochen. Diese Erfahrung machte auch Jo Reichertz:

»Diese paradox anmutende Gleichzeitigkeit von Hierarchie und einer Gemeinschaft von Gleichen kann man nun ausdeuten. Hier einige kurze Hinweise: Wenn der Türöffner seine Eintrittsbedingungen formuliert, dann weist er in der Regel (...) nicht auf das Marginale hin, sondern auf das Konstitutive. Dieses extensiv zu interpretieren, macht auf jeden Fall guten Sinn. Das Eigentümliche in diesem Feld ist nun, dass die Thematisierung von Hierarchie und das gleichzeitige Dementi gerade eben dieser Befehlsgewalt scheinbar bruchlos nebeneinander stehen. Man weiß, dass die Hierarchie existiert und funktioniert, jedoch bleibt dieses Wissen im Verborgenen und zusätzlich gibt es ein explizites Aussprechverbot. Die verborgene Hierarchie verkörpert also nicht irgendeine Art der Abwesenheit, sondern sie ist auf eine ganz bestimmte und spezifische Weise *anwesend*.« (Jo Reichertz a. a. O., S.16, Hervorh. von J.R.)

Ich erhielt also zwei ›Botschaften‹: Ich sprach mit einem Mann, der durch seine Position innerhalb der Hierarchie genügend Macht besaß, mir die ›Tür zu öffnen‹, der mir zugleich

durch sein Kaffeeritual bedeutete, dass Hierarchie in seinem Bereich nicht existierte. Das **Erleben** dieses Widerspruchs wirkte auf mich sympathisch. Wir sprachen quasi auf ›Augenhöhe‹ miteinander. Dass ich bereits an ihm hätte scheitern können – falls er mein Projekt abgelehnt hätte – kam mir auf diese Weise nicht in den Sinn.

Ein weiterer dominanter Eindruck war, dass mein Gesprächspartner für bestimmte schreckliche Erlebnisse keine Sprache fand. An ihre Stelle trat das **Zeigen**.

»Es sei sehr schwierig, die Bilder, die man zu sehen bekomme, zu verarbeiten. Um mir zu zeigen, welche Art Bilder er meint, steht er immer wieder auf, um mir Fotos von misshandelten, missbrauchten oder getöteten Kindern, Babys, Frauen zu zeigen.« (Feldkontakt 1, S. 1)

Wiederholt sagte er eindringlich, man müsste die Arbeit vor Ort erleben, um die Kripo zu verstehen. Diese Überzeugung teilte ich. Ich stimmte mit ihm überein, wie ein Verstehen erreicht werden könnte: durch Dabeisein:

»Er (Leitende Person) teilt mir sein Interesse am Thema mit und schlägt mir gleich vor, doch mal zu kommen, und zwar in die Inspektionen X und Y, die Z sei nicht so interessant für mein Thema, und selbst zu sehen und zu erleben, um was es da geht, womit die Mitarbeiter konfrontiert werden: mal so zwei Wochen.« (Feldkontakt 1, S.1)

Ich ging darauf ein. So entstand die Idee, zunächst die Methode der teilnehmenden Beobachtung zu wählen, um das Feld kennen zu lernen. Da ich keine Vorstellung davon hatte, wie der Arbeitsalltag bei der Kripo aussah, fand ich, das sei für die Annäherung eine sehr gute Idee.

## 2.4 Mein Weg in die Polizeibehörde

Barbara stellte die weiteren entscheidenden Kontakte für mich her. So näherte ich mich nicht auf dem üblichen schriftlichen Antragsweg, sondern fand über persönliche Kontakte den Zugang. Ich führte verschiedene Gespräche mit EntscheidungsträgerInnen und Beratern in der Organisation.

Dadurch dass ich den Zugang zur Polizeibehörde über die persönliche und inhaltliche Verständigung mit einer Polizeipsychologin fand, waren auch alle weiteren Gespräche

vom **persönlichen Austausch** über die Inhalte der Forschung geprägt, nämlich über die Extrembelastung und ihre Bewältigung im Polizeidienst. Denn Barbara empfahl und vermittelte mir Gesprächspartner, die für das Thema zuständig und/oder als Führungskräfte daran interessiert waren. Extrembelastung war zu jenem Zeitpunkt ein Thema bei der Polizei, über das gerade nachgedacht wurde.

Die Gespräche (vier vor der Erlaubniserteilung und vier danach) fanden in einer von mir als angenehm empfundenen Atmosphäre statt. Ich gewann den Eindruck, dass meine GesprächspartnerInnen **interessiert** und **engagiert** waren, sich Zeit nahmen und mir ihre Sicht von Extrembelastung bei der Polizei mitteilten.

Ich erhielt das Angebot, auch direkt beim ›Sozialdienst<sup>9</sup>‹ der Polizei zu forschen, mir die interne psychosoziale Beratung einmal vor Ort anzusehen – ein Angebot, das mich sehr interessierte. Dem nachzugehen hätte den Rahmen dieser Arbeit jedoch gesprengt.

Den Zugangsweg und die Gesprächs›stationen‹ zeigt die folgende Abbildung. Vom ersten Gespräch bis zur ersten Erhebung (teilnehmende Beobachtung) vergingen fünf Monate. Zur Erklärung der Dienstgrade und Einrichtungen: Der Referatsleiter führt das LKA XY mit drei Inspektionen. Ein Inspektionsleiter führt einen Aufgabenbereich mit mehreren Kommissariaten, sechs bis zehn. Ein(e) KommissariatsleiterIn führt eine Kommission mit sechs bis zehn PolizistInnen. Die leitende Polizeiärztin ist mit ihren MitarbeiterInnen für ärztliche Aufgaben der gesamten Behörde zuständig, z. B. in der Begutachtung von AsylantragInnen, aber auch in der Beratung Polizeiangehöriger. Der Sozialdienst ist ebenfalls für die gesamte Behörde zuständig, siehe Fußnote 11. Auch der sozialwissenschaftliche Dienst ist eine zentrale Einrichtung. Er ist intern beratend tätig, wäre aber auch meine ›offizielle‹ Anlaufstelle für die Forschungserlaubnis gewesen. Da ich diese Dienststelle praktisch ›übergangen‹ hatte, wurde ich nach der Erlaubniserteilung von einer Psychologin dorthin zu einem Gespräch eingeladen.

---

9 Eine behördeninterne Beratungseinrichtung, in der PolizeimitarbeiterInnen und ihre Angehörigen Beratung und Hilfsangebote in psychosozialen Notlagen, z. B. bei Alkoholproblemen und bei Traumatisierung erhalten.

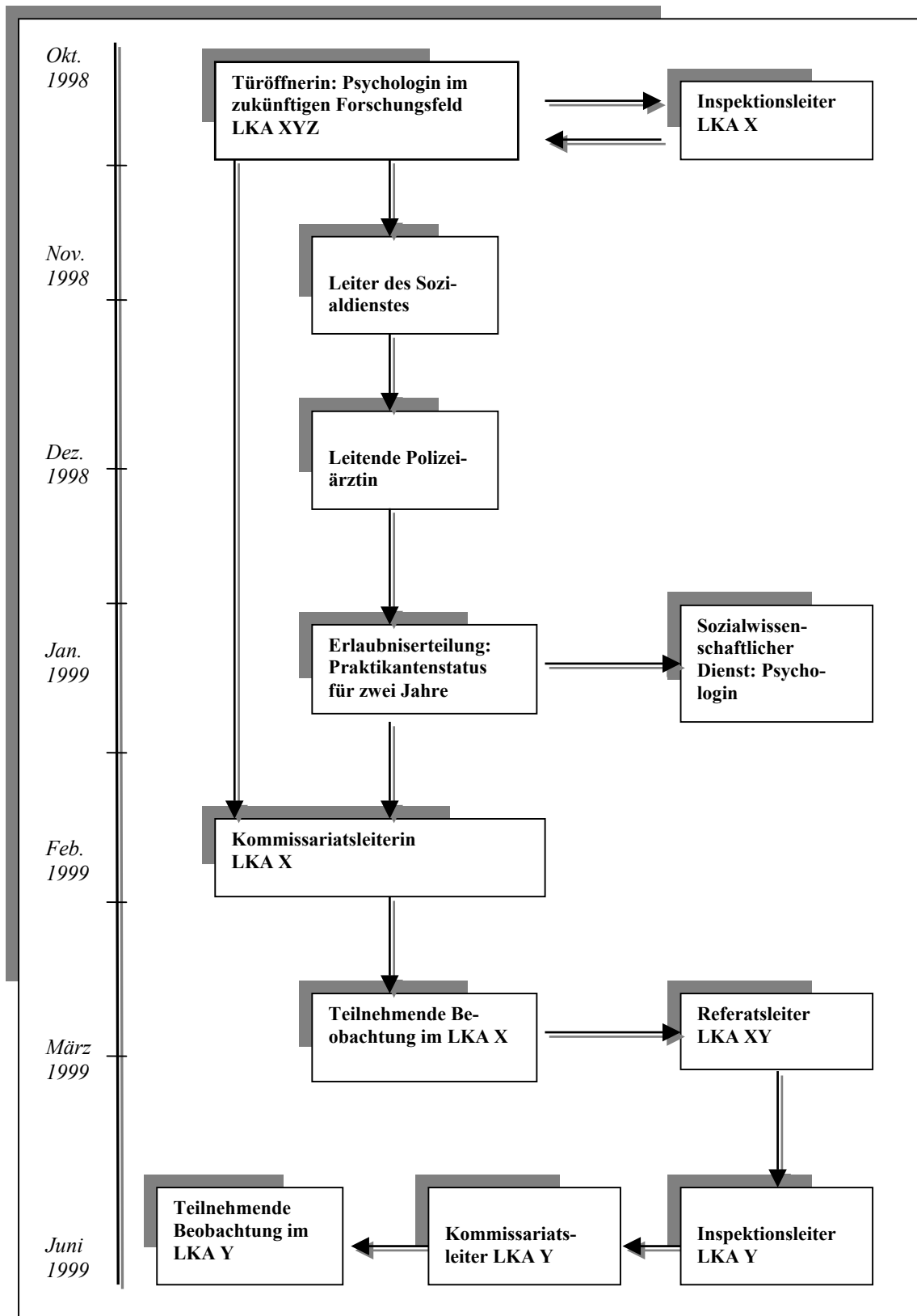


Abb. 4: Stationen des Einstiegs

Da ich in einer großen und komplexen Organisation forschen wollte, waren an der Regelung des Zugangs verschiedene Organisationsebenen beteiligt: Zum einen die Verantwortlichen, die mir letztlich die Genehmigung erteilen mussten, zum anderen diejenigen, die ich befragen, bzw. in deren Verantwortungsbereich ich forschen wollte. Außerdem mussten auch diejenigen zustimmen, die für psychosoziale Themen in der Behörde zuständig waren.

Diese ersten Kontaktgespräche waren geprägt von **Gastfreundschaft** und von einem **großzügigen Zeitrahmen**. Sie dienten nicht nur meinen Gesprächspartnern als Grundlage für ihre Einschätzung meines Vorhabens und meiner Person, sondern auch mir, mich im Forschungsfeld ›innerlich‹ einzufinden. Dass persönliche Gespräche eine Gepflogenheit im Forschungsfeld sind, erfuhr ich bei meinem ersten Besuch:

»Ansonsten sagt er: Wir achten aufeinander und setzen uns auch schon mal außerhalb der normalen Pausen zusammen, um etwas miteinander zu besprechen.«  
(Feldnotizen 1, S. 2)

In diesem Satz kommt **Sorge füreinander** zum Ausdruck. In der Folge hatte ich Teil am Sorgen füreinander: Meine ersten Gesprächspartner haben mein Vorhaben unterstützt<sup>10</sup>. Sie bewerteten mein Projekt und mich als ›anschlussfähig‹ und sprachen sich für die Durchführung aus. Wolff (2000) zu diesem sozialen Prozess:

»Für die Beantwortung der Frage, ob man (sich auf) den Fremden ›ein-lassen‹ sollte, ist es aber entscheidend, ob und wie seine Person und sein Anliegen als ›anschlussfähig‹ identifiziert oder ›anschlussfähig‹ gemacht werden kann. (...) In der Regel vollzieht sich die *soziale Verortung* in zwei Schritten: Zunächst wird die grundsätzliche Anschlussfähigkeit geprüft. Es geht dabei um die Frage, ob die erkennbaren Eigenschaften der Person (Geschlecht, Alter, ethnische Zugehörigkeit) und ihres Anliegens sowie Aspekte des organisatorischen Umfeldes, aus dem der Forscher stammt, mit örtlichen Weltbildern, Interessen und Abläufen kompatibel sind. Erst im zweiten Schritt kommt es zur Zuweisung von bzw. zur Einigung auf bestimmte Teilnehmerrollen.« (a. a. O., S. 340, Hervorh. von S.W.)

Die Anschlussfähigkeit meines Projekts ergab sich aus dem Thema. Die Belastungen waren ein Problem, mit dem ›man‹ sich im LKA XY beschäftigte. Meine Anschlussfähigkeit als Person ergab sich sicher zum Teil aus meinem Beruf als Psychologin, aus meinem Alter und aus **Übereinstimmungen**: Ich **nahm mir Zeit**, ebenso wie meine Gesprächspartner. Wie

---

10 Dafür möchte ich an dieser Stelle noch einmal allen Beteiligten danken.

sie fokussierte ich auf die Belastungen, nicht auf ein etwaiges **Defizit**, damit umzugehen. Ich zeigte **persönlichen Einsatz** – ein hoher Wert vor Ort, wie ich später erfahren sollte.

Die Erlaubniserteilung ging schnell und ohne Probleme vonstatten: Mir wurde formal ein Vertrag als Praktikantin für ein Jahr angeboten, den ich auf zwei Jahre heraufhandeln konnte. Ich erhielt einen Ausweis mit Lichtbild, meine Eintrittskarte für die Behörde während dieses **Zeitraums**. Im Gegenzug habe ich mich vertraglich verpflichtet, das »Datengeheimnis« nach dem Datenschutzgesetz zu wahren sowie die »Verpflichtungen nach §1 des Gesetzes über die förmliche Verpflichtung nicht verbeamteter Personen« (z.B. Verwertung fremder Geheimnisse, Gefangenenbefreiung, Verletzung von Privatgeheimnissen usw.) einzuhalten.

Dieser Prozess der ersten Kontaktaufnahmen, der Gespräche und schließlich der Erlaubniserteilung waren ein Hinweis darauf, dass ich als **fremde** Person, die Einblick gewinnen wollte in die Polizeibehörde, in gewisser Weise **hinein genommen** werden musste. Ich erlebte diese ersten ForschungspartnerInnen als Einheit, der ich kommunikativ gegenübertrat.

»Im Feldzugang konstituiert sich das Feld und wird zugleich von den Akteuren wie den Beobachtern *als eine soziale Einheit* erfahren, d. h. als ein gegenüber seiner Umwelt abgegrenzter Kommunikationszusammenhang, in dem Beteiligte von Außenstehenden unterschieden werden. Im Falle von Organisationen verlangt die Beteiligung die Übernahme einer Mitgliedschaftsrolle und das Akzeptieren der damit verbundenen Erwartungen.« (ders. a. a. O., Hervorh. S.W.)

Ich erhielt den Status einer Praktikantin, der meine **temporäre Anwesenheit als Fremde** auswies. Ich wurde kein Mitglied des LKA XY, sondern bekam für einen benannten Zeitraum die **Rolle eines Mitglieds** zugewiesen. Als Praktikantin war ich eine **Zugelassene**, nicht eine **Zugehörige**. Als Praktikantin war meine Zeit im LKA **limitiert**. Die soziale Verortung der Forscherin und ihres Anliegens geht nach Wolff einher mit der

»Erfahrung, Dramatisierung und Etablierung der *Grenze* (Hervorh. von S. W.) zwischen der betreffenden sozialen Einheit und ihrer Umwelt.« (a. a. O.)



Ich selbst habe die Gespräche als einen Aushandlungsprozess erlebt, in dem mir auch ein Anliegen des Feldes am Thema verdeutlicht wurde: Man wollte mehr über das Thema erfahren, und meine Arbeit sollte die Extrembelastung außerhalb des Forschungsfeldes – sowohl behördenintern als auch öffentlich – publik machen. Den darin enthaltenen **Auftrag**, Vermittlerin zwischen dem LKA XY und der Spitze der Behörde sowie der (Presse-) Öffentlichkeit in Sachen ›Extrembelastung‹ sein zu sollen, bemerkte ich erst später.

»Beide wollen das Projekt unterstützen. P: Dann schicken sie das Ergebnis doch mal dem Polizeipräsidenten, mit herzlichen Grüßen!« (Feldnotizen 2, S. 2)

»B kocht uns einen Tee in ihrem kleinen, freundlich mit hellen Holzmöbeln eingerichteten Büro. Sie zeigt sich interessiert an der Durchführung, da sie sich Unterstützung verspricht für öffentliche (Presse) Argumentationen.« (Feldnotizen, S. 3)

Zunächst fühlte ich mich zufrieden mit meinem erfolgreichen Zugang. Ich empfand ehrliche Dankbarkeit meinen GesprächspartnerInnen gegenüber, weil sie mir den Weg ebneten. Allerdings merkte ich vage eine Irritation über meinen Zugehörigenstatus als Praktikantin, dessen **Grenzthematik** mir damals noch nicht klar war. **Praktikantin** war eine aushandlungspflichtige Rolle; sie war (noch) nicht definiert. Lediglich ihr Status ›ganz unten‹ in der Hierarchie war klar. Ohne weiter nachzudenken, **steckte** ich dies erst einmal **weg**.

#### 2.4.1 Entwicklung der Forschungsbeziehung

Wichtige Grundlage der Forschungsbeziehung sind die Rollen, die ich im Forschungsfeld einnehme. Ich werte sie als Hinweise auf Möglichkeiten und Grenzen des Forschungsprozesses, als Perspektiven der ForschungspartnerInnen auf das Thema und auf mich als Forscherin. Die Rollen, die ich selbst anbiete – wie **Forscherin**, **Psychologin** – sind Vorbedingung für dieses Forschungsprojekt, grundlegende Rollen, die meinen Perspektiven auf das Forschungsfeld **Handlungsraum** und **Handlungsgrenzen** geben. Wie die Entwicklung der Forschungsbeziehung gelingt, ist abhängig von der Anschlussfähigkeit bzw. Interpretation des gegenseitigen Rollenangebotes.

### 2.4.2 Rollenzuweisungen und -übernahmen

Die Forscherinrollen waren der Rahmen meiner wissenschaftlichen Erkundung; sie **eröffneten** den Forschungsraum und **begrenzten** ihn. Auch Flick (1995) betont die Bedeutung der Rollenzuweisung beim Einstieg:

»Bei qualitativer Forschung hat die Person des Forschers eine besondere Bedeutung. Er wird mit seinen kommunikativen Fähigkeiten zum zentralen ›Instrument‹ der Erhebung und Erkenntnis. Aus diesem Grund kann er auch nicht als ›Neutrum‹ im Feld und im Kontakt mit den (zu befragenden oder zu beobachtenden) Subjekten agieren. Vielmehr nimmt er darin bestimmte Rollen und Positionen ein oder bekommt diese (teils ersatzweise und/oder unfreiwillig) zugewiesen. Von der Art dieser Rolle und Position hängt wesentlich ab, zu welchen Informationen der Forscher Zugang findet und zu welchen er ihm verwehrt wird.« (a. a. O., S. 71)

Die grundlegende Rollenzuweisung war, wie ich gezeigt habe, eine **formelle**: die **Mitgliedschaftsrolle** als Praktikantin. Dies entsprach etwa meiner eigenen Rollenwahl der Fremden, die mir Fremdheit als Erkenntnismöglichkeit zunächst erhalten sollte. Denn trotz des Praktikantenstatus blieb ich doch eine **Außenstehende**. Meine formelle Mitgliedschaft unterlag Normen, die den Status einer kontrolliert eingelassenen Forscherin regelten: Es gab die zeitliche Begrenzung (zwei Jahre), und ich wurde einer Betreuerin zugewiesen. Damit erhielt ich einen zeitlich begrenzten An-Platz. Das erlaubte mir – von meiner formellen Positionierung im Feld her – die Einnahme einer **Außenperspektive im Feld**.

»Erkenntnispotenzial ist hier die Einnahme und das (zumindest zeitweilige) Festhalten an einer Außenperspektive – (...) Im Hinblick auf die einem Forschungsfeld gegenüber eingenommene Perspektive lässt sich dies auch im Verhältnis von Fremdheit und Vertrautheit für den Forscher bündeln. Von seiner Verortung in diesem Spannungsfeld wird im weiteren nicht nur abhängen, welche konkreten Methoden er wählt, sondern auch, zu welchen Ausschnitten des untersuchten Feldes er Zugang findet und was ihm verschlossen bleibt.« (ders. a. a. O., S. 76 f)

Darüber hinaus sprachen mir meine ForschungspartnerInnen auch **informelle** Rollen zu. Eine davon habe ich schon beschrieben. Ich nenne sie die Rolle als **Veröffentlicherin**. Ich sollte die Ergebnisse intern und extern veröffentlichen. Diese Zuschreibung beinhaltet die Rolle als **Vermittlerin**: zwischen ›innen‹ und ›außen‹ der Polizeibehörde und zwischen ›unten‹ und ›oben‹ in der Hierarchie. Sie beinhaltet einen **Grenzgang**.

Die folgende Abbildung zeigt die wichtigsten Rollenzuweisungen und –übernahmen während der Zugangsphase im Überblick, die ich nachfolgend erläutere.

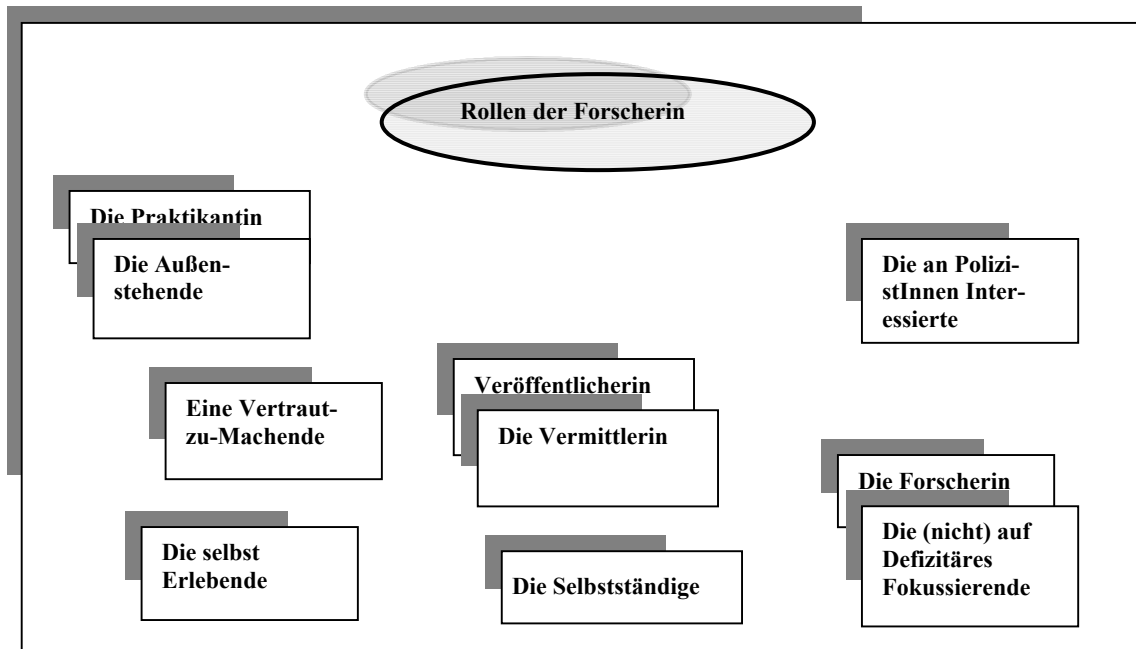


Abb. 5: Rollen der Forscherin

#### 2.4.2.1 Die Außenstehende

Als **Außenstehende** war ich angewiesen auf einen freundlichen Einlass in die Behörde – eine **abhängige** Position. Meine **Außenperspektive** erlaubte mir aber auch, nach Selbstverständlichkeiten zu fragen und Einblicke in Routinen zu erhalten, die für die PolizistInnen quasi normal waren. Als Außenstehende konnte ich Blickwinkel einnehmen, die im Feld unbekannt waren oder die ›man/frau‹ selbst besser nicht in Frage stellte. Solche **Grenzen des Gewohnten** überschritt ich mit meinen Fragen nach der Extrembelastung. ›Man/frau‹ war es nicht gewohnt, psychosoziale Belastungen und vor allem das **Bewältigen-Können** zu hinterfragen.

»Auf Nachfrage erklärt er mir, dass es für ihn ›normale Arbeit‹ sei. Er verstehe auch nicht, was ich zu finden hoffte. Keiner könne schließlich die Arbeit tun, wenn er die Dinge, denen er begegne, nicht auch bewältigen könne. Es kämen alle gut klar mit den Belastungen. Ich frage ihn, wie er denn umgehe mit dem, was er zu sehen bekomme. Er sagt: ›Das Kind ist tot. Das sage ich auch immer den Neuen.‹ Man könne für das Kind nichts mehr tun. ›Bei 30 höre ich auf, die Striemen zu zählen.‹ Da habe er Mitleid. Da brauche man aber nicht forschen.« (TB 1, S. 2)

In diesem ersten Gespräch mit B erfuhr ich nicht nur, dass er **Mitleid** empfand, für ihn ein offenbar **selbstverständliches Gefühl**. Ein Gefühl, das sozusagen grundsätzlich bei bestimmten Delikten angesichts der Opfer da war. Sondern ich erfuhr auch eine **Grenze**. »Alle kämen gut klar...« widersprach dem, was mir in meinen bisherigen Gesprächen von Führungskräften vermittelt worden war. Ich interpretierte diesen Satz von B als sinnbildliches Stoppschild: Halt! Nicht weiterfragen! Wonach? Nach dem Nicht-klar-kommen!

Indem ich meine Fragen stellte und meinem Interesse folgte, gab ich als Außenstehende Perspektiven ins Feld hinein, die dort neu waren. Ich verhandelte um die Grenze, die B setzte:

»Ich widerspreche ihm und sage: ›Sehen Sie, jetzt habe ich erfahren, wie Sie mit Ihren Belastungen umgehen. Genau das interessiert mich.« (a. a. O.)

Meine Rolle der Außenstehenden führte meine ForschungspartnerInnen dazu, sich neu mit ihren selbstverständlichen Konzepten auseinanderzusetzen – dadurch, dass ich für sie ungewohnte bzw. ungewollte Fragen stellte. Die Rolle der Außenstehenden ist also auch eine, die **Veränderungsimpulse** gibt – und selbst erhält. Denn ich begann jetzt, weiter darüber nachzudenken, was er damit meinte, sie würden alle gut mit den Belastungen klarkommen. Was hatte es auf sich mit dem **Mitleid-Haben**?

#### 2.4.2.2 Eine Vertraut-zu-Machende

Die Auseinandersetzung über Belastet-Sein als (Un)Möglichkeit, führte mich in die weitere Annäherung mit meinen GesprächspartnerInnen. Sie machten mich vom ersten Gespräch an mit den sie belastenden Bildern, mit ihren Sichtweisen und Aktivitäten, die sie entlasten sollten, **vertraut**.

Ich bekam u. a. Einblick in Entlastungsstrategien der Führungskräfte. Ein Beispiel war die **vermehrte Einstellung von Frauen**:

»Es gäbe inzwischen viele Frauen in seinem Bereich, dafür habe er gesorgt, wegen des Arbeitsklimas. Das sei jetzt besser als früher. Es sei sehr schwierig, die Bilder, die man zu sehen bekomme, zu verarbeiten.« (Feldnotiz 1, S. 1)

Hier erfuhr ich von Herrn P, dass 1. das Arbeitsklima schlechter sei durch 2. die überwiegend männliche Besetzung der Arbeitsstellen und dass er 3. einen Zusammenhang sehe zwischen ›den Bildern‹, ihrer Verarbeitung und einem geschlechtsspezifisch modifizierten Arbeitsklima.

Das **schlechte Arbeitsklima** führte er offensichtlich auf den ›männlichen‹ Umgang miteinander zurück. Zudem setzte er voraus, dass Männer eine **geringere Widerständigkeit** als Frauen gegenüber den »Bildern, die man zu sehen bekomme«, aufwiesen.<sup>11</sup>

Ein besseres Arbeitsklima zu schaffen sollte nach dem Konzept von P die Verarbeitung der ›Bilder‹ unterstützen. In der Umsetzung dieses Konzepts war, so P, die vermehrte Stellenbesetzung mit Frauen ein zentrales Instrument. Das war aber von der Sache her eine längerfristige Handlung<sup>12</sup>. Ich schloss daraus, dass man **sich einrichtete**, mit den ›Bildern‹ zu leben. Die Strategie von P bestand darin, eine dauerhafte Struktur (Einstellung von Frauen) zur Abfederung von dauerhaftem Stress, also eine Entlastung einzurichten.

Dies weist auf eine **Akzeptanz** gegenüber der **Dauerhaftigkeit der Extrembelastung** hin. Dieses Einstellen auf Dauerhaftigkeit zeigt auch das folgende Zitat aus demselben Gespräch:

»Er selbst habe alle Bilder, die er je in diesem Zusammenhang gesehen habe, präsent, klar und deutlich. Aber sie drängten sich nicht auf.« (a. a. O., S. 2)

P war sich seiner eigenen Belastung bewusst: Er trug schreckliche Bilder (von denen er mir einige zeigte) mit sich. Und er benannte eine **Grenze der Belastung**: »Aber sie drängten sich nicht auf.« Dass sie das nicht taten, war wichtig für ihn, er hatte **Kontrolle** über sie. Daher konnte er, auch wenn er das nicht explizit sagte, erwarten, **zukünftig mit ähnlichen Bildern leben** zu können.

Am ersten Tag meiner teilnehmenden Beobachtung erlebte ich in einer Kommission, die Delikte der Kindesmisshandlung bearbeitete, in welcher Weise das Vertraut machen durch **Zeigen** auf mich Einfluss nahm. Kommissarin C hatte mir zum **Eingewöhnen** einige

---

11 Siehe Behr (2000), der die Männlichkeitskultur der Polizei dezidiert untersucht hat.

12 Es musste jeweils zunächst ein Arbeitsplatz frei werden. Dann musste weibliches Personal mit entsprechender Ausbildung vorhanden sein.

Akten mit abgeschlossenen Fällen, teils ›Misshandlung mit Todesfolge‹ – so sachlich wird das schreckliche Leiden von Kindern formal genannt – auf ›meinen‹ Schreibtisch gelegt.

»C erklärt mir, sie wundere sich, wie manche ihre Kinder als Eigentum betrachteten. Eine Täterin habe sich beschwert, dass sie wie ein Schwerverbrecher behandelt werde. C lacht: ›Das war sie ja auch.‹ Die Akte, die ich gerade lese – des strangulierten Kindes – hätte sie sich kommen lassen, um zu erfahren, was aus dem Fall geworden sei. Sie wollte wissen, warum es nicht zur Anklage gekommen sei. Ich bin erstaunt und merke, dass ich mir wünsche, dass solche Taten geahndet werden. Ich ergreife innerlich Partei für das Kind, gegen die Mutter. C erzählt mir, dass sie oft nicht erfahren, was aus einem Fall bei Gericht wird.« (TB 1, S.1)

Meine **Parteinahme für das Kind** war ähnlich der von C. Ich war wie sie der Meinung, dass Mütter, die ihren Kindern Verletzungen oder den Tod zufügten, Schwerverbrecherinnen waren. Ich konnte nachvollziehen, dass es wichtig war, den Ausgang eines Falles vor Gericht zu wissen. Denn auch ich wünschte Konsequenzen für diese Mütter. Ich wurde **vertraut (gemacht)** mit meinen eigenen **Sühnewünschen**.

So machten mich meine ForschungspartnerInnen mit ihren Bildern und Fallgeschichten vom ersten Tag an **vertraut** mit Gefühlen und Reaktionen, wie sie im Forschungsfeld vorkamen.

### 2.4.2.3 Die selbst Erlebende

Das Gespräch mit P war mein erster Feldkontakt. So wie er haben mich auch die weiteren GesprächspartnerInnen konfrontiert mit dem, womit sie selbst konfrontiert waren. Ich sah Fotos von schrecklich zugerichteten Kindern und verwahrlosten Tatorten. Auch Geschichten von besonders furchtbaren Taten und ihrer Ermittlung hörte ich. Was mir die Polizistinnen und Polizisten zeigten und erzählten, war **detailgenau**. Ich hatte den Eindruck, ich sollte exakt das sehen und hören, was sie gesehen und gehört hatten.

Offenbar war das **Vermitteln eigenen Leidens** angesichts des schrecklichen Leidens anderer schwierig, selbst im Kreis der eigenen Kommission. Eine Möglichkeit der Verständigung bot das eigene **Fühlen** angesichts von Bildern und Geschichten. Meinen Gesprächspartner P beeindruckten die **Tränen** der Staatsanwältin. Den Auslöser dafür, einen Videofilm, sollte ich mir auch ansehen:

»Ansonsten sagt er: ›Wir achten aufeinander und setzen uns auch schon mal außerhalb der normalen Pausen zusammen, um etwas miteinander zu besprechen.« – Er betont immer wieder, wie schwer es sei, sich mit den oft ›undenkbaren‹ Tatbeständen zu konfrontieren. (...) Mehrfach sagt er, er wolle mir ›mal einen Videofilm zeigen‹. Bei diesem Film habe sogar die Staatsanwältin Tränen in den Augen gehabt. Das sei das einzige Mal, dass er das gesehen habe.« (Feldnotizen 1, S. 2)

Ich begriff, dass mir P nahe bringen wollte, was in seinem Beruf zum **Weinen** war. Das Sehen und Hören und das Miterleben, wozu P mich einlud – »Mal so zwei Wochen.« (a. O., S. 1) – sollte mich **erleben lassen**, womit sie konfrontiert waren.

**Unmittelbares Sehen** war aus der Sicht meiner ersten GesprächspartnerInnen die Voraussetzung für das Nachvollziehen-Können dessen, was sie selbst als so belastend erlebten. Weil im Forschungsfeld diese Sichtweise so selbstverständlich war, boten sich auch die übrigen ForschungspartnerInnen an, mir das, was in ihrem Verständnis zum Thema gehörte, zu zeigen und ließen mich in ihren Arbeitsalltag ein.

Wenn es schwer ist, über etwas zu sprechen, stellt das Zeigen eine **kreative Lösung** dar. Das machen nicht nur Kinder. Auch auf Reisen in fremden Ländern ist das eine Verständigungsoption. Und die Näherung an die Gewaltdelikte war wie eine Reise in ein fremdes bedrohliches Land. Für vieles, was ich sah und hörte in meinen Forschungsaufenthalten, empfand ich unsere Sprache als ungeeignet. Worte, die sich finden ließen, wirkten zu schwach, zu ungenau, Impulse, die sich in Response ungefragt einstellten, erschienen selbst gewaltsam, z. B. ›rächen‹ oder ›bestrafen wollen‹.

Die ausgeprägte **Kooperationsbereitschaft**, wie sie mir in der Zugangsphase und während der gesamten Forschungsdauer entgegengebracht wurde, war tragendes Element meines Projektes. Ohne sie wäre viel der Mühe umsonst gewesen.<sup>13</sup> Das Kooperationsangebot war, mir zu **zeigen**. Die von mir geforderte Kooperation hingegen war zu **sehen** und zu **hören** – und zu **fühlen, selbst zu erleben**.

---

13 »... eine von uns bis dahin nicht für möglich gehaltene Kooperationsbereitschaft vieler Polizeibeamter ...« (Absatz 14) ist für Reichertz ebenfalls eine der wichtigsten Säulen für den Zugang zu »Innenansichten« (Absatz 2) der Polizei. In Reichertz (2002, Januar): Prämissen einer hermeneutisch wissenssoziologischen Polizeiforschung (77 Absätze). *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research (Online Journal)*, 3(1). Verfügbar über <http://www.qualitative-research.net/fqs/fqs.htm>, letzter Zugriff 17. 8. 2007) –

#### 2.4.2.4 Die Selbstständige

Praktikanten sind für gewöhnlich junge Menschen, die ein Arbeitsfeld zu ihrer beruflichen Orientierung und Qualifizierung kennen lernen wollen. Für mich dagegen war der Praktikantenstatus die Eintrittskarte zur Forschung. Ich orientierte mich in meinem Verhalten nicht an diesem Status, sondern an meinem Forschungsinteresse. Ich hatte eigene Vorstellungen von meinem Aufenthalt im Feld.

Barbaras vorzügliche Betreuung nahm ich daher nur dann in Anspruch, wenn ich sie wirklich brauchte. Ich wollte sie keinesfalls über Gebühr beanspruchen; denn ich wusste, dass ihre Arbeitstage mehr als gefüllt waren. Ich wollte Rücksicht üben.

Dem entgegen lernte ich am ersten Tag meiner Teilnehmenden Beobachtung, dass von einer Praktikantin grundsätzlich **Betreuungsbedürfnis** erwartet wurde:

»Barbara kommt dazu. Sie begrüßt mich und sagt: ›Ah, da bist du ja, ich habe schon deinen Ehemann angerufen, weil ich dachte, vielleicht kommst du gar nicht, dass ich das missverstanden hatte.‹ Es stellt sich heraus, dass sie angenommen hatte, dass ich zuerst zu ihr komme. Das war jedoch nicht abgesprochen, und wir klären das Missverständnis.« (TB 1, S. 1)

Sie kam nicht auf den Gedanken, dass ich längst im Haus war. Nahe liegender schien ihr, dass ich gar nicht kam, als dass ich ohne sie in die Kommission gehen würde. Ich hingegen war bereits mit der Leiterin dort bekannt gemacht worden und fand es unnötig, Barbara zu beanspruchen.

Ich hatte offenbar eine **informelle Regel** verletzt. »Das war jedoch nicht abgesprochen, ...«. Bestimmte Dinge wurden ohne Absprache vorausgesetzt. Ich hingegen war es gewöhnt, mich an Abgesprochenes zu halten. Anderes entschied ich selbst oder suchte ein Einvernehmen aktiv nach. Wir konnten dies jedoch klären, und Barbara akzeptierte meine ›Eigenmächtigkeit‹. Sehr viel später einmal sagte sie zu mir, wie meine **Selbstständigkeit** sie anfangs erstaunt hätte. Als Selbstständige führte ich mich also selbst ein und wurde damit akzeptiert.



### 2.4.2.5 Die an PolizistInnen Interessierte

**Die an PolizistInnen Interessierte** bezeichnet eine Forscherin, die unterschieden wurde von den ForscherInnen, die sich für die Opfer interessierten.

»Während wir warten, kommt eine Mitarbeiterin, Frau Q. Herr Y stellt mich vor und erklärt, warum ich da bin. Sie sagt: ›Ach, dann interessieren Sie sich für uns? Und gar nicht für die Opfer? Da sind Sie bei mir genau richtig.« (TB 1, S. 5)

»Ich erzähle kurz vom Projekt und stoße auf Interesse mit der Idee, mich für die PolizistInnen zu interessieren und nicht, wie es ihnen vertraut ist, für die Opfer.« (TB 1, S. 12)

Mein Interesse an den PolizistInnen wurde überwiegend positiv aufgenommen. Allein die Tatsache, dass ich mich für ihr Befinden interessierte, wirkte oft öffnend im Gespräch. Vielfach erzählten mir meine GesprächspartnerInnen ohne Aufforderung von sich und ihrer Sicht auf das Thema sowie ihren Arbeitsalltag. Manche(r) stellte dies auch in Frage, wie B, der – wie schon beschrieben – diese Forschung zunächst unnötig fand.

Ich erlebte Kooperationsbereitschaft und **Offenheit** in einem Maße, wie ich es nicht erwartet hatte. **Die an PolizistInnen Interessierte** war eine tragende Rolle, sowohl für den Zugang als auch für die Durchführung des Projekts.

### 2.4.2.6 Die (nicht) auf Defizitäres Fokussierende

Wiederholt wurde ich als jemand, die auf **Defizitäres** fokussiert, gesehen:

»Keiner könne schließlich die Arbeit tun, wenn er die Dinge, denen er begegne, nicht auch bewältigen könne. Es kämen alle gut klar mit den Belastungen.« (TB 1, S. 2)

Dieser schon bekannte Textausschnitt von meinem ersten Tag im Forschungsfeld besagt, dass es das nicht gäbe: Dort arbeiten und mit den Belastungen nicht klar kommen. Damit sagte B mir, dass Defizite kein Thema wären. Sozusagen **tabu**.

Von B erfuhr ich weiter, welche Bedeutung Krankheit für den Einzelnen in diesem Beruf hatte:

»Bei dieser Mitteilung erfahre ich (...), dass der Kollege, der (...), nicht ins Beamtenverhältnis übernommen wurde: Er (...) und war viel krank, Herz und Rücken; er sei mit der Krankmeldung ›ungeschickt umgegangen‹.« (T B 1, S. 7)

Krankheit wurde hier als Defizit beschrieben, das Folgen für die Karriere hatte. Nach B war Krankheit ein **quasi-individuelles** Problem. Für die Karriere gab es eine organisationale Notwendigkeit, Bewältigung zu demonstrieren. Seine Bemerkung zum ungeschickten Umgang mit der Krankmeldung weist einerseits auf **individuelle Verantwortung** für Krankheit hin, andererseits gab es aber einen **lebensweltspezifischen Umgang mit Krankheit**, der von B als **einem Karriereknick vorbeugend** bewertet wurde: eben den ›geschickten‹ Umgang mit der Krankmeldung.

Die Abneigung, auf Defizite zu fokussieren, teile ich. Dies machte ich im Forschungsfeld auch anderen MitarbeiterInnen und Führungskräften deutlich. Wir handelten gewissermaßen aus, welche Perspektive ich im Forschungsfeld mit meinem Interesse an Polizistinnen einnehmen würde:

»Als er mich festlegen will auf ein Interesse nur an ›Schwierigkeiten‹ der Beamten bei der Bewältigung, weise ich ihn zurück und erkläre ihm, dass mich die Art und Weise des Umgangs mit den Belastungen interessiere, jeder Umgang, nicht nur die Schwierigkeiten.« (T B 1, S. 11)

Wenn ich mit meiner Forschung herausfinden wollte, auf welche Weise im LKA XY mit den Extrembelastungen umgegangen wurde, dann musste ich selbstverständlich die diesbezüglichen Handlungen in den Blick nehmen. Inwieweit solche Handlungen tatsächlich bewältigende Wirkung hatten oder eher Schwierigkeiten machten, das sollten mir die PolizistInnen selbst sagen. Ich achtete darauf, dazu keine wertende Perspektive einzunehmen, für Gelingen wie für Nichtgelingen offen zu bleiben.

#### 2.4.2.7 Die Vermittlerin und Veröffentlicherin

Dass ich dem Polizeipräsidenten sagen sollte, wie es den PolizistInnen ›wirklich‹ ging, lässt sich im Hinblick auf **Kommunikationsschwierigkeiten** von unten nach ganz oben deuten. Wie auch das mehrfach geäußerte Interesse an einer Veröffentlichung auf einen

Wunsch nach **Vermittlung in die Gesellschaft hinein** schließen lässt. Ich werte das als Hinweise auf **Begrenzungen** einerseits und ein **Bedürfnis, sich zu vermitteln** andererseits, nach ›oben‹ und nach ›außen‹.

### 2.4.3 Bedeutung der Forscherinrollen

Die Rollen, die mir im Zugangsprozess zugeschrieben wurden, werte ich als richtungweisend für den weiteren Forschungsprozess.

Meine formale Rolle als Praktikantin ermöglichte mir, aus der Perspektive der **Außenstehenden** Einblick in den Polizeialltag zu gewinnen. Diese Rolle kennzeichnet eine **Grenze zwischen dem Innen der Behörde und dem Außen**. Diese Grenze definierte sich im Zugangsprozess als gebunden an den Status der **Zugehörigkeit**.

- **Das LKA XY definiert seine Grenzen durch Zugehörigkeit.**

Diese Grenze ist jedoch nicht starr. Es gibt Rituale – formelle und informelle –, die sie durchlässig machten. Der Praktikantenstatus erlaubte mir das Übertreten der Grenze, das Hineingehen in die Organisation. Flankiert wurde dieser **Grenzgängerstatus** von intensiver Betreuung durch eine dafür Zuständige und von aktiver Kooperation, durch Zeigen und Erzählen.

- **Die Grenze des LKA XY wird gewahrt durch Betreuung und aktive Kooperation.**

Dass ich zum Dabeisein, zum selbst Sehen und Hören eingeladen wurde, hat noch eine weitere Bedeutung. Die Wirkungen der Extremsituationen, die einen Teil des Arbeitsalltags der Polizistinnen und Polizisten ausmachen, finden keinen als ausreichend empfundenen Ausdruck der Vermittlung. Die Lösung dieses Problems stellte mein Miterleben bzw. Nacherleben durch Fotos, Erzählungen und Mitmachen dar. Dies sollte mir ihre **inneren Reaktionen vermitteln**.

- **Die Grenze des LKA XY wird durchlässig durch aktive Kooperation.**

Dass mein Interesse an den PolizistInnen und ihrem Wohlbefinden und ihren Belastungen positiv beantwortet wurde – und wenn nicht positiv, dann doch offen –, interpretiere ich so:

- **Im LKA XY ist Raum für Persönliches.**

Dass ich gleich zu Beginn die informelle Betreuungsregel verletzte, wies mich auf die informelle Alltagskultur neben der formellen Struktur, wie sie sich im Praktikantenvertrag zeigt, hin. Meine Selbstständigkeit wurde dadurch erkannt und anerkannt, dass ich eine Regel überschritt.

- **Selbstständiges Handeln ist ein Wert im LKA XY. Regeln können dadurch überwunden werden.**

Der vermutete **defizitäre Blick** traf auf Abneigung und Abwehr, besonders im Zusammenhang mit einer Beeinträchtigung der Arbeitskraft durch Krankheit. Die negativen Folgen bei wiederholter oder längerer Krankheit für die individuelle Karriere können durch das Einhalten von informellen Regeln im Umgang mit der Krankmeldung gemildert werden.

- **Krankheit ist ein ›Defizit‹ und begrenzt die eigene Laufbahn.**
- **Routinen des ›geschickten‹ Umgangs mit Krankheit/Krankmeldung helfen, negative Folgen zu vermeiden.**

Die Strategien, der Extrembelastung zu begegnen, beinhalten drei zentrale Elemente: 1. Zur Verbesserung des Arbeitsklimas wurden vermehrt Frauen eingestellt. 2. Man setzte sich außerhalb der ›normalen Pausen‹ zusammen, um ›etwas zu besprechen‹. 3. Es gab einen ›geschickten Umgang mit Krankmeldungen‹.

- Bewältigung ist weiblich.
- Bewältigung geschieht durch Kommunikation.
- Routinisiertes ›geschicktes‹ Handeln der Einzelnen verhindert Konsequenzen für die Karriere.

## 2.5 Beziehungsgestaltung am ersten Tag im Feld

Am ersten Tag der teilnehmenden Beobachtung vermittelte sich mir weiteres ›Grundlagenwissen‹ vom Arbeitsalltag im Kommissariat, das ich an dieser Stelle noch einmal genauer untersuchen will. Denn das in dieser ersten Teilnahme Erlebte und die Ergebnisse der Analyse wurden für die weitere Forschung zentral, ein ›roter Faden‹ entstand.

Vor Beginn der ersten Phase der teilnehmenden Beobachtung **begrenzte** die Leiterin der Kommission meine Teilnahme auf Grund meines Status als **Außenstehende**.

»Sie erwähnt aber, dass Außenstehende bei den Morgenbesprechungen nicht dabei sein sollen, weil jeden Morgen einer ›dran‹ sei, der ›etwas erlebt‹ hat, worüber dann gelacht und gescherzt werde: Das würde ein Außenstehender nicht verstehen, dass man über so was lachen kann.« (Feldnotizen, S. 4)

Ich sollte also gerade an dem Teil der Besprechung nicht teilnehmen, den ich erforschen wollte. Der Begriff ›Außenstehender‹ weist daraufhin, dass diese Kommission eine **Grenze** pflegte, die gebunden war an das Bewältigungsritual des **Lachens** und **Scherzens** sowie an ein **Verständnis** des Rituals. »Verstehen« zu können, »dass man über so was lachen kann« bildet gewissermaßen eine **schützende Grenze**, innerhalb derer dasjenige Raum hat, das nicht öffentlich werden darf, weil es missverstanden werden könnte.

- Entlastung/Bewältigung geschieht innerhalb der schützenden Teamgrenzen.
- Entlastung/Bewältigung geschieht durch Lachen und Scherzen.
- Außenstehende verstehen dieses Ritual nicht, weil sie ›Außenstehende‹ sind.

### 2.5.1 Familiäre Atmosphäre

Montagsmorgen um acht Uhr, also eine halbe Stunde später als die KommissarInnen, ging ich in die Kommission. Zu der Zeit saßen die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zur Frühbesprechung bei der Kommissionsleiterin im Büro. Um einen großen Tisch mit geblümter Decke saßen etwa 11 Frauen und Männer. Sie tranken Kaffee und unterhielten sich. Die Atmosphäre erlebte ich als locker, fast ›gemütlich‹, vergleichbar mit harmonischen Familientreffen. Ich wurde begrüßt, namentlich vorgestellt und erhielt einen Platz: für meinen Mantel im Schrank, einen Platz am Tisch und eine Tasse. Ich stellte mein Projekt kurz vor.

Angesichts der Kaffeerunde bekam ich, wie schon erwähnt, den Eindruck des Familiären. Dieser Eindruck vertiefte sich im Laufe des Tages. Ab 11 Uhr fand die **Kommissionsfamilie** wieder am Tisch im Zimmer der Leiterin zusammen:

»11 Uhr: Kommissar R kommt mit einem Korb Brötchen, Fleischsalat, Geflügelsalat, Butter und Marmelade. Er hat Geburtstag, ist (...) geworden. (...) Alle (insgesamt 11) MitarbeiterInnen kommen wieder und gratulieren. ›Das Geburtstagskind‹ bekommt die Blumen und gute Wünsche. Mir wird er als ›Jüngster‹ vorgestellt. Wir trinken wieder Kaffee und essen Schrippen.« (TB 1, S. 2)

Gemeinsam feiern, am gemeinsamen Tisch essen und Erlebnisse kommentieren, eine Kollegin trösten, KollegInnen aus anderen Kommissariaten, die im Verlauf der Feier dazukommen, auf dem Laufenden halten – das alles führt mich zur Metapher der **Familie**. Es duftete nach Kaffee. Spötteleien auf Kosten Anwesender wurden von diesen mehr oder weniger freundlich, aber nicht verärgert aufgenommen. Auch das ist in vielen Familien verbreitet.

- **Die Teamcommunity konstituiert sich durch gemeinsame Geburtsfeiern.**

»Dann erzählt D, die neben mir sitzt, dass sie Sonntag im Hamam war. Was das sei, wollen andere wissen. D erzählt, wie es dort sei und dass sie eine Ganzkörpermassage erhalten habe. Einige lachen, einer spricht das Wort anzüglich gedehnt aus. Eine will wissen, wie die Bekleidung dort sei und sagt ›iih‹, als sie hört, dass die Frauen nackt seien. Gelächter, als D klar stellt, dass ins Hamam nur Frauen gehen. (...) Sie (eine hinzukommende Mitarbeiterin)

wird auch über das Hamam aufgeklärt, in dem man wohl baden sollte, es aber keine Bädewannen, sondern nur Waschbecken gäbe.« (TB 1, S. 1 und 3)

Das gemeinsame Besprechen und Bewerten privater Erlebnisse erlebte ich des Öfteren. Die allgemeine Atmosphäre wurde dann **leicht** und **angenehm** und vermittelte den Eindruck des **Vertrautseins**. Ich als Außenstehende und Mitglieder anderer Teams scheinen bei der Geburtstagsfeier und den damit verbundenen quasi-privaten Gesprächen willkommen gewesen zu sein.

- **Geburtstagsfeiern öffnen die Teamgrenzen für Angehörige anderer Teams.**
- **Gemeinschaft wird hergestellt durch das Kommunizieren privater Erlebnisse.**

Familiär mutete mich auch das **Versorgt werden** im Kommissariat an: die Bügel im Schrank, ›mein‹ Platz am Tisch und ›mein‹ Schreibtisch, mit denen für mich gesorgt wurde, als ich kam; die Suche nach »interessanten Fällen«; die **Sorge**, ich könnte mich **langweilen**; die Akten, die ich zum Einstieg bekam; die PolizistInnen, die mich an die jeweiligen Orte der Forschung brachten und den dort arbeitenden KollegInnen vorstellten – all das vermittelte mir **Sicherheit** und **Rückhalt** wie in einer Familie, die für mich da war. Das, was ich als **familiär** identifizierte, wirkte auf mich **einladend**. Im angenehmen Miteinander-Sein fühlte ich mich **aufgehoben**.

- **Ein Platz im Team bedeutet Sicherheit und Aufgehoben-Sein.**

### 2.5.2 »Besondere« Fälle und »nichts Aufregendes«

Nach der Kaffeepause wies die Kommissionsleiterin mich darauf hin, dass sie keine »besonderen« Fälle für mich hatte:

»A fragt mich, ob ich heute nicht lieber in ein anderes Kommissariat möchte, sie hat keinen ›besonderen Fall‹. Ich versichere, dass ich keinen besonderen Fall benötige und dass ich einfach heute da sein und vielleicht die eine oder andere Frage stellen möchte.« (TB 1, S. 1)

Was **besondere Fälle** sind, das erfuhr ich dann aus den Akten, die mir von Kommissarin C auf meinen Schreibtisch gelegt wurden, nämlich Berichte und Fotos von misshandelten, mit Hämatomen, Striemen, Verbrennungen und anderen Wunden übersäten Kindern, lebende und tote, in teils stark verwahrlosten Räumen:

»Auf meinem Schreibtisch liegen bereits die Akten von abgeschlossenen Fällen. Im ersten Vorgang finde ich die Dokumentation des Mordes einer Mutter an ihrem fünfjährigen Sohn. Sie hat ihn erdrosselt und sich selbst ›oberflächlich‹ die Halsschlagader eingeschnitten. Sie erlangte jedoch noch einmal das Bewusstsein wieder und rief ihren Mann an, sodass sie gerettet wurde.« (TB 1, S. 2)

»Ich blättere die dickste Akte durch, ein spektakulärer Fall, wie die Fotos und die beige-fügten Presseberichte dokumentieren: ein 4jähriger Junge, zu Tode geprügelt, mehrere Schädelbrüche.« (TB 1, S. 3)

Von polizeilichen Aktivitäten, die per definitionem »nicht aufregend« oder »nichts« waren, nahmen die Beamten offenbar an, dass sie mich nicht interessierten. Zumindest wurde ich am ersten Tag immer wieder darauf hingewiesen:

»Nachdem ich den Vorgang durchgesehen habe, frage ich B, ob er auch Protokolle von laufenden Ermittlungen habe. ›Ja‹, sagt er, es sei aber ›nichts Aufregendes‹. Er gibt mir die Akten von den verlassenen Babys. (...) 14.15 Uhr: Eine Zeugin kommt zur Vernehmung. Ich frage, ob ich dabei sein kann. Kann ich, werde aber darauf hingewiesen, dass dies ›nichts‹ sei. Die Vernehmung findet im Schreibzimmer statt. Es handelt sich um eine Anzeige wegen Kindesentziehung. Eine Frau ist mit ihrem Kind vor fünf Monaten ›verschwunden‹, wie zuvor auch schon des Öfteren. Der Mann hat jetzt Anzeige erstattet. (TB 1, S. 3f)

Ein verlassenes Baby ist in meinen Augen keine Bagatelle. Werden solche Fälle **bagatellisiert**, oder denkt B aus einer ganz anderen Perspektive als ich? Was macht einen Fall **aufregend**? Was bedeutet **Aufregung** für die PolizistInnen? Und was bedeuten Fälle, die ›nichts‹ sind? Was hieß es für die Gestaltung der Forschungsbeziehung, wenn sie sich immer wieder bemühten, mir **Besonderes** zu bieten? Meine ForschungspartnerInnen hatten natürlich Phantasien über mich. Gehörte die Vorstellung, ich suchte das Besondere und Aufregende, dazu? Soviel konnte ich am ersten Tag sagen: Subjektiv führten mich die Aufregungshinweise in Versuchung. Denn ich mag Aufregung, ich mag das Spektakuläre. Was sagt die Betonung des Spektakulären über das PolizistInnenleben aus? Vorläufig kann ich folgendes festhalten:



- **Die Fälle werden hierarchisch bewertet: ›aufregend‹, ›besonders‹ und ›nichts‹.**

### 2.5.3 Akzeptanz und Erwartung

Die Zuweisung eines Platzes – für die Dauer meines Feldaufenthaltes erhielt ich u. a. einen ›eigenen‹ Schreibtisch – erlebte ich als **Akzeptiert-Sein**. Mein Status als Praktikantin und mein Thema (definiert als Interesse für die PolizistInnen) wirkte als »Passierschein« (Lau/Wolff 1983, S. 423). Dieses Gefühl des Akzeptiert-Seins bewirkte bei mir eine Verstärkung der Offenheit den ForschungspartnerInnen gegenüber.

Das Interesse an meinem Forschungsprojekt zeigte sich gleich zu Anfang als **Erwartung** an die **praktischen Ergebnisse**:

»Ich erkläre mein Projekt, und C fragt, ob es auch praktische Ergebnisse für die Mitarbeiter geben wird.« (TB 1, S. 1)

Dass es praktisch umzusetzende Ergebnisse geben würde, lag nicht in meiner Absicht, denn dies ist ein wissenschaftliches Projekt. Das sagte ich ihnen. Gleichzeitig hatte ich Sympathie für diesen Wunsch, weil ich Praktikerin bin.

Sicher ist dies – ebenso wie der Auftrag zur Vermittlung und Veröffentlichung – als Versuch der **Funktionalisierung** zu bewerten. Doch anders als Wolff (a. a. O., S. 347) vorschlägt, war dies für mich kein Hinweis, besonders vorsichtig gegenüber möglicher Funktionalisierung zu sein. Vielmehr stellte sich mir die Frage: Warum brauchen sie mich für die Vermittlung nach ›oben‹ und nach ›außen‹ und die praktische Umsetzung von Ergebnissen? Könnten sie dafür nicht selbst sorgen? Sind sie so **wenig selbstständig**? Festzuhalten ist:

- **Funktionalisierungsversuche zeigen Nichthandeln an.**
- **Es gibt den Wunsch nach praktischen Ergebnissen.**
- **Die Kenntnis von der Extrembelastung im LKA XY brauchte zur Überschreitung der LKA-Grenzen – nach ›außen‹ und nach ›oben‹ – die Vermittlung durch ›Außenstehende‹.**

#### 2.5.4 Belastung – Entlastung

Beziehung stellte sich im Laufe des Tages auch über die Auseinandersetzung mit dem Forschungsthema her. Offenbar verstand Kommissar B meine Forschungsfragen als ein **Infragestellen seiner Bewältigungskompetenz**, mehr noch: als Infragestellen der Bewältigungskompetenz der polizeilichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schlechthin. Dies tat er, indem er Normalität betonte, nämlich dass »alle« mit den Belastungen gut klar kämen. Diese Arbeit zu tun schien für ihn gleichbedeutend zu sein mit Bewältigen können. Zugleich jedoch ließ er sich auf mein Nachfragen ein und beschrieb sein Handeln und sein Fühlen:

»Ich frage ihn, wie er denn umgehe mit dem, was er zu sehen bekomme. Er sagt: ›Das Kind ist tot. Das sage ich auch immer den Neuen.‹ Man könne für das Kind nichts mehr tun. ›Bei 30 höre ich auf, die Striemen zu zählen.‹ Da habe er Mitleid.« (TB 1, S. 2)

Sich mit **Realitätssinn** der Macht- und Hilflosigkeit zu stellen (»Man könne für das Kind nichts mehr tun.«) bedurfte der ›Sozialisation‹: »Das sage ich auch immer den Neuen.« Was spürbar bleibt, ist **Mitleid** und letztlich **innere Distanz**.

**Witze machen, sexualisieren und gemeinsam lachen** angesichts eines Tatwerkzeugs (und der damit verbundenen belastenden Phantasien) entlastet. So ist mir die folgende Szene noch gut in Erinnerung, auch mein Nichtverstehen. Denn die ganze Geschichte wurde – wie bei einem Mythos, den alle schon kennen – nicht vermittelt. Die Anwesenden verstanden sich **beinahe wortlos**. Zumindest ließen die Bemerkungen Raum für eigene Phantasien:

»Ein mächtiger Hammer wird gebracht. Es werden Witze darüber gemacht: ›Kannst du zum Nägel einschlagen gebrauchen.‹ ›Wenn ich ihn hoch kriege, ja.‹ Gelächter. Auf mein Nachfragen hin erfahre ich, dass dies eine Tatwaffe ist, mit der ein Mann eine Tür eingeschlagen hat. ›Und das Kind?‹ fragt ein Mitarbeiter. ›Das war schon im Krankenhaus.‹ Gelächter.« (TB 1, S. 3)

Über den Gebrauch des Hammers zum Nagel-Einschlagen konnte ich (zunächst) nicht mitlachen. Denn dafür benutze ich einen Hammer normalerweise. Was sollte daran witzig sein? Angesichts des Missbrauchs dieses speziellen Hammers zur Gewalt gegen ein Kind

jedoch kann die Vorstellung, mit ihm schlicht Nägel einzuschlagen, durchaus komisch anmuten. Das lenkt von der Gewalt ab und weist auf Normalität hin. Von der Vorstellung der Brutalität wurde jedoch in diesem Fall durch die Sexualisierung des Hammers («wenn ich ihn hoch kriege») abgelenkt.

- **Realitätssinn und Mitleid schaffen innere Distanz.**
- **Witze über Gewalthandlungen bringen Normalität ins ›Spiel‹.**

Belastungen, die es zusätzlich zu denen gab, die durch die Konfrontation mit Gewalt im Forschungsfeld entstanden, erfuhr ich auch am ersten Tag. So löste die schwere Krankheit eines Kollegen **Sorge** aus:

»Nach einem Telefonat zeigt sich B besorgt. Er mache sich Sorgen um einen Kollegen, der schon lange fehle wegen (...). Sie dachten, er käme wohl jetzt zurück, aber gerade habe er gehört, dass er noch mal operiert werden müsse.« (TB 1, S. 4)

Oder die früheren belastenden räumlichen Bedingungen:

»Sie seien in (...) untergebracht worden, in ›katastrophalen Verhältnissen‹. Das könne sich keiner vorstellen, wie heruntergekommen die Räumlichkeiten gewesen seien.« (TB 1, S. 4)

Die Belastung durch heruntergekommene Räumlichkeiten bezeichnete B als **nicht vorstellbar**. Ähnlich wie für die Bilder der Gewaltverbrechen reichte das reine Vorstellungsvermögen – für jene, die nicht dabei waren – nicht aus, um **die Stärke der Belastung** zu erfassen.

- **Die Stärke der Belastung bestimmt sich durch ihre (Nicht-)Vorstellbarkeit.**

Entlastend mochte da das **Abgrenzen** gegen die »freie Wirtschaft« wirken:

»Aber keiner habe gekniffen. Das möchte er mal sehen, dass ›in der freien Wirtschaft‹ jemand das mitmacht.« (a. a. O.)

Mit diesem Satz betont B die **Grenzen** des LKA XY durch **Geringschätzung** eines anderen Arbeitsfeldes außerhalb der Polizei, der freien Wirtschaft, von der er annimmt, dass die MitarbeiterInnen dort nicht so ›widerständig‹ wie die PolizistInnen seien. Zugleich betont er den hohen **Wert des Innen** durch **Zusammenhalt**, die an Belastbarkeit gebunden ist: »Keiner habe gekniffen.«

- **Abgrenzung nach außen entlastet.**
- **Zusammenhalt macht stark.**

Gerade durch den Mitarbeiter, der anfänglich meine Forschung unnötig fand, habe ich eine Menge über die Belastungen im Feld erfahren. Am Ende des Tages stand seine Einladung, mit ihm am nächsten Morgen zu einem ›kleinen‹ Einsatz zu fahren.

## 2.6 Umgang mit Grenzen – Zusammenfassung

Im Prozess des Einstiegs in die Forschung und in das Landeskriminalamt XY hat sich ein thematischer Schwerpunkt herausgebildet: Die Frage nach der Bedeutung von **Grenze** wurde für mich in der Analyse des Einstiegs in das Forschungsfeld zum vorläufigen Vordergrund. Natürlich liegt in der Analyse des Zugangs zu einer Behörde das Thema **Grenze** nahe. Denn Behörden haben starke **Außengrenzen**, die sich beispielsweise in einer Ausweiskontrolle beim Pfortner oder in einer Verschwiegenheitspflicht ihrer MitarbeiterInnen zeigt.

Insofern ließe sich behaupten, dass das Thema **Grenze** sozusagen ›in der Natur der Sache‹ liege; denn man muss ja in jedem Fall eine **Grenze überwinden**. Die Analyse des Einstiegsprozesses würde so gesehen lediglich Hypothesen über das Thema **Grenze** im Hinblick auf Forschung schlechthin in dieser Behörde hervorbringen, nicht aber zu der spezifischen Forschungsfrage.

Weil aber die Frage nach der Lebenswelt ›Polizeibehörde‹ Teil der Untersuchungsthemen ist und um zu zeigen, wie sich **Grenze** sowohl mit dem **Forschungsthema** als auch mit dem Einstiegsprozess in die **Polizeibehörde** verbindet, fasse ich im Folgenden die Eigenschaften und Dimensionen von **Grenze** sowie die Strategien des **Umgangs mit Grenze**, wie sie sich im Einstieg ins Forschungsfeld darstellen, zusammen. Die folgende

Abbildung zeigt den Umgang mit Grenzen im Kontext der konkreten Handlungen (rechts) sowie ihrer Bedingungen bzw. Konsequenzen (Mitte).

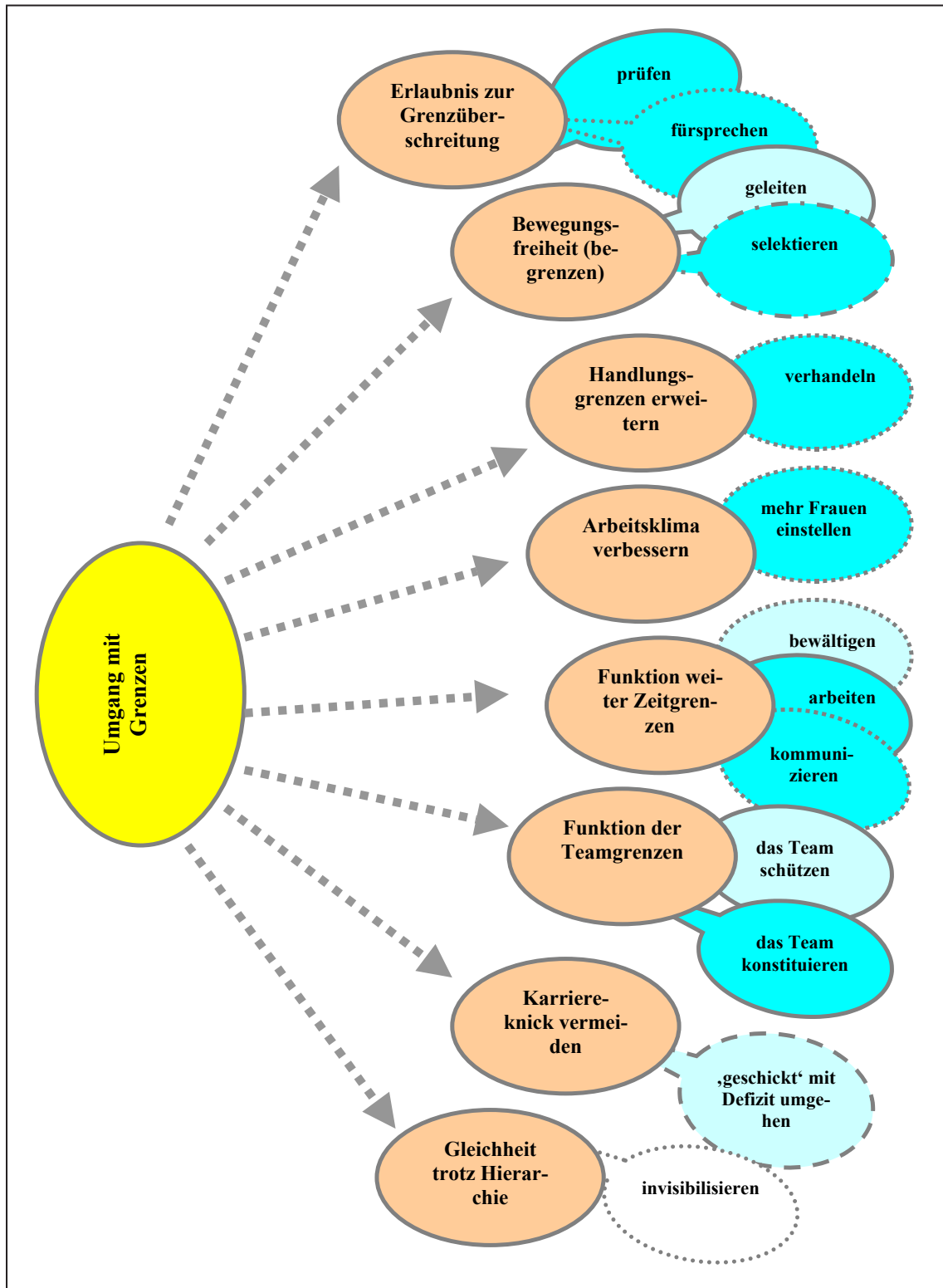


Abb. 6: Umgang mit Grenzen

1. Zunächst fällt auf, dass die äußeren Grenzen des LKA XY grundsätzlich bewacht wurden: Vom Pförtner durch die Prüfung von Ausweis und Anliegen, von den Gesprächspartnern des Einstiegs durch Prüfung der Persönlichkeit. Man wusste anfangs nicht, ob man mich in das LKA XY hineinlassen sollte. Doch wovon hing meine ›Eintrittskarte‹ ab?

Dass man mich in den ersten Gesprächen einer Prüfung unterzog, wurde mir spätestens klar, als mich ein Gesprächspartner warnte, nicht »zu lügen«. Meine nächste Gesprächspartnerin könnte man »nicht hinters Licht führen«. (Feldnotizen 3, S. 6) Meine **Ehrlichkeit** sollte also geprüft werden.

Diese ersten Gespräche waren von einem **großzügigen Zeitrahmen** gekennzeichnet. Auch die Einladung zur teilnehmenden Beobachtung war zeitlich großzügig: zwei Wochen. Von mir wie von meinen GesprächspartnerInnen verlangte das **zeitlichen Einsatz**. Meine Bereitschaft dazu hat sicher die gegenseitige Annäherung gefördert.

Das Zeigen von Tatortbildern und die Beschreibungen von Gräueltaten und ihren Wirkungen auf die PolizistInnen berührten mich. Insbesondere die Bemerkung von P, dass die Staatsanwältin Tränen in den Augen gehabt hätte legt die Vermutung nahe, dass das Zeigen von Gefühlen angesichts ›undenkbarer‹ Tatbestände hoch bewertet wurde. Meine Einfühlsamkeit in die Thematik spielte sicher eine Rolle für den Zugang.

So gesehen waren **Ehrlichkeit, zeitlicher Einsatz und Einfühlsamkeit** Teile der **Erlaubnis zur Grenzüberschreitung** in die Polizeibehörde hinein. Ein weiterer Teil war die **Fürsprache** von Barbara, meiner ›Türöffnerin‹.

- Die Erlaubnis zur ›Grenzüberschreitung‹ wurde nach bestandener ›Prüfung‹ und nach Fürsprache erteilt.

2. Das Zuweisen und Aushandeln der Forscherinrollen bewerte ich als **Grenzverhandlungen**. Mein Wunsch, in meinem Forschungsfeld fremd zu sein, eine fremde Perspektive einzunehmen, fand Entsprechung in der Zuschreibung **Außenstehende**. Um als Außenstehende dennoch ›dabei sein‹ zu können, brauchte es die Erfüllung von Bedingungen: den **Praktikantenstatus** und **Betreuung**. Betreuung beinhaltete **Geleit im Hause** und **Selektion des Dabeiseins**. Diese Selektion vorzunehmen war den Zugehörigen vorbehalten.

- Die **Bewegungsfreiheit** zieht eine Grenzlinie zwischen Außenstehenden und Zugehörigen durch Geleiten und Selektieren.

Bedeutet das, dass ich desto mehr an Zugehörigkeit gewinne, je mehr ich dabei sein kann und je mehr ich miterlebe? Zumindest zeigte sich die **Bewegungsfreiheit** als erweiterbar. Denn meine ForschungspartnerInnen zeigten Interesse, mir möglichst umfassend ihren Alltag zu zeigen. Sie bemühten sich sehr, mir ihr **unaussprechliches Erleben** zu vermitteln. Da sie an eine **Vermittlungsgrenze** qua Sprache stießen, fanden sie andere Wege der Vermittlung: das Zeigen und Erleben ›am eigenen Leibe‹. Dieser kreative Ausweg aber **erweiterte die Bewegungsfreiheit** für mich als Außenstehende. Weitere mir zuge dachte Rollen unterstützten diesen Prozess: eine Vertraut-zu-machende, die an PolizistInnen Interessierte, die Forscherin, die (nicht) auf Defizitäres Fokussierende.

3. Die Bewegungsfreiheit wurde durch **Handlungsgrenzen** begrenzt, die sich durch unausgesprochene Regeln bestimmten, durch Handlungsrou tinen. An mich wurden **Handlungserwartungen** gestellt: Man erwartete, dass ich mich umfassend betreuen lassen sollte, dass ich mich vorrangig für ›besondere‹ und ›aufregende‹ Fälle interessieren sollte, dass ich die Forschungsergebnisse nach ›oben‹ und nach ›außen‹ vermitteln sollte. Nichterfüllen dieser Erwartungen führte zu **Grenzverhandlungen** und letztlich zur **Grenzerweiterung** zwischen mir als Außenstehende und den Zugehörigen.

- Handlungsgrenzen können durch Verhandlung über Erwartungen erweitert werden.

4. **Die Erweiterung der Geschlechtergrenzen** zeigte sich im Einstiegsprozess als gebunden an die Bewältigung der Extrembelastungen. Die **Verbesserung des Arbeitsklimas** galt als Maßnahme zur Bewältigung. Frauen hielt man hierfür für besser geeignet als Männer. Die Begründung war, dass das Arbeitsklima sich verbessert hatte, seitdem vermehrt Frauen eingestellt worden waren. Dies öffnete die Grenzen im männerdominierten Arbeitsfeld für mehr Frauen.

- Die Notwendigkeit zur Bewältigung brachte die Männerdomäne dazu, ihre Grenzen für Frauen weiter zu öffnen.

5. **Weite Zeitgrenzen** dienten zum einen der Bewältigung: Man setzte sich außerhalb der ›normalen Pausen‹ zusammen, um ›etwas zu besprechen‹. Zum anderen spielte auch bei Gesprächen, die die Arbeit betrafen – während meines ersten Tages im Kommissariat – die **ausreichende Zeit** eine Rolle. Auch die Einstiegsgespräche mit mir waren **gründlich** und mit ausreichend Zeit versehen (jeweils eineinhalb bis zwei Stunden).

- Zeit spielt keine Rolle?!

6. Die **Teamgrenzen** schützen die Handlungen der Bewältigung vor dem Unverständnis Außenstehender. Die Grenzen des Teams werden durch verschiedene Handlungen konstituiert: Durch ›Tischrunden‹, durch Geburtstagsfeiern, durch das Kommunizieren privater Erlebnisse wie auch der Arbeitsprozesse, durch einen ›Platz‹ im Team, durch ein gemeinsames Verständnis. Auf diese Weise gibt es einen **inneren Raum**, den das Team miteinander teilt.

- Die Teamgrenzen schützen und konstituieren die Gemeinschaft.

7. In der Gemeinschaft des Teams schienen alle füreinander da zu sein. Bei Krankheit allerdings stand der Einzelne allein da, wenn er ›ungeschickt‹ mit der Krankschreibung umging. Die Abneigung, auf Defizitäres zu fokussieren passt dazu: Nicht die Krankheit ist das Thema, das Problem, sondern der ›geschickte‹ Umgang damit. So wird der **Karriereknick** individuell verantwortet.

- Ein Karriereknick ist u. a. im Defizit des Einzelnen im Umgang mit seinem Defizit begründet.



8. Die **unsichtbare Grenze**: In den Einstiegsgesprächen empfand ich durch die Freundlichkeit, das Interesse und die Einladungen zum Dabeisein eine gewisse **Gleichheit**. Wie P als Führungskraft Kaffee holte und mir eingoss, wie die Kommissariatsleiterin Kaffee für alle kochte, wie alle im Tischrund saßen und sich u. a. über private Dinge unterhielten und aneinander Anteil nahmen – das vermittelte eine **Gleichheit der Hierarchieebenen**. De facto war ich dennoch in der Abhängigenposition.

- Gleichheit im Umgang miteinander invisibilisieren Hierarchiegrenzen.



### 3 Subjektivität und Methoden

»Der Beobachter muss in den Brennpunkt der Beobachtung einbezogen sein, und was untersucht werden kann, ist immer eine Beziehung oder ein unendlicher Regress von Beziehungen. Niemals ein ›Ding‹.« (Bateson 1985, S. 323)

In diesem Kapitel stelle ich meinen Umgang mit der Subjektivität und die Anwendung der Grounded Theory in der vorliegenden Untersuchung dar. Die Frage, welchen Einfluss meine Subjektivität auf die Ergebnisse der Untersuchung hatte, wie sie die Erhebungen prägte und die Analyse beeinflusste, hat mich während dieser Forschungsarbeit begleitet. Ich diskutierte das Thema im Forschungskolloquium an der FU Berlin und in meiner Forschungsgruppe. Die gemeinsame Auseinandersetzung in diesen beiden Gruppen damit führte mich zu zwei Ergebnissen: 1. Ich entschied mich, während des gesamten Untersuchungsprozesses meine ›Subjektivität‹ mitzureflektieren und dies methodisch zu gestalten. 2. Ich wollte die Untersuchung so ›partizipativ‹ wie möglich durchführen und damit auch der Subjektivität meiner ForschungspartnerInnen den ihr angemessenen Raum geben. Die ›Grounded Theory‹ weist einen Weg, wie sich »das ›dröhnende, verflixte Durcheinander der Erfahrung ordnen« (Strauss 1991, S. 31) lässt, ohne sich in ihm zu verlieren oder der Beliebigkeit anheim zu fallen.

Obwohl ich mir die Rolle der Fremden selbst gewählt hatte, versetzte mich die konkrete Begegnung mit der Arbeit an der stattgefundenen und stattfindenden Gewalt mehr als einmal in Angst. Da waren die unsäglichen Gewaltdelikte, denen ich jetzt nahe kam. Wie sehr sie jetzt in mein Leben ›einbrachen‹ – und wie sehr ich sie bis dahin aus meinem Leben heraus gehalten hatte – zeigt dieses Memo:

»Meine vier Wände erscheinen mir nicht mehr halb so sicher und ruhig wie zuvor. Dies drückt sich darin aus, dass ich die Kette vorlege und mich jedes Mal erinnere, wie die Beamten mir geraten haben, ein besseres Schloss zu besorgen. In Supermärkten kuck ich zuerst nach ›Verdächtigen‹, ob wieder jemand die Kasse ausrauben will. Seit ich ein offenes Ohr dafür habe, erfahre ich, wie häufig dies in allernächster Nähe meiner Wohnung geschieht, in diesem ruhigen, bürgerlichen Stadtteil. Ich bin beunruhigt und möchte zur Veränderung beitragen. Kann ich das mit Psychotherapie?« (Memo: ›Gedanken zur Diss‹, 2000)

Zwangsläufig erfuhr ich während der Forschung auch von Gewalttaten in meinem privaten Wohnumfeld. Meine Wahrnehmung schärfte sich in dieser Zeit, sodass mir ›geknackte Autos‹ am Straßenrand und Menschen, die im Geschäft stahlen, plötzlich auffielen. Kassiererinnen erzählten mir unaufgefordert von Überfällen, denen sie ausgesetzt waren und von ihren Ängsten. Was geschah mit mir? War ich zuvor ›blind‹ und ›taub‹ gewesen?

Dass ich meinen langjährigen Beruf in Frage stellte, weist auf einen existenziellen Prozess hin. Ich musste erkennen, dass ich mein Sicherheitsgefühl u. a. dadurch begründete, dass ich die Realität von Gewalthandlungen in meinem direkten Lebensumfeld ausblendete. Ich »möchte beitragen zur Veränderung« lässt sich auch lesen als: ›Ich ertrage diese Wirklichkeit nicht.‹

Zweifel waren die natürliche Folge dieses Selbsterkenntnisprozesses: Zweifel an meiner persönlichen Kompetenz, Bewältigung von Belastungen zu erforschen, denen ich mich selbst nicht stellen mochte; Zweifel auch, was Sicherheit von nun an für mich bedeuten würde; Zweifel auch an meiner Sicht der ›Welt‹.

Meine Verunsicherung durch die Begegnungen mit bedrohlichen Themen und Situationen hätte ich – wie die kriminellen Ereignisse in meiner Umgebung – ebenfalls ›ausblenden‹, **wegstecken** können – wäre ich eine andere, weniger neugierig und aufmerksam gewesen. Wahrscheinlich hätte ich aber dann die existenzielle Bedeutung des Forschungsthemas und somit die existenzielle Notwendigkeit der Bewältigung nicht erkannt.

### 3.1 Subjektivität

Die Reflexion des Forschungsprozesses als eines Begegnungsprozesses zwischen Subjekten ist eine Erkenntnisquelle, die – immer noch unterbewertet und zu wenig genutzt – einerseits durch die Erkenntnisse der Beteiligten und deren subjektiven Entscheidungen und Handlungen begrenzt ist, andererseits um genau diese Dimensionen erweitert wird. Die Erkenntnisse, die wir durch Forschung erwerben, unterliegen nun einmal der Verständigungsarbeit zwischen Forscherin und ForschungspartnerInnen. Wir können im Ergebnis das erwarten, was diese Arbeit an der Verständigung zustande bringt.

Das schließt die Verständigung der Forscherin mit sich selbst ein. Denn will ich etwas Neues wahrnehmen, etwas bisher nicht Gedachtes denken, etwas Fremdes reflektieren, muss ich meine Grenzen dessen, was ich bisher wahrnehmen, denken und reflektieren konnte, erweitern. Das verändert mich; und in diesem Projekt hat mich die ungefilterte Begegnung mit der Gewalt erschüttert. Und so öffnet sich der Blick durch die Veränderung der Forscherin hindurch in den existenziellen Grund des Themas. Dem entgegen verschleiert das Ignorieren der Subjektivität einen Teil des Forschungsgegenstands: den Teil nämlich, den wir aus Angst gerne vor uns selbst und anderen verbergen, den existenziellen Grund menschlichen Seins, vor dessen Unberechenbarkeit es letztlich kein Entkommen gibt.

### 3.1.1 Komplexe Subjektivität der Forscherin

Subjektivität ist der alltägliche Prozess des Zusammenwirkens meiner Sichtweisen und Reflexionen und meiner Beeinflussung in den verschiedenen ›Welten‹, in denen ich mich aufhalte und kommuniziere. Die Annäherung und die Beziehungsbildung veränderten mich, wie ich das in Kapitel 2 ›Einstieg ins Forschungsfeld‹ geschildert habe. Es findet eine zweite, dritte und vierte Sozialisation statt, die sich mit der bisher ›Gewordenen‹ jeweils verbindet. Ein Beispiel aus der teilnehmenden Beobachtung in der Mordkommission zeigt, wie die Sozialisation im Forschungsfeld sich auf mein Privatleben auswirkte:

»Von Freitag bis Montag passiert von Seiten der Kripo gar nichts. Ich selbst allerdings beginne, meinen Lebensrhythmus umzustellen, meine Gewohnheiten zu verändern. Ich stelle die Telefone laut. Normalerweise sind sie am Wochenende leise eingestellt. Ich bleibe weitestgehend zu Hause. Normalerweise gehen mein Mann und ich gerade am Wochenende gerne raus. Mein Mann macht die Einkäufe. Die Bereitschaft wird auch ein Thema zwischen uns. Er macht Vorschläge zur Vorbereitung, falls nachts der Anruf kommt: Ich lege eine Liste mit Taxi-Rufnummern neben mein Telefon, ab Sonntag dann bin ich mit meinen Überlegungen soweit, dass ich mir eine Extra-Garderobe zusammenstelle, die ich notfalls auch wegwerfen kann, sollte sie schmutzig oder ›verstunken‹ sein. (...) Nachts lassen wir die Türen geöffnet, damit das Telefon auf meinem Schreibtisch zu hören ist. Beim Einschlafen mache ich mir Sorgen, nicht wach zu werden.« (TB 2, S. 7/8)

Ich war ›in Bereitschaft‹ mit der Mordkommission, das hieß, dass wir während dieser Zeit sozusagen auf den nächsten Mord in der Stadt warteten. So wie hier beschrieben, habe ich mich immer wieder in die ›fremden‹ Anforderungen an mich und in ein neues Verständnis

hineingedacht und –geföhlt. Die Forschungshandlungen implizieren die Aufforderung, **von Vertrautem loszulassen**.

In der folgenden Abbildung zeige ich den Einfluss der verschiedenen beteiligten Lebenswelten, auf mich selbst und damit auf den Untersuchungsverlauf und die Ergebnisse. Umgekehrt hat der Forschungsprozess auch auf die Lebenswelten Einfluss genommen – durch mich und meine innere Veränderung in Einstellung und Verhalten. Ich nenne das den **Komplex Subjektivität**. Die Auseinandersetzung, die ich zwischen, in und mit diesen Welten und ihren AkteurInnen geführt habe, zeigen die Pfeile an (**Intersubjektivität**).

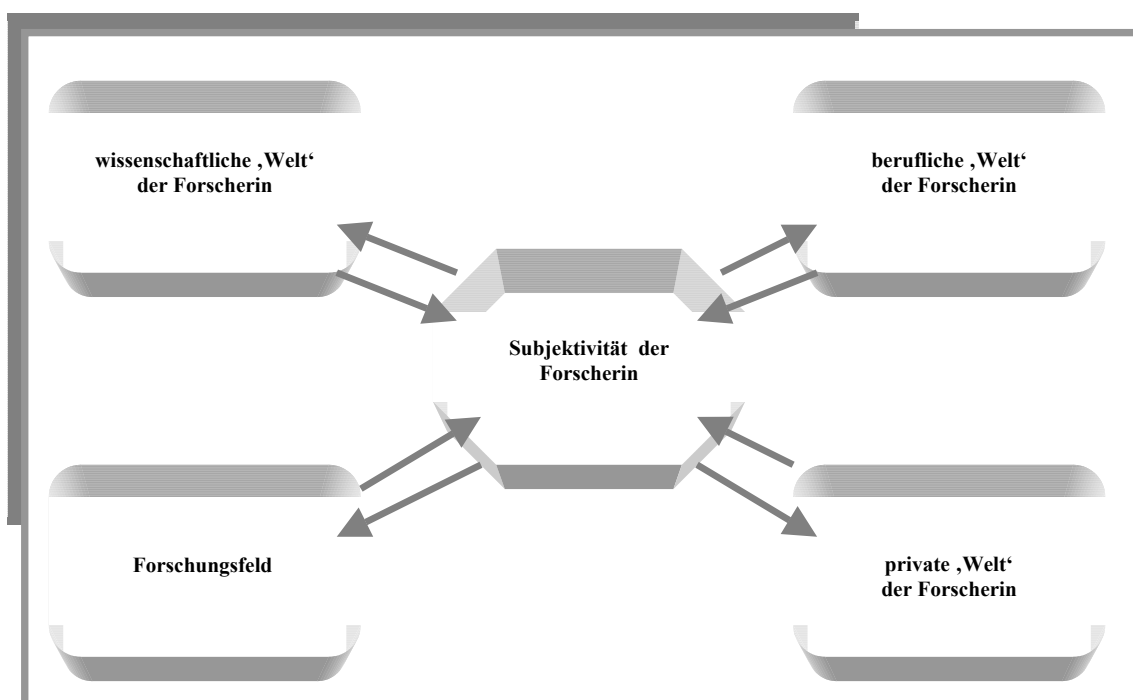


Abb. 7: Komplex Subjektivität und Intersubjektivität

### 3.1.2 Subjektivität – Störung und Wegweiserin

Subjektivität ist den Emotionen verpflichtet. Sie ist unberechenbar und setzt sich quasi hinterrücks der ›Vernunft‹ gegenüber durch: Sie kommt mit narzisstischer Verzerrung daher, sie produziert Gegenübertragungsreaktionen und Wahrnehmungstrübungen. Dies hat Devereux (1998) aus der Sicht des Ethnopschoanalytikers in seiner eindrucksvollen Untersuchung »Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften« (a. a. O.) dargelegt. Devereux

fordert die Auseinandersetzung der WissenschaftlerInnen sowohl mit der Angst, die das Forschungsfeld in ihnen hervorruft als auch mit den Störungen, die die ForscherInnen im Forschungsfeld verursachen. Sein Hauptaugenmerk gilt der Gegenübertragung<sup>14</sup>, die er als »das entscheidende Datum jeglicher Verhaltenswissenschaft« (a. a. O., S. 17) bezeichnet.

In beeindruckender Weise thematisiert er seine eigenen »blinden Flecken«, seine Angst und Abwehr offen und öffentlich. Er lebt seine theoretische Auffassung des Verhältnisses von Subjektivität und wissenschaftlicher Methode vor. So ist er nicht nur Vorbild, sondern er zeigt anschaulich, wie eine Auseinandersetzung mit der Gegenübertragung fruchtbar für Erkenntnis gemacht werden kann.

»In der Praxis produzieren charakterdeterminierte Reaktionen nicht *notwendigerweise* fragwürdige Daten und Schlussfolgerungen. Es ist vielmehr sehr wohl möglich, dass sie die Entdeckung neuer Daten und die Formulierung neuer Hypothesen erleichtern, die uns ohne diese subjektiven Reaktionen vielleicht überhaupt nicht zugänglich geworden wären. So kann eine eigenartige Entdeckung oder eine Theorie, die durch die Persönlichkeitsstruktur eines Wissenschaftlers beeinflusst wurde, nach einer entsprechenden Neueinschätzung einfach deshalb durchaus etwas Neues und Wesentliches zur Verhaltenswissenschaft beitragen, weil nicht die Gegenübertragung *per se*, sondern das *Ignorieren* und die falsche Behandlung der Gegenübertragung die wirkliche Quelle des sterilen Irrtums sind.« (a. a. O., S. 234 f, Hervorh. von Devereux)

Im Prozess der Übertragung und Gegenübertragung findet Berührung zwischen Subjekt und Objekt statt. Ich, die Forscherin, übernehme Emotionen, Körpersensationen oder Handlungsimpulse, die meine ForschungspartnerInnen »abspalten«, nicht im Gewährsein als die ihren haben. Indem ich diese Anteile in meine Aufmerksamkeit nehme und thematisiere, besteht die Chance zur **Vervollständigung** der Daten. Durch den Prozess der Wahrnehmung der Gegenübertragung und ihrer methodischen Einbindung erhalten wir Informationen, die uns entgehen würden, hielten wir uns bloß im »Reich« der Vernunft auf.

Für Devereux ist dieses psychoanalytische Modell Vorbild für Verhaltenswissenschaftler. Die Gegenübertragung sei kein »unerwünschtes, wenn auch unvermeidliches Beiprodukt« (a. a. O., S. 335), sondern:

---

14 Die Gegenübertragung (Psychoanalyse) bezeichnet die Verstrickung der Therapeutin im »Angebot« des Klienten. Sie übernimmt eine von der Klientin (unbewusst) provozierte Rolle mit meist hohem emotionalem Gehalt. Die Bearbeitung und Auflösung mit dem Klienten ist von zentraler Bedeutung für den Therapieerfolg.

»Der ideale Psychoanalytiker kanalisiert absichtlich Reize, die vom Patienten ausgehen, *direkt* in sein eigenes Unbewusstes und in geringem Ausmaß auch in sein Vorbewusstes. (...) Er erlaubt dem Patienten, ihn zu erreichen – und in ihn hineinzureichen. Er duldet, dass in ihm selbst eine Störung hervorgerufen wird, und untersucht diese Störung sogar sorgfältiger als die Äußerungen seiner Patienten. Er versteht seinen Patienten *psychoanalytisch* nur insoweit, als er die Störungen versteht, die sein Patient in ihm auslöst. Er sagt: »Und dies nehme ich wahr«, nur im Hinblick auf diese Echos »in ihm selbst«. (...) Die Störung findet »innerhalb« des Beobachters statt, und gerade diese Störung wird dann als der wirkliche Reiz erfahren und als relevantes Datum behandelt.« (a. a. O., S. 335 f., Hervorh. von Devereux)

Eine solche sie involvierende Herangehensweise bedeutet für die Forscherin eine Gratwanderung: Eine gute Selbstkenntnis ist notwendig. Eine professionell geschulte Wahrnehmung hilft, aufmerksam für Prozesse am Rande der Bewusstheit zu sein. Vor allen Dingen aber ist die Erfahrung im Umgang mit Gegenübertragungsphänomenen unentbehrlich, wenn diese als Praktik angewendet werden soll. Diese praktischen Kompetenzen sollten m. E. in der Lehre qualitativer Forschung den gleichen Stellenwert erhalten wie die Lehre der theoretischen Grundlagen und Methoden.

Supervision kann diese Befähigung nicht ersetzen. Sie wird aber nicht überflüssig. Im Gegenteil: Wir können sie gezielter im Forschungsprozess zur Unterstützung der Forscherin einsetzen. Denn eine geschulte Wahrnehmung, Selbstkenntnis und Erfahrung helfen, Störungen zu bemerken. Altbekannte Störungen können wir oft selbst analysieren. In der Forschung treffen wir aber auf fremde, uns unvertraute, ängstigende Phänomene. Das kann emotionale »Turbulenzen« und Verwirrung auslösen. Gut, wenn dann jemand außerhalb des Projekts professionelle Unterstützung gibt.

Ängste entstehen nach Volmerg (1988) durch Widersprüche zwischen Habitus, kulturellem Hintergrund der Forscherin und dem Fremden des Forschungsfeldes.

»Die Dialektik von Angst und Methode bestimmt jede wissenschaftliche Forschung. (...) Ängstigende Gehalte, die Verstehensbarrieren provozieren, ergeben sich hier jedoch aus dem Zusammentreffen unvereinbarer Strukturen der sozialen Realität, den Widersprüchen zwischen kulturellen und subkulturellen Mustern, zwischen Rollenzuweisungen, Fremd- und Selbstverständnis, zwischen männlicher und weiblicher Realitätswahrnehmung, zwischen Lebensformen der sozialen Schichten und Klassen. (...) Strukturell gesehen ist der Eintritt in ein fremdes Feld der eigenen Kultur vergleichbar dem Eintritt in eine fremde Kultur.« (a. a. O., S. 137 f)



Sich den eigenen Ängsten und Verstrickungen zu stellen, ist für viele Menschen mit Scham verbunden. Ich bin auch nicht frei davon. Die Ängste – wie Volmerg schreibt – als Folge der Befremdung des eigenen kulturellen Soseins zu begreifen, hebt ihren individuellen Charakter auf. Sie werden als Ort der Trennung zwischen Forscherin und ForschungspartnerInnen zum wichtigen Datum. Dazu nehmen wir einen Perspektivwechsel vor. Die Angst wird nicht zum Datum über die Forscherin, sondern zum Datum, das über Kultur und Alltag im Forschungsfeld Auskunft geben kann. Angst ist (notwendiger) Teil der Interaktion. Wir können sie praktisch als Wegweiser nutzen: ›Schau, hier geht's zur Entdeckung!‹

Sich darauf einzulassen heißt, Distanz, Bewusstheit und Kontrolle zeitweilig zu verlieren. Will ich Subjektivität nutzen – und in dieser Arbeit tue ich das, wie ich im Einstiegskapitel sichtbar gemacht habe – muss ich das Risiko des zeitweiligen Kontrollverlustes eingehen. Solche Prozesse als Daten zu bewerten und zu nutzen ist nicht immer leicht und kostet Zeit. Denn die Voraussetzung ist ja, dass ich mir meine noch nicht bewussten Prozesse bewusst mache. Leithäuser (a. a. O.) macht den Vorschlag der »methodischen Selbstreflexion«.

»Wie können wir bemerken, dass wir als jemand reagieren, der wir gar nicht sind. Wie können wir von einer solchen unbewussten Identifikation Distanz gewinnen? (...) Das Schlüsselwort: ›Look, I am a foreigner‹, ist das Leitmotiv der methodischen Selbstreflexion. Dies ist dann eine Art Selbstverfremdung, des Objektivierens, um daran zu sehen und zu analysieren, was man selbst und andere aus einem selbst gemacht haben und machen. (...) entwickelt sich so die gleichschwebende Aufmerksamkeit mir selbst gegenüber, gegenüber dem eigenen Ich (...) Das Fremde verstehen heißt hier das Verstehen des Fremden in mir selbst.« (a. a. O., S. 213 f)

Den o. g. Satz: »Wie können wir bemerken, dass wir als jemand reagieren, der wir gar nicht sind.« sehe ich als einen Schlüsselsatz an. Er drückt Selbstfremdheit in einem Maße aus, dass wir uns nicht **wieder erkennen**. Denn selbstverständlich sind wir es selbst, die so **fremd** reagieren. Lediglich das Forschungsfeld entlockt uns eine noch fremde und uns bisher unbekannte Seite. Oder das Feld zwingt uns, unser Repertoire der Reaktionen in Antwort auf das Feld zu erweitern. Wir erleben uns als **beteiligt**. Die Auffassungen und Handlungen des ›Fremden‹ gehen mitten durch uns hindurch. Dadurch wird es uns nicht nur bekannt, sondern in gewisser Weise auch vertraut.

Ob ich sage: »Das bin ich nicht.« Oder ob ich sage: »Ich staune über mich selbst.« Oder: »Ich versteh mich nicht.« Oder: »So kenne ich mich nicht.« Diese inneren Reaktionen sind der Indikator für eine Chance zur Erkenntnis: Hier findet Gegenübertragung und Sozialisation statt. Zugleich zeigen sie, dass es etwas im Forschungsfeld gibt, das sich zu ergründen lohnt. Sie sagen auch etwas über mich selbst aus.

Letzteres ist die meist weniger angenehme Seite der Gegenübertragung. Sie kann irritieren und ängstigen. Der Prozess der Objektivierung eigener befremdender Reaktionen verlangt von der Forscherin auch die Bereitschaft zur Selbsterkenntnis. Das schließt Selbstkritik und u. U. Selbstveränderung mit ein. Denn der bloße Wille zur Distanz und wissenschaftlichen Reflexivität reicht nicht aus, die sich quasi hinterrücks einschleichende Abwehr auszuschließen (vgl. auch Volmerg a. a. O., S. 132 f).

### 3.2 Die Methoden

Damit ich meine Selbstreflexion und Introspektion (vgl. Kleining 1998) der Analyse zuführen konnte, habe ich neben den Methoden der Datenerhebung und der Datenanalyse auch Methoden zum Umgang mit der Subjektivität angewandt. Die folgende Abbildung 8 zeigt die qualitativen Forschungsmethoden (rechte Seite) in ihren (Quer)-verbindungen (schwarze Verbindungsstriche durch eine gemeinsame Mitte) mit den Methoden der Selbstreflexivität (linke Seite), sowie der nicht-linearen Analyse (Pfeile). Eine ausführliche Beschreibung der einzelnen Methoden und ihrer Anwendung in dieser Untersuchung folgt im Anschluss im Verlauf dieses Kapitels.

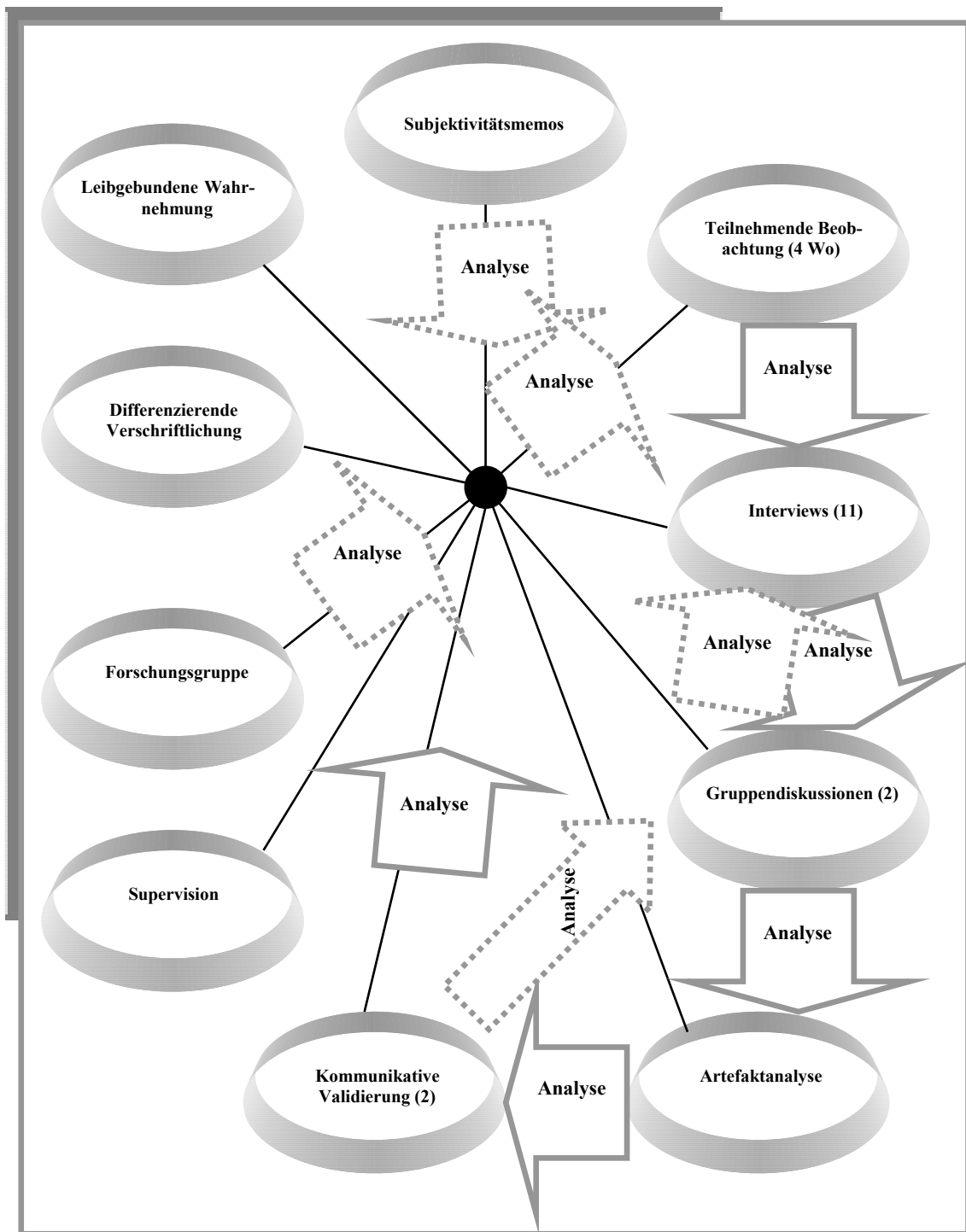


Abb.8: Methoden der Selbstreflexivität und der Datenerhebung sowie die Datenanalyse

### 3.2.1 Methodischer Umgang mit der Subjektivität der Forscherin

Im methodischen Umgang mit meiner Subjektivität integrierte ich meine Selbstbeobachtungen im Sinne »reflektierter Subjektivität« (Steinke 2000, S. 330) in den Forschungsprozess. Die Methoden unterstützten das Auffinden von Ängsten, Irritationen und (inneren) Konflikten, die sich in der Begegnung mit dem Forschungsfeld, mit den Daten und den Codes, Kategorien und Memos einstellten. Die Phänomene der Subjektivität habe ich als Daten behandelt und analysiert. Im Folgenden stelle ich die Methoden zur Subjektivitätserkennung dar.

#### 3.2.1.1 Leibgebundene Wahrnehmung

Die leibgebundene Wahrnehmung werde ich als eine Grundlage für das Erkennen subjektiver Prozesse. In der Anwendung einer Technik<sup>15</sup> zur Stärkung der Wahrnehmung entwickelt sich über das Eintauchen in »gleichschwebende Aufmerksamkeit« eine Entspannung: Die Muskeln lockern sich, das Denken verlangsamt sich, Gedanken werden flüchtig, die Atemfrequenz sinkt. In diesem Prozess können Gefühle, Bilder oder Körpersensationen auftauchen, die im angespannten, hektischen Alltagsgeschäft keinen Platz fanden. Die Techniken begünstigen eine ganzheitliche, leibgebundene Wahrnehmung und sind geeignet, ein »Abdriften« in nur eine Perspektive (wie nur zu denken oder nur zu fühlen) zu verhindern. Innere Haltungen, die ich als gegeben hinnehme – und über die ich normalerweise nicht nachdenke, gelangen ins Bewusstsein. Scheuklappen können abgelegt werden:

»Als Therapeut und als Forscher soll der Psychoanalytiker möglichst alle seine Scheuklappen abgelegt haben. Er soll, ohne den einen oder anderen Phänomenen den Vorrang in seiner Aufmerksamkeit zu geben, jedem der auf ihn eindringenden Eindrücke gegenüber *gleichschwebend* verharren und abwarten können.« (Leithäuser/Volmerg a. a. O., S. 108, Hervorh. von L./V.)

15 Ich praktiziere Vipassana (Meditation) und Yoga (achtsame Körperbewegung und Atmung). Auch Joggen ist für mich eine (allerdings wetterabhängige) Praktik leibgebundener Dezentrierung. Sensory Awareness (Brooks 2005) ist eine ebenfalls leibgebundene Dezentrierungsmethode, die anders als Yoga beispielsweise auf vorgeschriebene Bewegungsabläufe verzichtet.

Gleichschwebende Aufmerksamkeit widerspricht dem Zeitgeist. Sie verlangt einen angemessenen Zeit-Raum; Zeitdruck zerstört sie. Im Allgemeinen fokussieren wir Ereignisse, suchen Erklärungen und Fakten. Gleichschwebende Aufmerksamkeit ist gleichsam **Defokussierung**.

Wie diffuse und ungeklärte Ängste den Forschungsprozess blockieren und wie ihr Erkennen zu neuen Fragen führen können, habe ich im Frühjahr 2000 in einem subjektiven Memo festgehalten:

»Nicht bewusst war mir mein plakativer Wunsch, die Kripo möge ›das endgültige Bollwerk gegen Gewalt‹ sein. Wahrzunehmen, wie Gewalt in die Kripo ›sickert‹: Durch Selbstmordversuch, Mobbing, ›herzlosen‹ Umgang mit Kranken, die von mir als gewaltsam empfundene Sprache etc. macht Angst. Sich dieser Prozesse bewusst zu werden, bedeutet, sich einzugestehen, plakative Wünsche zu haben. Darf das offen gesagt werden? Mach ich mich damit lächerlich? Weiß nicht jedes Kind, dass man das ›Böse‹ nicht draußen halten kann? Die Angst, mich lächerlich zu machen, führt dazu, meine ›kindlichen‹ Wünsche für mich zu behalten, so sehr für mich zu behalten, dass sie mir nicht bewusst werden und sich als diffuse Blockierung, Abneigung usw. äußern. (...) das, was ich schwer ertragen kann, nämlich dass Gewalt Strukturen und Menschen durchdringt, quasi ›ansteckend‹ ist, zu erkennen und Fragen danach zu stellen.« (Memo, 2000, 1)

### 3.2.1.2 Subjektivitätsmemos

Wie im obigen Subjektivitätsmemo gezeigt, habe ich auf solche Weise ›Subjektives‹ schriftlich festgehalten und reflektiert. Ich habe solche Memos zu persönlichen Überlegungen, Gefühlen, ›verrückten‹ Einfällen und Handlungen sowie Träumen geschrieben. Dazu nutzte ich die Memo-Funktion des Forschungsprogramms Atlas.ti, mit dem ich die Analyse durchgeführt habe.

Subjektivitätsmemos unterscheiden sich von Memos insofern, als sie nicht direkt dem Analyseprozess zuzuordnen sind und von daher – zunächst – auch nicht lokalisiert werden können. Damit habe ich die Regel, dass Memos eine Rückbeziehung (auf einen Code, eine Code-Notiz, Daten, Kategorien, Dimensionen u. a.) durch entsprechende Kennzeichnung möglich machen sollten, gebrochen.<sup>16</sup> Die einzige Kennzeichnung, die ich vornehmen konnte, war die Datierung.

<sup>16</sup> Vgl. Strauss, A. L. (1991), S. 151 ff. Strauss, A./Corbin, J. (1996), S. 173 ff. Gerhard, U. (1995), S. 444.

Die Datierung ermöglichte mir, die jeweils aktuellen Forschungsthemen in einen Zusammenhang mit der Reflexion subjektiver Phänomene zu stellen. Das verlinkte die Memos sozusagen im Nachhinein mit ›Orten‹ des Forschungsprozesses. Blinde Flecken oder *missing links* konnte ich so den Daten und Codes zuordnen und im Sinne der Gegenübertragung bearbeiten.

### 3.2.1.3 Differenzierende Verschriftlichung

In meinen Protokollen über Gespräche, über die teilnehmende Beobachtung und über das Geschehen rund um die Interviews und Dialoggruppen habe ich zwischen meiner sinnlichen Wahrnehmung (hören, sehen usw.), meinen Gefühlen und Empfindungen sowie meinen Phantasien und Adhoc-Reflexionen oder auch nachträglichen Gedanken (wenn ich die Feldnotizen ausformulierte und dabei noch einmal darüber nachdachte) differenziert. Differenzierende (Selbst)-reflexion ist eine mir vertraute Praxis aus meiner psychotherapeutischen Arbeit.

Ein Beispiel für diese Art des Protokollierens ist der folgende Ausschnitt einer Feldnotiz über eine Verstrickungssituation. Ich hatte mit einer Forschungspartnerin ein Gespräch über eine Fortbildung zum Thema ›Psychosomatik‹, die sie im Forschungsfeld durchführen wollte und für die sie mich um Unterstützung gebeten hatte. Bei meiner Zusage hatte ich mir zunächst ›nichts‹ gedacht.

»Dann erzählt sie mir, welche Themen Inspektionsleiter X bei seiner Befragung der K-Leiter herausgefunden hat. Sie sagt: ›Das sind die Themen, die gewünscht sind. Ich weiß nicht, ob das überhaupt was bringt. (...)‹ – Ich fühle mich unbehaglich. Erst abends in der Forschungsgruppe finde ich heraus, wieso: B ist plötzlich gar nicht mehr begeistert von der Fortbildung, klagt über Zeitmangel, findet die Themen nicht gut, weiß nicht, welchen Sinn das Ganze macht. Und ich gerate in die Position derer, die die Fortbildung weiterhin verteidigt. Dabei bin ich in Wahrheit auch nicht so begeistert davon, mir zusätzliche Arbeit ›aufzuhalsen‹. Meinem eigenen Distanzierungsimpuls gehe ich nicht nach.« (Feldnotiz 2, S. 1)

Mein Erleben aus diesen verschiedenen Perspektiven – wahrnehmen, was geschieht und gesagt wird, mein eigenes Unbehagen spüren, mir meine unreflektierte Reaktion (›die Fortbildung weiterhin‹ verteidigen), in diesem Fall mit Hilfe der Forschungsgruppe, einge-

stehen – zu betrachten, unterstützte die Erkenntnis, dass meine Rolle nicht die der Helferin war, sondern die der Forscherin, zu der ich dann zurückfand. Durch folgende Anzeichen im oder nach dem Feldkontakt wurde ich aufmerksam auf Verstrickung:

- **mich unbehaglich fühlen,**
- **keine Lust, so differenziert aufzuschreiben,**
- **Differenzieren gelingt nicht, alles verwirrt sich immer wieder,**
- **Angst, etwas aufzuschreiben,**
- **›unerschütterlicher‹ Glaube, sowieso nichts zu vergessen,**
- **die Einschätzung, dass eine Beobachtung unwichtig war.**

#### 3.2.1.4 Forschungsgruppe

Mehr als zwei Jahre lang nahm ich an einer Forschungsgruppe an der FU Berlin teil. Wir waren vier Psychologinnen unterschiedlichen Alters und in unterschiedlichen Stadien der Dissertation, von der Themensuche bis zum Schreiben der letzten Kapitel. Das Gemeinsame war die Durchführung einer qualitativen Untersuchung im Rahmen der Promotion. Diese Gruppe war mir für die Zeit der Erhebungen und der ersten Analysen eine große Hilfe. Durch die ganz unterschiedlichen Perspektiven der drei Kolleginnen konnte ich Blickwechsel vornehmen, die sonst nicht möglich gewesen wären. Auch Subjektivität machten wir zum Thema.

#### 3.2.1.5 Supervision

Auf der Basis kollegialer Supervision arbeite ich seit Jahren mit einer Kollegin zusammen. Einmal im Monat hat jede eine Sitzung für sich und erhält von der jeweils anderen eine Supervision. Meine Kollegin ist promoviert und konnte mich daher auch aus eigener Kenntnis heraus kompetent begleiten. Hier habe ich meine Verstrickungen, die sich ohne fremde Hilfe nicht auflösen ließen, in einem vertrauten und professionellen Rahmen bearbeiten können. Außerdem fand ich Unterstützung, mich den bei der Kripo

ausgelösten existenziellen Ängsten und meiner eigenen Veränderung durch die Forschung zu stellen.

### 3.2.2 Die qualitativen Erhebungsmethoden

In dieser Arbeit orientiere ich mich an dem Ansatz der Grounded Theory nach Strauss (1991) und Glaser/Strauss (1998). Ich wollte die umfassenden feldspezifischen Zusammenhänge zwischen Arbeitskultur und individueller Bewältigung im Hinblick auf das Erleben der PolizistInnen im von Gewalthandlungen bestimmten Arbeitsalltag erforschen. Weil ich diesbezüglich nicht auf gesichertes theoretisches Wissen zurückgreifen konnte, brauchte ich einen Forschungsansatz, der geeignet war, eine komplexe Theorie zu begründen.

»Gerade in Zeiten, in denen sich fest gefügte soziale Lebenswelten und –stile auflösen und sich das soziale Leben aus immer mehr und neueren Lebensformen und –weisen zusammensetzt, sind Forschungsstrategien gefragt, die zunächst genaue und dichte Beschreibungen liefern. Und die dabei die Sichtweisen der beteiligten Subjekte, die subjektiven und sozialen Konstruktionen ihrer Welt berücksichtigen. (...) Gerade diese Offenheit für Erfahrungswelten, ihre innere Verfasstheit und ihre Konstruktionsprinzipien sind für die qualitative Forschung nicht nur Selbstzweck für ein Panorama von ›Sittenbildern‹ kleiner Lebenswelten, sondern zentraler Ausgangspunkt für gegenstandsbegründete Theoriebildung.« (Flick, Kardorff, Steinke a. a. O., S. 17)

In diesem Sinne entschied ich mich für die qualitative Methodik i. S. der Grounded Theory, die ich als geeignet ansehe, die Vielfalt der sozialen Lebenswelt LKA XY, des Erlebens sowie der subjektiven Theorien und Handlungen ihrer AkteurInnen angemessen zu erheben und zu analysieren. (Vgl. auch Flick, U., Kardorff, E. von, Steinke, I. 2000) Die Analyse führte ich computergestützt mit dem Programm Atlas.ti® ([www.atlasti.com/de/](http://www.atlasti.com/de/)) durch.

#### 3.2.2.1 Teilnehmende Beobachtung

Die Einladung meiner ForschungspartnerInnen zur Teilnahme an ihrem Arbeitsalltag entsprach meinem Interesse, das Feld kennen zu lernen. Die Einladung anzunehmen, war ein erster Schritt zur Aufnahme von Beziehungen im Forschungsfeld.



Die teilnehmende Beobachtung ist eine Methode, die einen – für eine Fremde – weitestgehenden Einblick in das Untersuchungsfeld gewährt. Anders als im Interview nahm ich teil an vielfältigen Handlungen und Kommunikationen im Feld. Die Methode, die ihre Wurzeln in der Ethnologie (Flick 2002, Geertz 1983, Berg/Fuchs 1995) hat, verlangt kommunikatives Einfühlungsvermögen. Denn wie in jeder Begegnung mit einer fremden Kultur, die das LKA XY für mich war, stehen die ›Fettnäpfchen‹ zum Hineintreten immer schon bereit. (Ein diesbezügliches Beispiel vom ersten Tag der TB 1 habe ich in Kapitel 2 (S. 40) geschildert.)

In zwei verschiedenen Bereichen des Forschungsfeldes habe ich jeweils zwei Wochen lang am Arbeitsalltag teilgenommen. Der erste Bereich – ich nenne ihn LKA X – hatte die Aufgabe, Delikte der Gewalt gegen Frauen und Kinder, der Sexualstraftaten und der ›Gewaltverherrlichung‹ zu bearbeiten. Der zweite Bereich – ich nenne ihn LKA Y – umfasste die Mordkommissionen. In beiden Bereichen waren ungefähr jeweils 100 KriminalpolizistInnen tätig. Im dritten zum Forschungsfeld zugehörigen Bereich wurden Branddelikte und der Verbleib vermisster Personen bearbeitet. Hier habe ich später lediglich Interviews durchgeführt.

Zwischen den beiden Phasen der teilnehmenden Beobachtung lagen einige Monate, in denen ich eine erste Auswertung vornahm. Daraus entwickelte sich das Sampling für die zweite teilnehmende Beobachtungsphase.

Die Aufzeichnung der Daten erfolgte in drei Schritten: 1. Ich sprach das Erlebte mehrmals am Tag auf ein Diktiergerät. 2. Am Abend ergänzte ich handschriftlich, was ich nicht hatte aufzeichnen können – aus Zeitgründen meistens. Am Wochenende und nach der teilnehmenden Beobachtung transkribierte ich alles und übertrug den Text in das Programm Atlas.ti®.

### 3.2.2.2 Interviews

Im Anschluss an die erste Analyse der beiden Phasen der teilnehmenden Beobachtung führte ich 11 qualitative leitfadengestützte Interviews durch. Der Leitfaden (siehe Anhang) war so angelegt, dass er zum einen zwar thematisch fokussierte, zum anderen jedoch genügend

Raum ließ für eine Variation der Abfolge der Fragen, zum vertiefenden Nachfragen und nicht zuletzt für den Erzählfluss.

Meine InterviewpartnerInnen betrachtete ich als ExpertInnen für die Arbeitswelt LKA XY. Insofern interessierten mich vorrangig ihr **Expertenwissen** und ihre jeweils **subjektive Perspektive** auf ihre Arbeitswelt in Verbindung mit dem Forschungsthema. Biografische Anteile der Interviews interessierten mich daher ebenfalls nur in Bezug zur Arbeitswelt. Ich war also weniger an den Individuen an sich interessiert als vielmehr an den Subjekten als Teil des LKA XY.

Das Sampling der InterviewpartnerInnen entwickelte ich aus den ersten Ergebnissen aus der teilnehmenden Beobachtung 1 und 2. Es berücksichtigte folgende Merkmale:

- Alle Hierarchiestufen
- Alle drei Inspektionen
- Frauen und Männer
- Krankheitserfahrene
- Unterschiedliches Alter
- Schusswechselefahrung: ja – nein
- Unterschiedliche Dauer des Arbeitsplatzes

Die Auswahl der InterviewpartnerInnen besprach ich mit VertreterInnen des Forschungsfeldes (Psychologin, Leitungspersonen), denen ich in einem Gespräch das Sampling vermittelte. Von ihnen bekam ich dann eine Liste mit Namen und Telefonnummern, sodass ich Termine vereinbaren konnte.

Die Interviews, die jeweils eine bis zweieinhalb Stunden dauerten, führte ich vor Ort in verschiedenen zur Verfügung gestellten Räumen durch. Sie wurden digital aufgezeichnet, (extern) vollständig transkribiert und in Atlas.ti® übertragen.

### 3.2.3 Methodischer Umgang mit der Subjektivität der ForschungspartnerInnen

Die Berücksichtigung von Subjektivität kann keine Einbahnstraße sein. Denn sie betrifft die ForschungspartnerInnen genauso wie die Forscherin. Der Widerspruch zwischen der

Begegnung mit meinen ForschungspartnerInnen und deren Objektivierung, nämlich Wissen **über sie** statt **mit ihnen** zu konstruieren, empfand ich im Forschungsverlauf zunehmend als ›falsch‹. Ich gewann den Eindruck, dass **in diesen Begegnungen** etwas stattfand, was in den Daten dann fehlte.

Die Frage nach der ›richtigen‹ wissenschaftlichen Haltung, insbesondere mit Hinweis auf eine einzuhaltende Distanz, wird in der wissenschaftlichen Literatur besprochen.

Wolff (2000, S. 348) etwa verweist auf die Gefahr einer Rollendiffusion, wenn ForscherInnen z. B. auf ein Einfordern von Gegenleistung eingehen und im praktischen Geschäft ihre Rollenidentität als WissenschaftlerInnen verwirren. Seine Empfehlung, dem zu entgehen, mutet allerdings skurril an. Wolff schlägt vor,

»(...) nicht nur dem Feld, sondern auch sich selbst gegenüber auf seiner Naivität zu beharren, um so sein – tatsächliches oder vermeintliches – Nichtwissen solange wie möglich methodisch nutzen zu können.« (a. a. O., S. 349)

Dieser Vorschlag fordert quasi zu (innerer) Selbstverleugnung auf, die womöglich noch mehr Verwirrung stiften kann. Zumindest aber werden hier Probleme aufgeschoben anstatt reflektiert.

Die Ethnologen Berg und Fuchs (1995) beschreiben den Gegensatz zwischen Begegnung und Objektivierung dem entgegen nicht als Gefahr, sondern als Unbehagen.

»In einer Wissenschaft, die auf der individuellen Begegnung aufbaut, ist das Verstummen der Anderen und die Einseitigkeit der Rollenverteilung zwischen Forschungssubjekt und –objekt virulent. (...) Der hohe Stellenwert, der innerhalb der Ethnologie, viel allgemeiner und nachhaltiger als etwa in der Soziologie, der Forderung zugemessen wird, den Standpunkt der Handelnden wiedergeben zu wollen und sich nicht mit einer objektiven Analyse zu begnügen, lässt sich nur mit dem auf Dauer nicht verdrängbaren Unbehagen über den einschneidenden Bruch zwischen Begegnung und Repräsentation erklären. Umso auffälliger bleibt dann allerdings der Widerspruch, dass die Subjektivität der Anderen bisher mehr in ihrem Verschwinden, der Objektivierung zur Geltung kam.« (a. a. O., S. 73)

Ein solches mir mit fortschreitender Forschung selbst mehr und mehr präsent werdendes Unbehagen scheint mir eine Lösung einzufordern – mindestens für diese Arbeit.

### 3.2.3.1 Auf Augenhöhe – die ForschungspartnerInnen fordern Gegenleistung

Die Objektivierung der Begegnungen in der Forschung implizierte einen Interessenkonflikt, den Konflikt nämlich zwischen Erkenntnisinteresse (Forscherin) und Nützlichkeitsanspruch (ForschungspartnerInnen). Wie berichtet<sup>17</sup>, wurde ich von der Frage nach dem Nutzen für die PolizistInnen gleich zu Beginn meiner teilnehmenden Beobachtung sozusagen ›überrascht‹. Immer wieder wurde mir in weiteren Kontakten der Wunsch nach praktischen Verbesserungen nahe gebracht.

Und lange wusste ich nicht so recht, was ich damit tun sollte. Als Praktikerin hatte ich viel Sympathie für solche Ansprüche. Als Wissenschaftlerin verwirrte sich diese Sympathie mit der Distanzverpflichtung zum schlechten Gewissen.

Als ich jedoch meine Distanzverpflichtung, die ich auch als Praktikerin gehabt hätte, ernst nahm und meinen Anspruch als Wissenschaftlerin auf Partnerschaft im Forschungsfeld, kam ich zu Folgendem:

- An die Forscherin adressierte Bedürfnisse sind als **Daten** zu sehen und als solche von wissenschaftlichem Interesse.
- Zugleich sind sie aber auch **Beziehungsangebote**, auf die wie auf jedes Beziehungsangebot Antworten zu finden sind.

Wenn also, wie geschehen, an mich und meine Forschung ein Anspruch an Nützlichkeit gestellt wurde, dann interessierte mich, warum ich *für* meine ForschungspartnerInnen Entlastung und Bewältigung bereitstellen sollte, warum sie das nicht selbst in ihre Hände nahmen. Im Alltag erübrigt sich eine solche Frage oft, beispielsweise wenn ein gehbehinderter Mensch meine Führung über eine Ampel wünscht. In einem komplexen Forschungsfeld aber ist die Antwort nicht so einfach. Zumal wenn, wie im Fall LKA XY, die Behörde Bewältigungsangebote macht. Reichten diese nicht? Waren es die falschen? Warum wurde das nicht geändert, wenn das so war? Hätte es nicht entscheidungsfähigere Personen in der Behörde gegeben als mich? Wurde vielleicht eine erhöhte Virulenz des Themas ›Extrembelastung‹ auf diesem Weg an mich herangetragen?

---

17 Siehe Kapitel 2, S. 49

In solchen Momenten, in denen das ›Helfen-wollen‹ oder ›Geben-wollen‹ des Forschers oder der Forscherin angesprochen wird, ist Dezentrierung, Rückzug in die Reflexion der nächste Schritt. Das war ein Luxus, den ich in der Praxis mit ihrem Handlungsdruck gerade nicht immer hatte. Deshalb sind m. E. Ansprüche der ForschungspartnerInnen an die Forscherin auch immer als Bedürfnis nach Reflexion zu werten, für die ihnen meist die Zeit fehlt. Denn die Forscherin vertritt genau diesen Aspekt im Forschungsfeld.

»Eine wirklich reflexive Soziologie muss ständig auf der Hut sein vor diesem Epistemozentrismus, diesem ›Ethnozentrismus des Gelehrten‹, der darin besteht, alles zu ignorieren, was den spezifischen Unterschied zwischen Theorie und Praxis ausmacht, und in die Beschreibung und die Analyse der Praktiken die Vorstellung zu projizieren, die der Analytiker davon haben kann, weil er außerhalb des Gegenstandes steht, den er von weitem und von oben betrachtet.« (Bourdieu 1995, S. 370)

Wenn ich diese Warnung von Bourdieu ernst nehme, dann darf ich allerdings bei der Reflexion nicht stehen bleiben, sondern muss in der Anmeldung des Bedürfnisses nach Nützlichkeit der Forschung auch das Beziehungsangebot begreifen, ein Beziehungsangebot an die Forscherin, von der bekannt ist, dass sie auch Praktikerin ist.

Dies habe ich getan, indem ich eine Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Praxis im Rahmen dieses Forschungsprojektes gesucht habe.

Das bedeutete, die Frage nach der Nützlichkeit der Forschung in einen methodischen Rahmen zu stellen. Heraus kam der Plan, eine Gruppendiskussion zum Thema ›ein erster Schritt zur Verbesserung der Bewältigung‹ anzubieten.<sup>18</sup> Darin waren das Bedürfnis der PolizistInnen nach Nützlichkeit der Forschung und mein Interesse nach Vertiefung der Erkenntnis enthalten. Ich ging noch einen Schritt weiter und bot an, im Anschluss an den Dialog eine kleine Intervention im Sinne der Aktionsforschung durchzuführen.

Dazu kam es dann aber doch nicht, weil sich ›zu viele‹ Teilnehmer und Teilnehmerinnen gemeldet hatten. Mit einer solch starken Resonanz hatte vor Ort niemand gerechnet. Damit wir die Aktiven **nicht enttäuschten**, baten mich die Psychologin und die Führungspersonen, zwei Gruppendiskussionen durchzuführen. Dafür entfiel die Interventionssequenz, aus pragmatischen Gründen. Denn beides konnte ich aus zeitlichen Gründen nicht leisten.

---

18 Einladungsschreiben im Anhang.

Im Nachhinein sehe ich eine Intervention mit dem Ziel von Veränderung im Rahmen dieses Projektes als falsch an. Denn es war von Anfang an auf wissenschaftliche Erkenntnis angelegt. Eine Entwicklung lediglich anzustoßen ohne Aussicht auf Begleitung bis zu einem vertretbaren Ergebnis, wäre nicht fair gewesen.

### 3.2.3.2 Gruppendiskussion

Nach einem Gespräch mit der LKA-Leitung und der Psychologin, in dem der Termin und der Ort sowie die Bezeichnung **Dialoggruppe** für die Gruppendiskussion gewählt wurde, habe ich die Angehörigen des Forschungsfeldes schriftlich zur Teilnahme an der Gruppe eingeladen.

Nachdem es zwei Dialoggruppen geben sollte, haben wir die TeilnehmerInnen auf die beiden Gruppen in der Weise verteilt, dass jeweils verschiedene Kommissariate, alle Hierarchiegruppen und Männer und Frauen vertreten waren. Barbara nahm an beiden Gruppen teil, ebenso der Inspektionsleiter. Die Schreibkräfte beteiligten sich ebenfalls.

Zur technischen Unterstützung erklärte sich mein Kollege und Mann bereit. Er kontrollierte die Aufnahme der Diskussion (digital mit einem Mikrofon, das quasi die Sitzordnung beim Abhören erkennen lässt) und er protokollierte, wer wann sprach. Außerdem fertigte er, wie ich auch, ein Gedächtnisprotokoll seiner Beobachtungen der Diskussion direkt im Anschluss an.

Ich hielt mich im Diskussionsprozess zurück und gab lediglich anfangs einen kurzen Einstieg in das Thema (»Kommunikation und Umgang mit Fehlern«). So organisierte die Gruppe ihren Prozess weitgehend selbst. Erst im letzten Drittel der Zeit griff ich mit pointierten Fragestellungen wieder ein.

Von den Gruppendiskussionen bildeten die vier Gedächtnisprotokolle, von mir angefertigten Teiltranskriptionen und die Tonaufzeichnungen die Daten. Es war mir wichtig, die Aufzeichnungen immer wieder zu **hören**, um den Gruppenprozess in die Analyse aufzunehmen.

### 3.2.4 Auswertung

Die Analyse darzustellen, ist für mich nicht einfach. Denn ich führte sie nicht in linearer Weise durch. Sie unterlag der Veränderung meiner Perspektive auf die Forschungsfrage in den Jahren dieser Untersuchung. Mein Blickwinkel verlagerte sich nämlich von den einzelnen PolizistInnen hin zur Lebenswelt LKA XY und von der inneren Befindlichkeit der Einzelnen hin zu den lebensweltsspezifischen Handlungen. Diese Veränderung ist dem komplexen, vielschichtigen Vorgehen in der Grounded Theory zu verdanken.

#### 3.2.4.1 Exkurs: Begriffsklärung ›Lebenswelt‹

Mit dem Begriff der Lebenswelt, den ich an dieser Stelle einführe und auf den ich mich im Weiteren beziehe, orientiere ich mich an Schütz/Luckmann (2003). Die Lebenswelt »ist der Wirklichkeitsbereich, an der der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt.« (a. a. O., S. 29) Der Mensch kann nichts bewirken als das, was ihm in der Lebenswelt möglich ist.

»Die alltägliche Lebenswelt ist die Wirklichkeitsregion, in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann, indem er in ihr durch die Vermittlung seines Leibes wirkt. Zugleich beschränken die in diesem Bereich vorfindlichen Gegenständlichkeiten und Ereignisse, einschließlich des Handelns und der Handlungsergebnisse anderer Menschen, seine freien Handlungsmöglichkeiten. Sie setzen ihm zu überwindende Widerstände wie auch unüberwindliche Schranken entgegen. Ferner kann sich der Mensch nur innerhalb dieses Bereichs mit seinen Mitmenschen verständigen, und nur in ihm kann er mit ihnen zusammenwirken.« (a. a. O.)

Die Lebenswelt ist alltäglich und gegeben. Sie basiert auf »Gewohnheitswissen«, das »»endgültige« Lösungen für Probleme« darstellt (a. a. O., S. 159). Schütz/Luckmann konstatieren, dass »routiniertes Wissen und die damit verbundenen ›automatisierten‹ Tätigkeiten« als »absolut vertraut« gelten. (a. a. O., S. 159f) Dabei betonen sie die »Fraglosigkeit« des Gewohnheitswissens.

Die Menschen einer Lebenswelt eignen sich das jeweils spezifische Gewohnheitswissen im Alltag an. Dies geschieht nach dem Grundsatz der Reziprozität der Perspektiven.

(Luckmann 1992, S. 38) Die AkteurInnen gucken es sich gewissermaßen gegenseitig ab. Nach Luckmann ist der Körper eines Menschen ein »Ausdrucksfeld« seiner Erfahrungen und Handlungen. Diese werden von den Mitmenschen abgelesen. Wir erfahren auf diese Weise, »was sie tun und wie sie erfahren, was ihnen widerfährt.« Diese »Verhaltensindizes« seien »grundsätzlich notwendig« für das Handeln im sozialen Feld. (a. a. O., S. 39)

Die Lebenswelt als Wirklichkeitsregion, in der konkret gehandelt werden kann, ist den AkteurInnen vertraut. Diese Vertrautheit konstituiert sich und wird unterstützt durch fragloses Gewohnheitswissen, das sich durch die Wechselseitigkeit der Perspektiven herstellt: Durch das gegenseitige »automatische« Bemerkens leibhaftigen Erlebens und Handelns der Anderen entsteht Gewohnheitswissen.

#### **3.2.4.2 Der Nutzen der elektronischen Unterstützung für diese Untersuchung**

Wie meine Kolleginnen in der Forschungsgruppe auch, habe ich die Datenanalyse praktisch parallel zu den Datenerhebungen und den Datenaufzeichnungen begonnen. Das bedeutete zusätzlich zum wachsenden Datenmaterial wachsende Code-Mengen. Denn Analysieren war zunächst Kodieren. Anfangs wertete ich im offenen Kodieren Textsegmente Satz für Satz aus, während ich am gleichen Tag beispielsweise im Feld war und ein Protokoll schrieb. (Vgl. zum offenen Kodieren: Böhm 2000, S. 477 ff, Strauss/Corbin 1996, S. 43 ff) Ich musste also ständig die Ebenen zwischen Erhebung, Verschriftlichung und Kodieren wechseln, die sich teils auch überlagerten: Manchmal interpretierte ich bereits während des Feldkontaktes, dann wieder sinnierte ich über das beste Vorgehen bei der nächsten Erhebung, während ich die vorhergehende gerade kodierte.

Dieses Vorgehen katapultierte mich zwar mitten ins Thema hinein. Doch um zu einem (geordneten) Verständnis der in den Daten enthaltenen Vielfalt zu gelangen, wurde auch aus meiner heutigen Sicht ein gänzlicher Rückzug aus dem Forschungsfeld notwendig, den ich nach der Abgabe meines Praktikantenausweises, zwei Jahre nach Forschungsbeginn, weitgehend einhielt. Zwar nahm ich in größeren Abständen immer wieder Gesprächstermine wahr (einzelne Feldkontakte, kommunikative Validierung und ein letztes Gespräch 2007 zur Überprüfung der Aktualität einiger Daten), doch das immer wieder tagelange



Vertiefen in die Analyse erwies sich für das Herausarbeiten der Kategorien und der Kernkategorie als nötig.

Um angesichts der Daten-, Codes- und Querverbindungsflut im wahrsten Sinne des Wortes meine Zuversicht zu behalten<sup>19</sup>, nutzte ich das EDV-Programm Atlas.ti®, das die qualitative Analyse unterstützt. Eine Vielzahl von technischen Möglichkeiten der Organisation der Auswertung wie die Vergabe von In-Vivo-Codes oder die Vergabe von Mehrfachcodes fördert Atlas.ti ebenso wie das schnelle (Wieder-)finden von Daten und Codes. Auch Kelle (2000) sieht die Stärken der Software-gestützten Datenverwaltung in den Suchfunktionen. So lässt sich beispielsweise die Häufigkeit der Vergabe einzelner Kategorien oder ihre Nähe zueinander oder ihre Verschiedenheit voneinander am zugehörigen Text und den damit verbundenen Memos und Codes leicht überprüfen.

Die Analyse von Ähnlichkeiten, Unterschieden und Beziehungen von Codes, Textpassagen und Memos lässt sich zudem in Netzwerken visualisieren. Diese ›Verbildlichung‹ mit der Netzwerkfunktion war für mich eine wichtige Hilfe bei der Entwicklung der Theorie, aber auch um ›Lücken‹ und Unstimmigkeiten in ihr zu entdecken. Einige Netzwerke habe ich für die bessere Darstellung in Word-basierte Abbildungen umgewandelt und in den Text der vorliegenden Untersuchung eingefügt (siehe Kap. 4 bis 8).

Bei dem offenen Kodieren, wie auch in den späteren Phasen der Analyse, ging es nicht um eine Vereinfachung der Komplexität, sondern es mussten, wie Strauss sagt, »viele Konzepte in ihren Querverbindungen erarbeitet werden.« (ders. 1991, S. 36) Das war leichter gesagt als getan. Denn mit diesem Anliegen, der Komplexität Rechnung zu tragen, wurde mir erst bewusst, in welchem Ausmaß ich andauernd und automatisch die Komplexität meines Alltags reduziere, indem ich nämlich Routinen schaffe, die ›nebenher‹ eine zweite und sogar dritte Tätigkeit erlauben, z. B. kochen, zugleich über die Konzeption eines Kapitels dieser Arbeit nachdenken und dazu Musik hören. Die Analyse dagegen forderte meine ungeteilte Aufmerksamkeit, auch für solche Textstellen, die mir zunächst unwichtig oder ›selbstverständlich‹ erschienen. Dafür, dass solche Alltagsroutinen nicht die ›Herrschaft‹ über die Untersuchung übernahmen, sorgten neben der beschriebenen

---

19 Ich erinnere mich an die Praxis der Analyse in den 1970er Jahren, als ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin mit Ordern voller Daten in Din A 4, Buntstiften und Klebeband versuchte, nicht nur zu kodieren, sondern die Codes für die Querverbindungen auch wieder zu finden.

Selbstreflexion sowohl die Anwendung der Methodik als auch der konsequente Einsatz der EDV.

### 3.2.4.3 Verschiebungen der Forschungsperspektive

Meine Forschungsperspektive war zu Beginn dieses Projektes von der Theorie des Psychotraumas geprägt. Obwohl ich die lebensweltliche Perspektive im Sinne der Beteiligten am Traumaschehen einbezog (siehe Kap. 2, S. 20), dachte ich in der Tendenz »vom Einzelnen her«. Nach zwei Jahren Feldkontakten und deren Auswertung verschob sich mein Blickwinkel zur Organisation des LKA XY hin, wie im folgenden Memo festgehalten.

»Bei Forschungsbeginn hatte ich die Polizistinnen und Polizisten und ihre möglichen Belastungen und deren Bewältigungsprozesse im Hinblick auf Gewaltkriminalität im Blickfeld. Während des Forschungsprozesses gerät mir die Institution der Polizei immer stärker ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Es scheint, dass nahezu jede Fragestellung in Hinsicht auf Möglichkeiten und Grenzen, die die Organisation setzt, untersucht werden muss. (...) Wenn nach Belastungen und Bewältigungsstrategien der Einzelnen gefragt wird, muss sorgfältig untersucht werden, inwieweit und in welcher Weise individuelle Lösungswege (gegensätzlich) korrespondieren mit Setzungen durch die Organisation. Die Lösungsangebote der Organisation sind steil hierarchisch. Das drückt sich u.a. in einem Mangel an Kommunikation(smöglichkeiten), insbesondere von unten nach oben, aus.« (Memo »Veränderung der Fragestellung«, 2001)

Diese Veränderung der Perspektive ist vor allem ein Ergebnis des axialen Kodierens nach dem paradigmatischen Modell (Strauss/Corbin 1996, S. 78 ff). Dabei gerieten mir die intervenierenden Bedingungen der Organisation (Mangel an technischer Ausstattung und Personal) wie auch die Routinen des Umgangs damit in den Vordergrund, sodass ich sie als starke Einflussfaktoren auf den Umgang mit der Extrembelastung erkennen musste. Es folgte eine genauere Auseinandersetzung mit der Organisation Landeskriminalamt, die mich auch zum Begriff der Lebenswelt (Schütz/Luckmann 2003) führen sollte.

#### 3.2.4.3.1 Kommunikative Validierung

Während der Analyse hielt ich den Kontakt zum Forschungsfeld aufrecht, besonders in der Zeit der Auseinandersetzung mit der Organisation und der zentralen Kategorie **Dazugehören**.

Bei diesen Kontakten vermittelte ich Teilergebnisse in verschiedenen Einzelgesprächen. Die Rückmeldungen waren überwiegend bestätigend und die jeweilige Thematik vertiefend. Auch habe ich zwei Vorträge über zentrale Kategorien gehalten: 1. für Führungspersonal und 2. für eine Gruppe ›Freiwilliger‹ aller Hierarchieebenen. Während dieser Vorträge und danach haben wir einzelne Punkte miteinander besprochen. So wurde ich gefragt, was denn für mich neu war:

»Dann fragt sie (...) mich, ob ich denn über etwas erstaunt sei, was ich vorher nicht so gesehen hätte, und wir reden ein wenig über Organisation und Mensch und wie stark die Organisation doch wirkt. Das habe sie auch erst mit der Zeit mitbekommen.« (Feldkontakt Januar 2001)

Auf diese Weise fragten meine GesprächspartnerInnen aktiv nach neuen Perspektiven. Durchweg waren die Rückmeldungen zustimmend. Insofern habe ich in diesen Kommunikationen erfahren, dass meine Analyse bis zu dem jeweiligen Zeitpunkt nachvollziehbar und für die Anwesenden stimmig war. Die Zustimmung wurde mit bestätigenden Erzählungen unterfüttert, wodurch einzelne Aspekte – z. B. die Mängel an Personal und Technik – betont und vertieft wurden. Durch die Gespräche anlässlich der Rückmeldungen an meine ForschungspartnerInnen sah ich meinen Perspektivwechsel, hin zur Analyse der Organisation und des ›Zusammenlebens‹ im Arbeitsfeld, unterstützt.

#### 3.2.4.3.2 Artefaktanalyse

Aus der ›Lücke‹ heraus, nämlich ausgehend davon, dass ich die Bedeutung der Organisation und der lebensweltlichen Handlungen für das Thema zwar als beteiligt an der Bewältigung erkannt hatte, sie aber (noch) nicht ausreichend verstand, führte ich eine Artefaktanalyse durch. Ich stellte Fragen an das vorhandene Datenmaterial nach der Funktion (in Bezug auf das Forschungsthema): der Räume, ihrer Ausstattung und der technischen Ausstattung im LKA XY.

Zur Artefaktanalyse beziehe ich mich auf Froschauer (2005), die diese Analyse für das Verstehen organisationaler Kommunikation beschreibt und die Bedeutung der Alltagsdinge für den sozialen Kontext so bewertet:

»Begrift man Artefakte<sup>20</sup> als Materialisierungen von Kommunikation, so sind sie einerseits Ausdruck der sozialen Organisation ihrer Herstellung und sagen andererseits etwas über den Kontext kommunikativer Beziehungen aus, in denen sie auftauchen und verwendet werden. Weil somit die Bedeutung und der Stellenwert von Artefakten nicht von ihrem sozialen bzw. kommunikativen Kontext isolierbar sind, lassen sie sich zu dessen Rekonstruktion verwenden. (...) Da Organisationen kommunikative Zusammenhänge sind, stellen Artefakte ein wichtiges Material zu ihrem Verständnis dar.« (Froschauer 2005, Abs. 1 und 2)

In den Bedeutungen, mit denen die Gegenstände, einschließlich der Räume und ihrer Gestaltung im Forschungsfeld belegt sind, zeigt sich seine Alltagskultur. Diese Analyse vermittelte mir ein neues Wissen um den Sinn und den bedeutsam spezifischen Gebrauch der Dinge. Dies unterstützte mich, mein Verständnis von der Lebenswelt LKA XY mit ihren informellen Handlungen zu vertiefen. Die in diesem Zusammenhang entwickelte Kategorie **Dazugehören** (siehe Kap. 4) bildete den Ausgangspunkt für die weitere Untersuchung der informellen Handlungen. In ihnen schließlich entdeckte ich auch die Bewältigungshandlungen, die den Arbeitsroutinen eng verbunden sind. Diese Verbundenheit von Arbeits- und Bewältigungshandlungen erkannte ich in der letzten Phase der Analyse. Nicht etwa, wie man meinen könnte, in tiefer Konzentration am Schreibtisch, sondern bei einer Freizeitbeschäftigung erschloss sich mir »plötzlich« die Kernkategorie **Grenzjonglage**. In der Folge habe ich sie überprüft und ihre Beziehungen zu den zentralen Kategorien weiter herausgearbeitet. (Siehe Kap. 8)

---

20 Artefakte sind vom Menschen hergestellte Gegenstände – hier: die Gegenstände des LKA XY, sozusagen von den Räumlichkeiten bis zur Büroklammer – die von den ihnen zugewiesenen Bedeutungen in der Lebenswelt, der sie angehören, »erzählen«.

## 4 Dazugehören

»Soziale Beziehungen entstehen im gesellschaftlichen Handeln. Ihr Fortbestand beruht auf der *wechselseitigen* Erwartung der regelmäßigen (je nach Art der Beziehung häufigen oder seltenen) Wiederkehr *wechselseitiger* Handlungen – und zwar nicht irgendwelcher, sondern bestimmter. (...) Die Form der gesellschaftlichen Handlungen, auf welche solche Erwartungen hinblicken, bildet daher den Kern sozialer Beziehungen.« (Schütz/Luckmann, S. 583, Hervorh. von Sch./L.)

Mit diesem Kapitel beginne ich die Darstellung der vier Hauptkategorien, denen ich jeweils ein eigenes Kapitel widme: ›**Dazugehören**‹, ›**Routinen des Wegtuns**‹ (Kap. 5), ›**mit Leiden(schaft) arbeiten**‹ (Kap. 6) und ›**Handlungen des Vermischens**‹ (Kap. 7). Sie klassifizieren Konzepte **gewohnheitsmäßiger Handlungen**, die den PolizistInnen in einem quasi alltäglichen Nebeneinander von (Ermittlungs-)arbeit und (Belastungs-)bewältigung zur ›Verfügung‹ stehen. Auf die daraus resultierende Nähe der Handlungen zueinander gehe ich im Kapitel 8 mit dem Konzept der **Grenzjonglage** (Kernkategorie) ausführlich ein. In diesem Kapitel geht es um **Dazugehören** als inneren Handlungs- und Gemeinschaftsraum des LKA XY und seiner Kommissariate. **Dazugehören** ist die erste zentrale Kategorie, die ich in der Analyse der Organisation und der Artefakte entwickelt habe.

### 4.1 Bezugsrahmen der Bewältigungshandlungen

Die lebensweltspezifischen Handlungen im LKA XY werden in einem Bezugsrahmen, der das institutionell-bürokratische Reglement, die kriminalpolizeiliche Lebenswelt und die individuellen Emotionen und Interessen der PolizistInnen umfasst, ausgeübt. Es handelt sich dabei um LKA XY-spezifische Handlungsmuster, die den PolizistInnen zur Gewohnheit werden, je länger sie hier arbeiten. Neue KollegInnen werden **hineinsozialisiert**.

Ein angemessenes Verständnis von der Bewältigung extrem belastenden Erlebens der PolizistInnen setzt voraus, dass die Lebenswelt – die lebendigen Strukturen des Teils der

Polizeibehörde, der LKA XY heißt – in ihrer Bedeutung für die Bewältigungshandlungen berücksichtigt wird. Was für ein (soziales) Gebilde ist dieser Teil der Polizeibehörde? Welche **Handlungsspielräume** gibt es? Welche **Bewältigungshandlungen** gibt es? Und wie muss man sie sich in einer Behörde vorstellen? Behr (2000, S. 58) sieht »das Bürokratiemodell nach Weber durchaus als Grundlage der Beschreibung gegenwärtigen Verwaltungshandelns« an. Zugleich aber interessiert er sich für die von ihm so genannte Cop Culture, die Polizistenkultur, in der sich konkretes, lebendiges polizeiliches Alltagshandeln zeigt. Diese Cop Culture stellt er der bürokratischen Polizeikultur, wie er sie nennt, gegenüber. Die Cop Culture ist nach Behr eine »maskuline Subkultur der Polizei« (a. a. O., S. 77), deren Aufgabe u. a. auch der Umgang mit Gefühlen ist:

»So sind z. B. Mut, Feigheit und Angst nicht bürokratisch zu regeln. (...) Das Überwinden von Angst wird bewerkstelligt durch hegemonial wirksame Handlungsmuster, die etwas aussagen über die Zusammengehörigkeit und den Mut von Polizisten.« (a. a. O., S. 79)

Die Definition von Esser (2000, S. 237) weist ebenfalls auf mehr als »bürokratisches Regeln« hin: »Institutionen sind *Regeln* des Handelns, Organisationen sind dagegen ganze *soziale Gebilde* bzw. *soziale Systeme*, die – auch! – solche Regeln enthalten.« Interessant ist Essers Definition der Lebenswelt, die er auch die »Praxis« (a. a. O., Hervorh. von Esser) der Organisation nennt.<sup>21</sup> Sie lässt ahnen, dass Emotionen eine nicht unerhebliche Rolle im Organisationsalltag spielen:

»In jeder Organisation bilden und erhalten sich alsbald kleinere Gruppen solidarischer Beziehungen – und zwar auch quer zu den institutionell definierten Regeln und Positionen. Es sind die *informellen Gruppen* in den an sich bloß formal geregelten Organisationen, (...) Sie sind so etwas wie die Einnistung von personalen *Lebenswelten* in die anonymen Systeme. (...) In informellen Gruppen kann viel geschehen, was den Ablauf der zu erledigenden Dinge stört, wie zu viel Plaudereien über das Thema Nummer eins am Montag, die Vorbereitung auf das Wochenende so ab Donnerstagmittag oder der unkollegiale Klatsch, der das Mobbing unbeliebter KollegInnen trägt. Sie können aber auch die sozialen Kerne einer gewissen Unternehmensmoral sein und die interaktive Grundlage dafür, dass sich die individuellen Mitglieder mit der Organisation als »Kollektiv« identifizieren und für sie durch dick und dünn gehen würden.« (a. a. O., S. 246f, Hervorh. von Esser)

21 Der Begriff Organisation nach Esser (2000) beinhaltet Arbeitsteilung, kollektive Zielsetzung, Macht und Interessen sowie das tägliche Arbeitsleben und auch ihre institutionalisierten Regeln. Darauf beziehe ich mich, wenn ich von der Polizeibehörde auch als Organisation spreche.

Das **Informelle**, gefasst als die Einnistung von sozialem Leben in Organisationen, markiert einen Raum, in dem auch **Bewältigung als informelle Handlung** im Alltag des LKA XY vorstellbar ist. Darauf deuten u. a. die schon beschriebenen **Tischrunden** (Kap. 2, S. 57) hin.

Um mich der Bedeutung des Informellen für die Bewältigung im LKA XY anzunähern, habe ich die folgende Abbildung 9 entworfen. Dabei stellte ich mir vor, dass die Bewältigungshandlungen zum einen der Entlastung der PolizistInnen dienen, zum anderen aber auch der Erledigung des Arbeitsauftrages. Denn das LKA XY ist ein Arbeitsfeld. Der bürokratisch-organisationaler Rahmen sieht keine Bewältigungshandlungen (außer der behördeninternen psychosozialen Beratung) jenseits von Arbeitszeitbegrenzung, Pausenregelung und Urlaubsdauer vor.<sup>22</sup> Daher dachte ich, wird eine alltagstaugliche Bewältigung vor Ort entweder in individuellen oder in lebensweltlichen Routinen oder in beiden zu finden sein.

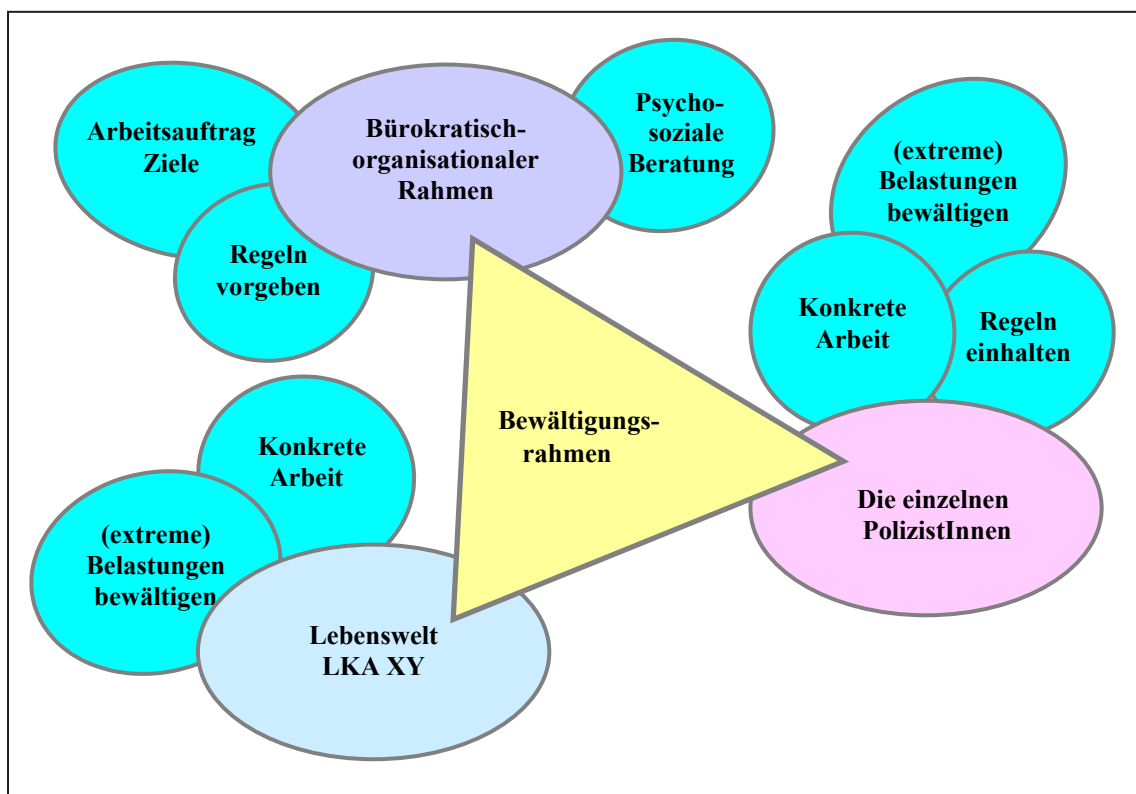


Abb. 9: Bezugsrahmen der Bewältigungshandlungen

22 Inzwischen gibt es auch Workshops zum Thema. (Telefonnotiz Juni 2008)

Die Abbildung 9 stellt den Bezugsrahmen der Bewältigung zwischen der Behörde, den Individuen (PolizistInnen) und der Lebenswelt LKA XY dar. Folgendes ist mir dabei im Sinn: Die Vorgaben der Behörde sind abstrakt: Regeln, Arbeitsauftrag und Ziele sind vorgegeben. Die Umsetzung der Vorgaben in konkretes Handeln wird von den PolizistInnen erwartet, vor allem als Arbeitshandlung. Sie **übersetzen den Auftrag** der Behörde in praktikable Arbeitsschritte und gestalten die Arbeitsbeziehungen selbst. Damit nun nicht jede(r) einzelne PolizistIn jede Handlung neu erfinden muss, stellt die Lebenswelt LKA XY **Handlungsmuster** zur Verfügung, auch solche der Bewältigung der Extrembelastung. An dieser Stelle ist die Abbildung 9 im Sinne theoretischer Sensibilisierung (Strauss/Corbin 1996, S. 25 ff) zu lesen. In den Kapiteln 5 bis 8 stelle ich dann die in den Daten begründeten Bewältigungshandlungen in ihren komplexen Kontexten dar.

Die Polizeibehörde, zu der mein Forschungsfeld gehört, ist eine große komplexe Organisation mit vielen verschiedenen Dienststellen, steiler Hierarchie und vielfältigen Beziehungen, in sich und zu anderen Behörden in der Stadt. Für mich war die Polizeibehörde nicht nur wegen der zahlreichen Dienststellen und Menschen unüberschaubar, sondern vor allem wegen der Komplexität der Kooperationen, Entscheidungen und Handlungen.

Mein Forschungsstandort war das schon genannte LKA XY in einer größeren Stadt. Die zu diesem Organisationsbereich gehörenden Dienststellen sind zusammen in einem Gebäude untergebracht, in einer Straße, in der sich nahtlos andere Gebäude ähnlicher Größe und ähnlichen Aussehens aneinander reihen. Wäre da nicht das Polizeischild mit dem Kürzel der Dienststelle am Eingang, würde es kaum als Polizeigebäude auffallen.

Räumlichkeiten und Ausstattung des LKA XY und die Art und Weise ihrer Nutzung kennzeichnen seinen besonderen Charakter. Die in den Handhabungen und Handlungen geborgenen Bedeutungen machen das LKA XY praktisch einzigartig. Es unterscheidet sich gerade dadurch von anderen sozialen Welten. Das Wissen um die Bedeutungen, das sich in den Handlungen reproduziert, begründet Zugehörigkeit. Geertz (1983) bezeichnet dieses »selbstgesponnene Bedeutungsgewebe« als die »Kultur« einer Lebenswelt, in die der Mensch »verstrickt ist« (a. a. O., S. 9). In der Nutzung von Gegenständen und Räumen und in den Handlungen habe ich nach ihrer Bedeutung für das Dazugehören gesucht.



Denn auch wenn meine ForschungspartnerInnen ihr Zugehörigkeitsgefühl, die Gemeinschaft vielfach betonten und mit starken Worten wie »das schweißt zusammen« (Interview 5, S. 33) belegt haben, hat mich darüber hinaus interessiert, wie sie das Dazugehören im Alltag herstellen, wie sie das Bedeutungsgewebe, die Kultur des Dazugehörens immer wieder von neuem mit Leben füllen.

Nur wer dazugehört, ist **eingeweiht** in die Alltagskultur. Das betrifft alle, die im Forschungsfeld arbeiten. Dazugehören ist deren Handlungen innewohnend, welche Bedeutung diese auch sonst haben mögen. In diesem Sinne geht es mir um die grundlegenden Handlungen des Dazugehörens als **sozialisierende**, **einpassende**. Dadurch begründen die Handlungen des Dazugehörens den Alltag der Lebenswelt LKA XY und unterstützen auf diese Weise auch die Routinen der Bewältigung.

Wie ist nun die Welt des LKA XY beschaffen? Auf der Basis welchen Gewohnheitswissens des Dazugehörens passen die PolizistInnen sich woran an? Hüttermann (2000, S. 161) beschreibt die Polizeibehörde als »nach innen ... relativ geschlossenen Sozialraum«:

»(...) ist festzuhalten, dass die Polizei nach innen einen relativ geschlossenen Sozialraum darstellt, – gewissermaßen eine ›Gesellschaft in der Gesellschaft‹, (...) Innerpolizeiliche Milieus stellen dem abstrakten Verhältnis zwischen Einzelakteur und Gesamtkorpus ein konkretes und durchaus eigensinniges Vermittelndes zur Seite, das die Arbeitswirklichkeit respektive die alltägliche Habitusarbeit der Polizisten konkret bestimmt.« (a. a. O., S. 161/163)

Diese »innerpolizeilichen Milieus« wirken demnach als **Vermittler** zwischen den einzelnen AkteurInnen und der Behörde als »Gesamtkorpus«. Behr (a. a. O., S. 238) sieht zwei »Grundverständnisse« oder »Handlungslogiken«, die innerhalb der Polizeibehörde nebeneinander stehen. Das eine seien die »Leitbilder«, das was »korrekt« sei. Sie kämen von »oben« und seien nicht wirklich kompatibel mit den konkreten Erfahrungen »unten«. Das andere seien »Handlungsmuster«, die sich an »praktischen Erfahrungen« orientierten. Sie würden entwickelt und »auf Augenhöhe« weitergegeben. Sie kämen von »unten« und seien daher am real erfahrbaren Alltag orientiert.

Dies bedeutet: Die Handlungsmuster der innerpolizeilichen Lebenswelten unterstützen die PolizistInnen dabei, ihr Erleben mit dem bürokratisch Geforderten in Einklang zu bringen. Sie orientieren ihre Handlungen und Alltagstheorien an der wechselseitigen

**Anpassung** von Erleben und Bürokratie. Um dies zu erleichtern, dafür gibt es die Handlungsmuster. Nicht jede(r) Einzelne muss seine/ihre Handlungen eigens erfinden, sondern er oder sie findet sie als Handlungsoptionen vor.

## 4.2 Dazugehören als Handlung

Die Handlungen des Dazugehörens sind quasi ein ›Ausweis‹ für den Zugang zum Inneren der polizeilichen Lebenswelten. Im Einstiegskapitel konnten wir sehen, dass die Polizeibehörde sowohl formale als auch informelle Wege kennt, jemanden **hineinzunehmen**: Damit ich forschen konnte, brauchte ich einen behördeninternen Status. Ich erhielt den einer Praktikantin. Als solche hatte ich für zwei Jahre Zugang zur Behörde. Diesen Status erhielt ich auf informellen Wegen: Durch informelle Gespräche erwarb ich FürsprecherInnen. Ich tastete mich auf diese Weise mit mir fremden, im Polizeifeld jedoch gewohnten Handlungen ins LKA XY hinein. Doch auch mit dem offiziellen Status gehörte ich nicht wirklich zur Lebenswelt LKA XY dazu. Ich war lediglich **formal zugelassen**. Erst mit meinem Vertrautwerden in und mit dem Forschungsfeld lernte ich die vielen Handlungen des Dazugehörens kennen und teils selbst anwenden.

- Dazugehören ist kein ›Zustand‹. Es ist vielmehr aktives Handeln. Dieses Handeln markiert den ›Raum‹ im LKA XY, in dem die Anpassung zwischen dem Erleben der PolizistInnen und den normativen Vorgaben der Behörde bewerkstelligt wird.

**Dazugehören** umfasst viele Handlungen, die täglich viele Male aufs Neue (gemeinsames) **Wissen** herstellen und bestätigen. Diese Handlungen zeigen nicht nur die Zugehörigkeit zur Lebenswelt LKA XY bzw. zu ihren inneren Teilwelten an: zur Inspektion AB, zum Team NZ oder auch zu den Frauen oder zu den Männern. Diese Handlungen erzeugen aber auch ein **Zugehörigkeitsgefühl**, das die Bewältigungshandlungen unterstützt.

»Sie dürfen das nicht vergessen, wenn sie hier in einem Kommissionsfall eine Woche lang arbeiten, dann sieht es so aus, sie müssen wenigstens 12 Stunden arbeiten, (I: ja) und denn fängt man eben nicht sieben, 7 Uhr 30 an, sondern um acht, und das geht wenigstens bis 22

Uhr und das stimmt immer nicht, sondern das wird 23, 24, null Uhr, eins oder zwei. (I: Mh) Und schwups sind sie nach vier Stunden wieder (...) zusammen, also sie sehen manchmal die Truppe hier häufiger als die Familie zu Hause. (I: Ja) Das schweißt zusammen, Probleme, die auftreten könnten, wenn Spannungen entstehen, die werden abgebaut durch das gegenseitige Beisammensein mit Witzchen und Bemerkungen (I: mh), so dass die Runde immer stimmt (I: mh), weil das wichtig ist (I: ja), wenn hier Spannungen sind, denn können sie nicht effektiv arbeiten. (I: Mh, ja, das ist wichtig) Weil man sich aufeinander verlassen muss, im Auge zu haben, und ergänzen muss, nicht.« (Interview 3, S. 5)

Wie **Zugehörigkeitsgefühl** (»Das schweißt zusammen«) in seiner Kommission entsteht, nämlich durch eine Handlung des **(sich) Einfügens** (»durch das gegenseitige Beisammensein mit Witzchen und Bemerkungen«), schildert dieser Interviewpartner. Die Kommission braucht das, weil sie viele Stunden zusammen ist und dadurch leicht Spannungen entstehen können, die sie u. U. »nicht effektiv arbeiten« lassen und weil sie »sich aufeinander verlassen« können und »ergänzen« müssen.

Die folgende Abbildung 10 zeigt die Handlungen des **Dazugehörens**. Diese sind: **wiedererkennen, einweihen, räumliches ein- und ausgrenzen** sowie **(sich) einfügen**. Diese Basishandlungen des Dazugehörens bilden eine grundlegende Voraussetzung, sowohl für die kriminalistische Arbeit als auch für die Bewältigung von Belastungen. Sie unterstützen maßgeblich das **Zugehörigkeitsgefühl** der PolizistInnen und geben den Routinen des Bewältigens einen **sicheren Rahmen**. Sie schaffen praktisch die Grundlage für die Anpassungen des (belastenden) Erlebens an die normative Orientierung in der Arbeit. Eine ausführliche Darstellung der Handlungen des Dazugehörens folgt nach der Abb. 10 im weiteren Verlauf dieses Kapitels.

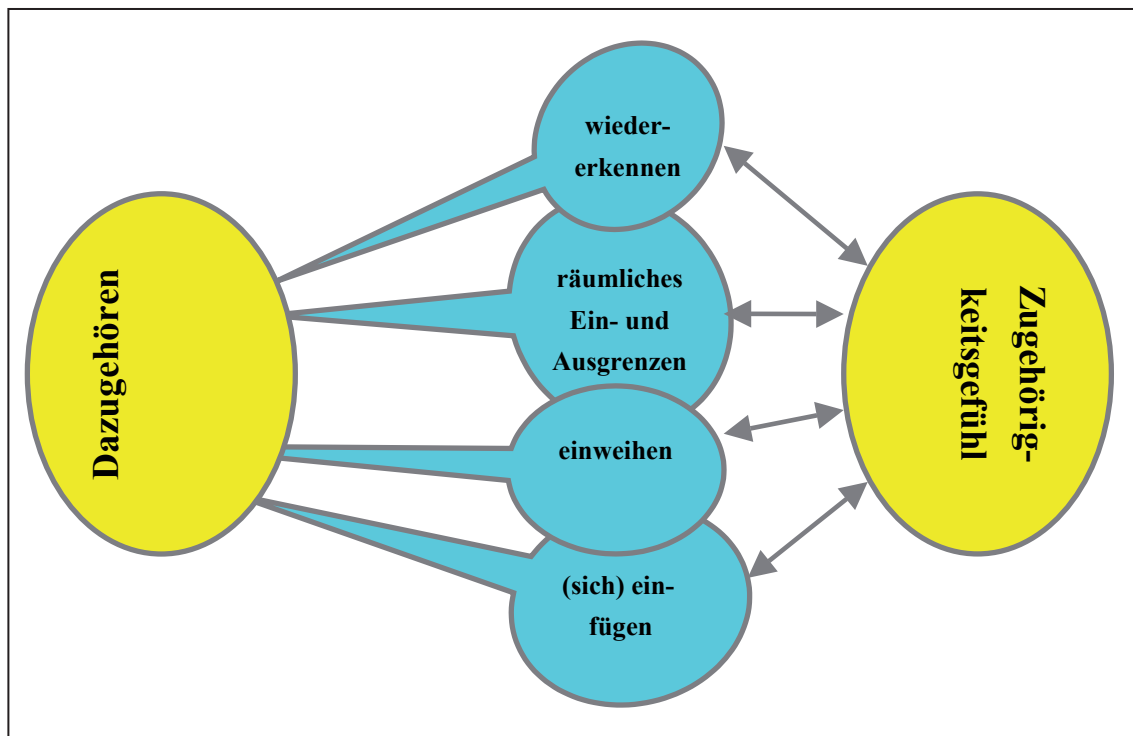


Abb. 10: Die grundlegenden Handlungen des Dazugehörens

#### 4.2.1 Wiedererkennen

**Wiedererkennen** zeigt **Dazugehören** an und erzeugt ein **Gefühl der Zugehörigkeit**. Die Kategorie wiedererkennen ist zuerst durch mein eigenes Erleben in meinen Blick gekommen. Dadurch konnte ich dann genauer beobachten und Fragen stellen im Hinblick auf Handlungen und Erleben meiner ForschungspartnerInnen.

##### 4.2.1.1 Personen wiedererkennen

Wer in das Gebäude hinein will, muss parterre am Pfortner vorbei. Der Pfortner ist ausgebildeter Polizist. Er sitzt in einem kleinen Raum hinter einer großen, jedoch meist offenen Glasscheibe, vis-à-vis der Eingangstür. Der Eingangsbereich ist geräumig, mit den Treppenaufgängen, einer Bank für Wartende und einem Ständer mit Flyern und Handzetteln: Fahndungen, Angebote der Polizei und Angebote psychosozialer Einrichtungen.

Der Pförtner ist grundsätzlich mit der Kontrolle und Anmeldung von ›Besuchern‹ befasst, zum Beispiel ZeugInnen zur Vernehmung, vorgeladenen Verdächtigen, Schulklassen, die zum Vortrag kommen u. ä. Bei jedem schreibt er den Namen, die Adresse, die Ausweisnummer und die Telefonnummer der zuständigen PolizistInnen, die besucht werden sollen, in ein dafür vorgesehenes Buch. Anschließend benachrichtigt er die Zuständigen per Telefon. Seit dem Terroranschlag in New York im September 2001 sind die Einlassbedingungen verschärft worden. Jeder Besucher bekommt seither ein Besucherschild mit einer Besuchernummer und wird nach vorheriger telefonischer Anmeldung durch die BeamtInnen abgeholt und wieder zum Ausgang zurückgebracht. Sie sind so als **Fremde** jederzeit erkennbar.

Da ich während der Erhebungsphasen einen Polizeiausweis besaß, der mich als Praktikantin, also als **zur Polizeibehörde zugehörig** auswies, brauchte ich keine Erklärung abzugeben, wer ich war und was ich wollte. Nach kurzer Zeit kannte der Pförtner mich bereits und ich konnte weitergehen, ohne meinen Ausweis zu zeigen.

»Um 7.50 Uhr komme ich heute ins Kommissariat. Mir ist aufgefallen, dass der Pförtner mich schon von Weitem freundlich grüßt. Ich wundere mich, weil ich eigentlich jeden Morgen erwarte, meinen Ausweis zeigen zu müssen.« (TB 1, S. 20)

Für den Praktikantenzeitraum gehörte ich für den Pförtner quasi dazu. Dies war mein erster Eindruck der Vermischung von bürokratischer Kontrolle und Erleben: **Kontrolle durch das Wiedererkennen**

War ›man‹ im Gebäude selbst, waren Handlungen des Wiedererkennens obligatorisch: begrüßen per Handschlag, zurufen, Worte wechseln, winken. Jeden Tag wurde ich mit so vielen Leuten bekannt gemacht, dass ich fürchten musste, den einen oder die andere **nicht wiederzuerkennen**. Der ›Flurfunk‹ bewirkte aber, dass ich selbst bekannt wurde.

»Wir gehen wieder nach oben. Mir fällt auf, dass ich von den Mitarbeitern auf den Fluren wie selbstverständlich begrüßt werde. Später erfahre ich, dass es sich herumgesprochen hat, dass ich da bin.« (TB 1, S. 28)

Mit der Zeit wurde ich vor allem mit denjenigen **vertrauter**, die ich täglich in der Kommission, in der ich zur Beobachtung teilnahm, traf.

#### 4.2.1.2 Exkurs Subjektivität: Differenzen im Erleben

Die Tatsache, dass ich anfangs, während meiner Erhebungsphasen, einfach nur mit freundlichem Gruß in die Behörde hineingehen konnte, bewirkte bei mir ein **Gefühl der Zugehörigkeit**. Später– nach 9/11 – änderte sich dies Gefühl: Durch die Angabe meiner Personalien (ich hatte meinen Praktikantenausweis bereits zurückgegeben) und dadurch, dass ich nun unter ständiger Aufsicht war, entwickelte ich nicht nur ein Gefühl, **fremd** zu sein, sondern auch ein befremdliches Gefühl des **Grundsätzlich-Verdächtig-Seins**. Letzteres empfand ich besonders stark, während ich mit den anderen Besuchern im Sichtbereich des Pförtners warten musste (stehend oder auf der harten unbequemen Bank sitzend), bis mich mein jeweiliger Forschungspartner abholte. Diese **Grenzroutine** stärkte ein **Gefühl des Nicht-Zugehörigseins** bei mir.

Das änderte sich wiederum, nachdem ich mehrfach während dieser späten Erhebungsphase jemanden, der in der Hierarchie höher stand, besuchte. Ich selbst und die Zwecke meiner Besuche wurden **wiedererkannt**, und ich durfte mich nun eigenständig im Gebäude bewegen, ›gehörte‹ wieder temporär ›dazu‹.

Der Pförtner bildet sozusagen die – unter bestimmten Bedingungen durchlässige – Außenhaut des Polizeigebäudes. Er ist Teil der **starken Grenze** zwischen Polizeiorganisation und übriger Gesellschaft. ›Besucher‹ sind gewissermaßen **Grenzgänger**, auf welche die ›**Grenzpolizei**‹ ein Auge hat, sie kontrolliert. Durch diese Grenze kann niemand einfach hindurchschlüpfen.

Sie ist gesichert wie eine Grenze zwischen zwei Staaten. Die Gewohnheit des Wiedererkennens als Kontrollhandlung stellt die Ausweiskontrolle nicht etwa in Abrede. Sie **erweitert** die Ausweiskontrolle lediglich um diese **Routine des Dazugehörens**. Der Pförtner macht gewissermaßen eine **erlebensorientierte Kontrolle**: ein Gruß, freundliche Worte beim Wiedererkennen, Passkontrolle und Eintrag bei Fremdheit.

#### 4.2.1.3 Kompetenzen wiedererkennen

Die **Zuteilung**, an welchen Ermittlungsaufgaben ich teilnehmen konnte bzw. sollte, verlief ähnlich wie die Zuteilung der Ermittlungsaufgaben an die Beamten. Die Kommissionslei-

terin und ihr Stellvertreter suchten mir nahe zu bringen, was für mein Forschungsinteresse das Richtige wäre: Ich wurde als die Forscherin, die sich für die PolizistInnen interessiert, wiedererkannt. Daher wussten sie aus ihrer Sicht, was sie mir zeigen mussten. In diesen Handlungen des Wiedererkennens meiner von ihnen vermuteten Kompetenz lag ihr eigenes Interesse an meiner Arbeit.

»A sagt zu mir: ›Heute finden wir eine ordentliche Vernehmung für sie. Zur (...) fahren sie mal nicht mit. Das ist ja nichts. Nur Zettel abholen.« Das Telefon klingelt, und in dem Gespräch werde ich zur Vernehmung angekündigt: ein 12-jähriges Mädchen, das in der Nacht ›im Bett eines 17-jährigen aufgefunden‹ wurde, der wegen erpresserischen Menschenraubs festgenommen werden sollte. Ich werde noch schnell aufgeklärt über ›Zigeunerhochzeiten‹, Mitgiftkriege unter ›Zigeunern‹ und Handel mit minderjährigen Töchtern bei ›Zigeunern‹.« (TB 1, S. 5)

So energisch ›versorgt‹ zu werden, freut mich normalerweise nicht sehr. Im LKAXY jedoch empfand ich das als überraschend angenehm. Es zeigte mir, dass ich sozusagen auf ihrem Plan stand. Bevor ich morgens kam, dachten sie schon an mich i. S. der Forschungskompetenz und erkannten mich dann als diejenige wieder, für die sie etwas eingeplant hatten oder für die sie auf »eine ordentliche Vernehmung« warteten. Dies bewirkte bei mir ein Zugehörigkeitsgefühl. Dieses angenehme Gefühl wiederum weckte meine Neigung, mich an diese **Arbeitsversorgungsroutine** anzupassen.

Auf diese Art, sich an der Kompetenz der Einzelnen zu orientieren, wurde die Arbeit im Team verteilt. Selbst nach schon geplantem Vorgehen wurde manchmal nach Darlegung **eigener Vorschläge** eines Kommissionsmitglieds ein neuer Ermittlungsweg beschritten. Die Arbeitsroutine wurde dann den neu entdeckten Kompetenzen der Beteiligten angepasst.

»Die drei jungen Kommissare machen den Vorschlag, dass in den fraglichen Stadtbezirken alle Radfahrer mit einem (...)rad unter einem Vorwand überprüft werden sollen. Sie meinen, das seien ja nicht so viele, schon gar nicht mit dem beschriebenen (...) Lenker. Herr D und Herr E sind dagegen: Wie wollt ihr das denn machen, das ist doch viel zu aufwändig. Die drei arbeiten im Gespräch den Plan immer genauer aus, bis auch die beiden Leiter sich überzeugt zeigen und grünes Licht geben: ›Das ist `ne gute Sache. Könnte was bringen.« (...) Auch die Vorschläge der jungen Beamtin werden aufgenommen und in das weitere Vorgehen integriert.« (TB 2, S. 15)

Die Orientierung in der gemeinsamen Ermittlung an den Vorschlägen und Ideen der Einzelnen macht aus, dass man/frau sich wiedererkannt i. S. von **sich berücksichtigt** fühlen

kann. Dies ist jedoch keine Einbahnstraße. Denn (wieder) erkannt werden in seiner/ihrer Kompetenz kann nur, wer seine Kompetenzen auch aktiv einbringt.

#### 4.2.2 Räumliches Ein- und Ausgrenzen

Jede Kommission hat einen vom Delikt her definierten Arbeitsauftrag: z. B. ›Missbrauch von Schutzbefohlenen‹ oder ›Kinderpornografie‹. Die Ausnahme bilden die Mordkommissionen, die alle Arten Tötungsdelikte bearbeiten. Nur jeweils eine Kommission ist für den Einsatz bei neuen Fällen in Bereitschaft. Die Kommissionen, die gerade nicht Bereitschaft haben, bearbeiten ihre (noch) nicht gelösten Fälle weiter und erledigen die übrige Büroarbeit.

Die Polizistinnen und Polizisten einer Kommission sind in **gemeinsamen oder angrenzenden Räumen** untergebracht. Zwei bis vier dieser Büroräume sind jeweils untereinander mit – oft offen stehenden – Türen verbunden. Jedem Kommissariat ist eine Schreibkraft zugeordnet, die u. a. bei Vernehmungen Protokoll schreibt. Sie hat ihren Arbeitsplatz meistens in einem eigenen Raum, in dem auch die Vernehmungen durchgeführt werden. Zum Flur hin sind die Türen normalerweise geschlossen. Diese **Geschlossenheit** markiert einen **inneren Raum des Dazugehörens**, nämlich zur Kommission. Wenn alle in den Außendienst fahren, werden die Eingangstüren zu den Kommissionsräumen abgeschlossen.

##### 4.2.2.1 Schlüsselgewalt

Die Beamten verfügen alle über einen Schlüssel. Wer einen Schlüssel besitzt, gehört daran erkennbar zum LKA XY. Nachdem ich zu Beginn der teilnehmenden Beobachtung einmal vor verschlossener Tür stand, bekam ich für die Zeit meines Aufenthaltes einen Schlüssel, neben dem Ausweis mein zweites formale **Zeichen der Zugehörigkeit**. So markieren die Türen zwischen dem Flur und den Büroräumen eine **weitere Grenze**: zwischen dem Flur als Quasi-Außenraum und den Kommissionsräumen. Sie **eigenmächtig** zu öffnen und zu schließen ist gleichbedeutend mit dazugehören.



Wer vor- bzw. eingeladen war, wartet, bis er/sie hereingebeten wird, auf dem Flur, wo Stühle stehen. Wer auf einem dieser Stühle sitzt, ist sichtbar als kein(e) Zugehörige(r). So sind die Stühle auf dem Flur nicht nur Sitzmöbel für die ›Besucher‹, sondern zugleich **Merkmal des Nicht-dazu-gehörens**.

Auch die Nutzung der Toiletten zeigt Zugehörigkeit an. Sie sind unterteilt in solche für die PolizistInnen – abgeschlossen, der Schlüssel hängt in den Räumen der Kommissionen – und in solche für die BesucherInnen – diese sind offen zugänglich. Wer einen Schlüssel benutzt, handelt als Zugehöriger. Das Nutzen-Können des Toilettenschlüssels markiert in diesem Sinne **Dazugehören zu einem Intimus-Raum**.

Neben den Kommissionsräumen gibt es weitere Räume für spezielle Aufgaben und Anlässe: den großen Saal für Personalversammlungen oder für Vorträge (Schulklassen, Journalisten usw.), die Zimmerflucht der PhantombildzeichnerInnen mit Zeichentischen, Archivschränken und Computern, den Gegenüberstellungsraum mit seiner Einwegscheibe, den als Spielzimmer gestalteten so genannten Videoraum für die kindgerechte Vernehmung und die hauseigenen Zellen mit dem dazugehörigen Raum für das Wachpersonal. Zu diesen Räumen gibt es ebenfalls Schlüssel für die Nutzung durch die PolizistInnen. Die Differenz zwischen den Dazugehörenden und den nicht Dazugehörenden zeigt sich besonders deutlich bei den hauseigenen Zellen.

»Auf unser Klopfen wird von innen geöffnet, und wir kommen in einen Flur. Geöffnet hat ein Beamter in Uniform. Gegenüber der Eingangstür gucke ich in einen offenen Raum, in dem eine Beamtin (in Uniform) hinter einem Schreibtisch steht. Der Raum ist schmal und klein und wirkt ›vollgestopft‹. (...) Der Beamte schließt eine der drei rechten Türen (...) auf. Dahinter ist ein winziger Vorraum (vielleicht 1x2m), begrenzt von einem Stangengitter, das den Blick auf die Zelle freigibt: ein kleiner kahler Raum mit einer Pritsche. Der Beschuldigte<sup>23</sup> hat hier offenbar schon die Nacht verbracht und lässt sich wieder einsperren.« (TB 1, S. 27)

Diese Zellen dienen dem **vorübergehenden Einschluss** von beschuldigten Personen. Sie sind nur für kurze Aufenthalte gedacht. Nach spätestens 48 Stunden muss der Haftrichter entscheiden, ob das bis dahin gefundene Beweismaterial ausreicht für die Anordnung einer Untersuchungshaft oder ob der Beschuldigte freigelassen werden muss. Der Zellenbereich

---

23 Ein Beschuldigter ist eine Person, die verdächtigt wird, eine Straftat begangen zu haben.

wirkt insgesamt, vom Zweck her gesehen, also von der **Funktion des Einschließens** und Bewachens her, übersichtlich und funktional. Wer diesen Schlüssel besitzt, wer auf- oder zuschließen kann, gehört nicht nur zur Polizei dazu – er/sie übt Macht über andere aus. Wie das Schließen und Öffnen überhaupt eine Handlung der Macht ist, nämlich der Macht der **Kontrolle über nicht dazugehören und dazugehören**.

### 4.2.3 Einweihen

Die Grenze zwischen der Polizeibehörde und der übrigen Gesellschaft wirkt auf die beschriebene Weise ein- oder ausgrenzend – allerdings nur in den Öffnungszeiten. Bei verschlossener Tür muss man wissen, was zu tun ist, sonst kommt man gar nicht erst hinein. Ich erinnere mich, dass ich eines Sonnabends – ich sollte an der Befragung von Opfern teilnehmen – nach einer Klingel suchte und sie nicht fand. Auch als Ausweisbesitzerin war ich nicht in die **Grenzgeheimnisse** eingeweiht.

»Kurz vor 9 Uhr komme ich am LKA an. Vor dem Gebäude kommen gerade auch Herr F und Herr Z an. Das stellt sich als günstig für mich heraus, denn die Eingangstür ist verschlossen. Die beiden klopfen, und der Pförtner – ich kenne ihn nicht, denn werktags ist ein anderer da – öffnet. Herr F weist sich aus und sagt: Die beiden gehören dazu.« (TB 2, S. 21)

Die Polizisten kannten die Möglichkeiten, außerhalb der Öffnungszeiten Einlass zu erhalten, nämlich durch kräftiges Klopfen. Seitdem bin ich darin **eingeweiht**. Ich selbst hätte nicht gedacht, dass ein Klopfen an diese massive Tür von dem Pförtner, dessen Platz ja nicht direkt davor war, gehört werden würde. Der Satz von Herrn F: »Die beiden gehören dazu« zeigt, wie hier der **Sondereinlass** mit der Zugehörigkeit verbunden war.

#### 4.2.3.1 Einweihen durch Zeigen

Dass das **Zeigen** für die Vermittlung stark belastenden Erlebens eine Rolle spielt, habe ich im Einstiegskapitel schon gezeigt. Zeigen ist aber auch eine Handlung des Einweihens in das Lebensweltspezifische ganz allgemein. Es wird ›einem‹ gezeigt ›wie das so läuft vor

Ort, wie Täter eingeschätzt werden, wie Beweismaterial gelagert und gesichtet wird, welche ›Bilder‹ verkräftet werden müssen, auf welche Weise sie bewältigt werden können. Das Zeigen ist ein Weg, ›Neulinge‹ mit den Gepflogenheiten in den Kommissionen **vertraut** zu machen. Auf diese Weise wurde ich als Außenstehende auch vertraut gemacht. Mir wurden Bilder und Dinge gezeigt, man ließ mich bei der Arbeit zusehen und ich wurde auch gleich in die Strategien der Bewältigung eingeweiht.

#### Beispiel 1:

»C sitzt auch auf ihrem Platz und zeigt mir das Buch ›Wüstenblume‹, das anlässlich des Beschneidungsfalles im Kommissariat gelesen wird – von den Frauen. (...) Dann zeigt C mir einen Vorgang, den sie gerade liest, weil sie am Freitag zum Gericht vorgeladen ist. Sie soll aussagen in einem Fall, der längere Zeit zurückliegt. Sie sagt, sie erinnere sich ja gar nicht mehr. Sie zieht Fotos von einem Baby mit einer Menge Hämatomen aus dem Kuvert und zeigt sie mir. ›Das bin ich‹, sagt sie und zeigt auf die Hand, die auf einem der Bilder das Baby hält.« (TB 1, S. 28)

#### Beispiel 2:

»Dann öffnet er einen Schrank an der Seite. In ihm befinden sich einige Fächer mit pornographischen Artikeln. Er nennt das seinen ›Raritätenschrank‹. Es handelt sich um alte und veraltete beschlagnahmte Gegenstände, Seidentücher mit pornographischen Darstellungen, Videos, Dildos. Die Dinge in diesem Schrank wirken auf mich eher harmlos. Dann sucht O eine Laser-Disk aus: ›Story of Z‹. Er will mir den Film zeigen, damit ich erfahre, was unter Gewaltverherrlichung zu verstehen ist. Mir ist unbehaglich. (...) Der Film ist japanischen Ursprungs und in diesem Fall eine deutsche Raubkopie. O hat sie ausgewertet und festgestellt, dass die entsprechenden Szenen in der Kopie enthalten sind. Er erzählt mir kurz die Geschichte – das sei nicht immer so, dass es überhaupt eine gäbe, in diesem Fall aber schon: Die Handlung spielt in einem Gefängnis. Die Hauptfigur Z ist inhaftiert. Der Gefängnisleiter ist ein brutaler Sadist. Die Kommunikation ist gewalttätig. Z ist eine Art Supermann, der wunderbarerweise und gottähnlich nach Misshandlung wieder unversehrt wird. Er bekämpft die Gewalt, die ihm angetan wird, mit Gegengewalt. Da er über übermenschliche Kräfte verfügt und die Gegenseite über sadistische Phantasie, eskaliert die Sache. Das ergibt die Handlung. Nach dieser Einführung zappt O den Film durch und zeigt mir die einschlägigen Gewaltszenen. Zuvor sagt er mir noch, ich solle mir vorstellen, dass das alles Maske sei. Sein Vorgänger, der ihn eingearbeitet habe, hätte ihm das vermittelt, und das helfe. Tatsächlich bin ich dann froh über diesen Tipp.« (TB 1, S. 18)

Mein Gesprächspartner Herr O zeigte mir dreierlei Dinge, die seine Kommissionskollegen längst kannten und die deshalb nicht dazukamen: 1. seinen ›Raritätenschrank‹, Versammeltes aus seiner langen Dienstzeit, 2. einen gewaltverherrlichenden Film und 3. einen

kleinen Trick: die Vorstellung einer »Maske«<sup>24</sup>, sodass das Martialisch-Blutrünstige des Films einen Anstrich des Nicht-Realen bekam und auf diese Weise leichter zu ertragen war. So weihte Herr O mich ein, worin die zur Kommission Gehörenden auch eingeweiht waren. Darüber hinaus erfuhr ich eine Routine des Einweihens des jungen Kollegen durch den Dienstälteren (»Vorgänger«) in eine Bewältigungshandlung – hier das »Vorstellen«, das ich auch Anderes-Sehen nenne, eine Variante des Ausweichens, die ich in Kapitel 5 (S. 134) beschreibe.

#### 4.2.3.2 Einweihen durch Besprechen

In vielen Fällen begann das **Einweihen** mit einem Gespräch, besonders dann, wenn es um meine Teilnahme an Ermittlungen ging, von denen meine ForschungspartnerInnen annahmen, dass sie schwer zu ertragen sein würden.

»Herr D fragt mich, ob ich auch bereit sei, mir Tatorte anzusehen: also »Leichen, die nicht so normal aussehen wie andere Leichen«. Ich sage »ja, ich habe mir das genau überlegt, obwohl ich natürlich nicht genau weiß, wie es mir dabei gehen wird«. – »Also langsam heranzuführen«, sagt er. Dann machen die Anwesenden mir klar, dass es wenig Sinn hätte, tageweise zu kommen. Die Mordkommissionen arbeiten im Wechsel im Bereitschaftsdienst, was heißt, dass sie manchmal ausgesprochen wenig Schlaf bekommen. Sie müssen dann, wenn sie gerufen werden, solange arbeiten, bis der Täter gefunden bzw. soviel Beweise vorhanden sind, dass eine Inhaftnahme gerechtfertigt ist.« (TB 2, S. 2 f)

Ich wurde im Gespräch in die unangenehmen Seiten eingeweiht, die meine teilnehmende Beobachtung haben würde. Damit einhergehend wurde mir eine erprobte Vorgehensweise angeboten, die es mir leichter machen sollte. Zum einen sollte ich mich, was die Belastung durch »Leichen, die nicht so normal aussehen« betraf, »langsam heranzuführen« lassen. Zum anderen wurde mir nahe gebracht, dass ich mich den zeitlichen Bedingungen der Bereitschaft **anpassen** sollte (»dass es wenig Sinn hätte, tageweise zu kommen«).

»Man« tut grundsätzlich gut daran, die Bedingungen des Dazugehörens in einer Kommission zu erfragen, auch wenn man nur für begrenzte Zeit mitmachen will.

24 Unter »Maske« stellte ich mir eine Art Maskerade vor, z.B. Ketchup statt Blut und Theaterspiel statt realer Handlung. Da es sich um einen Film handelte, lag das ohnehin nahe. Dennoch war der Hinweis hilfreich, denn die Bilder des Films waren so schockierend, dass man das leicht hätte vergessen können.

»Ich frage: ›Was haben denn die Psychologen, Frau MY und die andern gestern noch erarbeitet? Die wollten doch auch ein Täterprofil machen.« – Er winkt ab: ›Wissen sie, sie bemühen sich ja, aber wenn die Leute die Arbeit vor Ort nicht kennen, wenn die nicht wissen wie wir arbeiten, und sich im Grunde auch die Mühe nicht machen, nur mal eben so rüberkommen, dann klappt das auch nicht. Haben nicht das Gespür dafür.« (TB 2, S. 17/18)

Denn »wenn die Leute die Arbeit vor Ort nicht kennen, nicht wissen wie wir arbeiten«, kommen sie nicht ›ins Spiel«. Wer mitarbeiten will, muss nämlich unter anderem die innere Handlungslogik dieses spezifischen Teams kennen lernen, »sich im Grunde auch die Mühe« machen. »Frau MY und die anderen« gaben sich nach meiner Beobachtung viel Mühe, aber, wie ich in diesem Gespräch erfuhr, offenbar nicht die richtige an der richtigen Stelle, so wie diese Kommission das definierte: »nur mal eben so rüber kommen, dann klappt das auch nicht.« Mit anderen Worten, sie sollten sich zuerst für das Team und seine Arbeitsweise interessieren, »das Gespür dafür« entwickeln. Erst danach – in Kenntnis der Routinen – wäre die erfolgreiche Erstellung eines Täterprofils möglich gewesen.

#### 4.2.4 (Sich) einfügen

Die überwiegende Mehrzahl der Räume im Haus sind ›normale‹ Büroräume, Räume, in denen die Sachbearbeiter – so werden die PolizistInnen intern genannt – arbeiten. Durch die Nähe der Büroräume einer Kommission zueinander können sie schnell und direkt miteinander kommunizieren.

»Ich sitze neben seinem Schreibtisch, auf dem sich die Akten türmen, und hinter einem Computertisch nebst Computer. Es ist Platz genug, um die Tasse und meine Tasche darauf abzustellen. Der Raum liegt zwischen dem von Herrn D (...) und einem weiteren Raum mit ebenfalls zwei Schreibtischen. Wie überall stehen die Schreibtische zusammen, sodass die Mitarbeiter sich gegenüber sitzen beim Arbeiten. Es gibt hier nur eine kleine Pflanze. Persönliche Dinge sind nicht im Raum. Rechts an der Wand hängt eine große Tafel mit Ansichtskarten aus dem Urlaub, von Kollegen, sowie Fotos von Kollegen und ehemaligen Kollegen, bei Feiern und so.« (TB 2, S. 12)

So ähnlich wie in dieser Beschreibung aus der Teilnehmenden Beobachtung in einer Mordkommission sind alle Büroräume ausgestattet. Manchmal gibt es mehr Blumen oder auch eine Tischdecke, Fotos, Toaster oder Mikrowelle. Die Möbel sind älteren Datums

und eher schlicht. In den Räumen, mindestens jedoch in jeder Zimmerflucht gibt es ein Waschbecken. Hier kann man sich die Hände waschen, Blumenwasser holen, Wasser zum Kochen (Kaffee, Tee u. a.) oder zum Trinken entnehmen.

#### 4.2.4.1 Der Platz im Team

Das Kaffeetrinken findet in den Arbeitsräumen statt. Es stehen große Besprechungstische in den Räumen der KommissariatsleiterInnen, die neben den Dienst- und Lagebesprechungen auch zum Zusammensitzen beim Kaffeetrinken, Essen, Geburtstagsfeiern u. a. dienen. Kaffee und Tee wird gemeinsam besorgt; weitere Getränke und Essen bringt jede(r) selbst mit.

»Neben Herrn O. ist ein Platz frei, er winkt mir zu: ›Kommen Sie, setzen Sie sich ruhig hierher.« – Ich setze mich. Vor meinem Platz steht ein Kaffeebecher: ›Das ist jetzt Ihrer, solange sie hier sind«, sagt Herr O. Ich freue mich und sage das. – ›Ja, so sind wir nun mal«, witzelt jemand.« (TB 2, S. 14)

»So sind sie nun mal.« So lange ich »hier« war, erhielt ich einen **eigenen** Kaffeebecher. Mein Platz am Tisch wurde sozusagen **mein Stammplatz**. Ich wurde temporär zugehörig, was auch der Kaffeebecher symbolisierte. »So sind wir nun mal.« Sie räumten denjenigen, die da waren und solange sie »hier« waren, einen eigenen Platz **innerhalb der Grenzen ihrer Gemeinschaft** ein, eben auch mir.<sup>25</sup> Denn anders als **aufgenommen in das Team**, kann niemand im Team beteiligt sein.

#### 4.2.4.2 Arbeitsmoral

Die PolizistInnen verfügen über eine starke formale Anbindung an die Polizei – in der Regel durch den Beamtenstatus. Dieser bedeutet de facto die **Zugehörigkeit zur Polizei** bis zur Pensionierung. Der Beamtenstatus symbolisiert **Dauerhaftigkeit**. Er bietet eine Verbindlichkeit zur **langfristigen Existenzsicherung** wie kein anderer Status in der Arbeitswelt.

---

25 Dies galt auch in der teilnehmenden Beobachtung 1.

»Sie seien in (XX) untergebracht worden, in »katastrophalen Verhältnissen«. Das könne sich keiner vorstellen, wie heruntergekommen die Räumlichkeiten gewesen seien. Aber keiner habe gekniffen. Das möchte er mal sehen, dass »in der freien Wirtschaft jemand das mitmacht.« Überhaupt sei die Arbeitsmoral groß unter den Beamten, besonders in diesem Kommissariat. (...) Das würde ich noch merken. Er führt die hohe Arbeitsmoral (wenig Fehlzeiten) auf den Beamtenstatus zurück.« (TB 1, S. 4)

»Arbeitsmoral« ist eine Grundhaltung im Forschungsfeld, die mein Gesprächspartner hier auf zwei Handlungen bezieht. Zum einen hätte niemand »gekniffen«, sich mit »katastrophalen Verhältnissen« zu arrangieren, zum anderen würden die »Beamten« »wenig« fehlen. Er macht dafür den Beamtenstatus verantwortlich, dessen Wert er durch Abgrenzung von »der freien Wirtschaft« hervorhebt. Dieses Beispiel zeigt, wie Bürokratie und Subkultur in ihrer Bindungsmächtigkeit ineinander greifen: Der Beamtenstatus verbindet sich mit den Handlungen der **Arbeitsmoral**, hier als **Ertragen-Können** (nicht »gekniffen«) und **Durchhalten** (»wenig Fehlzeiten«) definiert.

**(Sich) einfügen** bedeutet vor allem anderen, den Anforderungen der Arbeit den Vorrang zu geben. Ja, es wurde sogar erwartet, dass nicht nur die PolizistInnen **zurücksteckten**, sondern auch die Familie und die FreundInnen.

»Die Familie sei sehr wichtig. Sie müsse intakt sein, das mit tragen. Freunde sei schwieriger, wenn man dreimal hintereinander eine Party absagen müsse, höre irgendwann das Verständnis doch auf. Sie hätten aber Freunde, hauptsächlich eben Kollegen. Und er erzählt mir eine kleine Geschichte: Kürzlich beschlossen sie (die Kommission), ein Fußballspiel anzusehen während der Bereitschaft. Sie gingen alle zusammen ins Stadion, hoffend, dass nicht ausgerechnet in diesen 90 Minuten etwas passierte. Einer blieb draußen am Telefon. In der Halbzeit war es soweit: Sie wurden zum Einsatz gerufen. Man müsse eben uneingeschränkt in Bereitschaft stehen. Jemand, der gerne allabendlich in die Disco gehe oder Alkohol trinke, sei fehl am Platze. Da seien sie »gnadenlos«. Das seien zwar verständliche und nachvollziehbare Wünsche, doch in der Mordkommission gehe das nicht. Deshalb gäbe es nur »Freiwillige« hier.« (TB 2, S. 4)

Das (Sich) Einfügen durch die **Vorrangigkeit der Arbeit** wird hier mehrfach deutlich. Zum einen sind verschiedene private Handlungen **während der Bereitschaft**, die ja praktisch Dienstzeit ist, tabu. Alkohol trinken und »allabendlich in die Disco« ist gleichbedeutend mit **nicht dazugehören** (»gnadenlos«).

Wiederum wird das Private in anderer Weise in die Pflicht genommen. Denn auch an die Familie der Einzelnen werden Forderungen gestellt: Sie solle »intakt« sein und »das

mit tragen«. »Das« sind unvorhersehbare Änderungen der Arbeitszeiten, ganz besonders während der Bereitschaft. Gegebenenfalls muss man, will man in einer Mordkommission arbeiten, auch auf Freunde außerhalb der Polizei verzichten, denn sie würden das auf Dauer nicht mittragen (»dreimal hintereinander eine Party absagen«).

Diese Regeln für die **Nachrangigkeit des Privaten** gelten jedoch offenbar nur für den/die einzelne/n Polizisten/in. Will nämlich das ganze Bereitschaftsteam Privates gemeinsam unternehmen, müssen sie nicht alle »uneingeschränkt in Bereitschaft stehen«. Es genügt, wenn einer »draußen am Telefon« bleibt. Alkohol bleibt zwar trotzdem versagt. Aber das Vergnügen, das in diesem Fall immerhin aus der Teilnahme an der ersten Halbzeit eines Fußballspiels bestand, kann stattfinden. Dies ist einer der Vorteile des Handelns im Team: Dass die PolizistInnen nämlich die Grenzen zwischen dem Gebot des Vorrangs der Arbeit und des Nachrangs des Privaten **eigenwillig** definieren können.

Noch etwas anderes drückt mein Gesprächspartner aus. Nämlich dass **(sich) einfügen** eine Handlung von zwei Seiten ist. Wer ins Team will, muss die vorhandenen Regeln einhalten. Überschreitungen werden geahndet (»fehl am Platze«). Im Gegenzug wird er aber am gemeinsamen Privatvergnügen während der Bereitschaft beteiligt. Die »privaten« Bedürfnisse finden einen Handlungsraum im Rahmen **gemeinsamer privater Bedürfnisse**.

#### 4.2.4.3 Abgrenzen nach außen

Mit dem Wissen um den Gegensatz zum »Außen« wird auch **befriedet**. Dass die PolizistInnen manchmal zu **unbescheiden** seien, meint mein Interviewpartner E (Führungskraft) und bekräftigt das, indem er auf einen Gegensatz »zu draußen in der Wirtschaft« (zur Gesellschaft) hinweist:

»Gerade wenn der junge Kollege der dann schon mault, ob zu Recht oder zu Unrecht, dass er nicht befördert wird, doch, zum Hauptkommissar und seine Frau vielleicht auch noch im öffentlichen Dienst ist (I: mh), da muss ich schon sagen, nicht alle, aber es gibt einige, da merkt man eindeutig, die wissen nicht wie es draußen in der freien Wirtschaft ist (I: mh), da hab' ich schon'n gewisses (...) differenziertes Verhältnis zu, das stimmt schon (I: ja) ja ja.« (Interview 5, S. 3-4)



Innerhalb der Polizeigrenzen ist nach der Ansicht von E zwar sowohl Recht als auch Unrecht bei der Frage nach der Beförderung möglich. Doch »draußen in der freien Wirtschaft« sei es noch schlimmer. Folgerichtig weitergedacht, würde der »junge Kollege« eben nicht »maulen«, sondern sich bescheiden, wenn er wüsste, wie es »draußen in der freien Wirtschaft« ist.

Niemand soll ›drinnen‹ maulen, auch nicht bei Unrecht. Wer das tut, fügt sich schlecht ein. Darauf wird unmissverständlich in dieser und ähnlichen Textpassagen mit dem Kniff der **Aufwertung des Inneren** des eigenen Teams oder des Bereichs und der **Entwertung des Außen** in der Polizei oder in anderen Institutionen der Gesellschaft hingewiesen.

»Eine Kriminalkommissarin ärgert sich über eine Nebenpflegerin, die ein Papier einfach nicht schreibe. ›Nur ein Satz‹. Die N. gebe an, total überfordert zu sein. ›Glaub ich nicht! Nur ein Satz!‹ Es wird gerätselt, warum sie den Satz tatsächlich nicht schreibt: überfordert, Entscheidungen zu treffen? Sich wichtig machen? Vermutungen und Witze über deren Unfähigkeit werden geäußert.« (TB 1, S. 8)

In dieser Situation half das Team der Kriminalkommissarin durch **Rätseln** und **Witzeln**, sich zu befrieden, obwohl sie in ihrer Arbeit behindert wurde. Das Rätseln, »warum sie den Satz tatsächlich nicht schreibt« und Witzeln über die »Unfähigkeit« der N. unterstützen eine Grenzziehung zum ›schlechteren‹ Außen. Dieses vom Team getragene Finden von Verständnis gab der Kriminalkommissarin auch die Möglichkeit zur **Distanzierung vom Erleben** ihres Ärgers und ihrer Hilflosigkeit, die N. dazu zu bewegen, »nur einen Satz« zu schreiben.



## 5 Routinen des Wegtuns

»Gewohnheitswissen stellt ›endgültige‹ Lösungen für Probleme dar. Die dem Erlebnisablauf eingeordnet sind, ohne dass man ihnen Aufmerksamkeit zu schenken braucht. Das bedeutet, dass sie einem Erfahrungskern, und vor allem einer vorherrschenden Handlung untergeordnet oder beigeordnet werden können. Ich kann ein Lied pfeifen, während ich gehe und über ein mathematisches Problem nachdenke.« (Schütz/Luckmann, S. 159)

**Routinen des Wegtuns** ist die zweite zentrale Kategorie der vorliegenden Untersuchung. In diesem Kapitel konzeptualisiere ich sie in ihren komplexen Beziehungen zu den weiteren Kategorien und Codes, die das verwobene Handeln des Wegtuns ausdrücken. Die **Routinen des Wegtuns** schließen sowohl die kriminalistische Arbeit als auch die alltägliche Bewältigung ein.

Inhaltlich sind die Handlungen des Wegtuns sowohl als unmittelbares Antworten auf die erheblichen Zumutungen an die Menschen im Forschungsfeld als auch als eine kriminalistische Kompetenz zu verstehen. Die **Routinen des Wegtuns** stellen Möglichkeiten dar, mit dem manchmal **Unerträglichem** zu **leben**. Wie B mir an meinem ersten Tag im Forschungsfeld sagte, es sei »für ihn normale Arbeit. ... Es kämen alle gut klar mit den Belastungen.« (TB 1, S. 2) Das Bewältigen ist wie alle andere Arbeit auch Routine. Normale Polizeiarbeit lässt sich oft auch nur mit Hilfe des Wegtuns verrichten, was ich in diesem Kapitel noch zeigen werde.

- Unter ›Routinen‹ verstehe ich sozialisierte, sich wiederholende, feldspezifische Handlungen. ›Wegtun‹ ist ein Wort, das in seiner Schlichtheit genau das ausdrückt, um was es in dieser Kategorie geht: Etwas wird weggetan, weg von, weg hin, weg für. Hier wird noch einmal die Handlung betont, die auch schon in ›Routinen‹ enthalten ist. Dabei handelt es sich nicht etwa um unbewusste Handlungen. Sondern meine ForschungspartnerInnen beschrieben mir ihr ›Wegtun‹ teils sehr

genau. Ihnen ist klar, was sie tun und warum sie es tun. In den Routinen des Alltags allerdings tritt das Wissen um das Wegtun von Belastung hinter die jeweils aktuelle Handlung zurück – in einen das Wegtun **unterstützenden Hintergrund**, einen **Bodensatz der Gewissheit**, dass alle im LKA XY auf eben dieselbe oder doch ähnliche Weise wegtun. Das meint **Routinen des Wegtuns**: Handlungen des Einzelnen in der Gewissheit der Gemeinschaft.

Über ein gewisses Maß an – auch innerlich distanzierenden – Antworten auf das Geschehen in ihrer unmittelbaren Umwelt in Form von Handlungen<sup>26</sup> verfügen wohl die meisten Menschen. Wovon hier die Rede ist, ist im Gegensatz dazu die Notwendigkeit eines verträglichen Umgangs mit teils **unfassbarem, eindringlichem** – meist als bildhaft beschriebenen – Erleben **während der beruflichen Tätigkeit**, praktisch Tag für Tag.

Dafür gibt es Handlungsrouinen im Forschungsfeld. Solche Routinen sind meist lange bewährt. Sie wurden irgendwann entwickelt, verknüpft mit dem ›größeren System‹ der vielfältigen Routinen im Polizeiapparat. Sie werden weitergegeben an diejenigen, die neu dazukommen, und immer wieder werden sie bei Veränderungen in der Polizei neu angepasst.

## 5.1 Exkurs: Subjektivität

Nun interessiere ich mich im LKA XY für das **alltägliche** Belastende. Ein Schusswaffengebrauch ist ein eher seltenes Ereignis und kam während meiner Erhebungen nicht vor. Damit nachvollziehbar wird, welches psychisch belastende Erleben ich in erster Linie meine, beschreibe ich hier eine meiner eigenen präsenten und auch nach Jahren mir immer noch unfassbaren bildhaften Erinnerungen. Es handelt sich dabei um Fotos, schwarz-weiß-grau, die mir eine Forschungspartnerin als aktuellen Fall zeigte. Die Bilder stammten aus dem Internet. Sie zeigten die sexualisierte Schlachtung einer Frau bei lebendigem Leibe. Damals habe ich das Folgende aufgeschrieben.

---

26 Den Begriff der Handlung verwende ich hier in Abgrenzung zum Erleiden.

»Dann holt sie Papiere mit Schwarz-weiß-Fotos hervor. Es sind Bilder aus dem Internet. Sie erzählt mir, dass sie sie gestern bekommen hat. (...) Die Bilder von der Schlächtereier waren schon der Kripo bekannt: ›Die Jungs sitzen warm und sicher in den Staaten.« Die Bilder, die sie mir jetzt zeigt, sind neu. Sie zeigen die entsetzliche Qual einer nackten Frau, die von mindestens fünf Männern in Militäranzügen vergewaltigt und sexuell misshandelt wird. Ihre Verletzungen sind schrecklich. R. macht mich darauf aufmerksam, dass die Frau am Anfang eindeutig lebendig ist (sie steht und hat einen guten Muskeltonus.) Zum Schluss gibt es ein Bild, bei dem es auch für Experten unklar ist, ob sie da nicht schon tot ist. Mich schaudert's und ich merke, wie ich mich verschließe gegen mein eigenes Mitgefühl. Genau wie ich es von C schon gehört habe, sage ich mir innerlich, dass diese Bilder ja schon mindestens einige Wochen alt sind und ich dieser Frau nicht mehr helfen kann. Sie hat's überstanden, so oder so. Als R mich fragt, ob ich die Diskette (da sind die Bilder dann farbig) noch sehen möchte, lehne ich ab.« (TB 1, S. 11)

Dieses Mich-Verschließen gegen mein Mitgefühl und meinen Distanzierungsversuch in der Ablehnung weiterer Bilder erinnere ich als **Notfallmaßnahme**. Dieses erste Wegtun rettete mich zumindest davor, in Tränen auszubrechen, in Ohnmacht zu fallen oder aggressiv zu werden. Ich blieb sachlich. Ich war in der Lage, meine Arbeit der teilnehmenden Beobachtung weiter zu tun.

Eine nachfolgende Reaktion war, dass ich von diesem Erlebnis wie auch von ähnlich schrecklichen, niemandem ›draußen‹, außerhalb des LKA XY erzählte. Ich sollte das niemandem zumuten, dachte ich. Als ich später meinem Mann dann doch davon berichtete, konnte er das gut ertragen. Mir selbst hingegen wurden die o. g. Gefühle, zu denen sich noch starke Angst gesellte, während des Gesprächs fast zuviel.

Die Projektion meines Wunsches nach Schonung vor **Erschütterung** auf andere war mir bis dahin nicht bewusst. Daher wusste ich auch nicht, wie sehr ich des Gesprächs darüber bedurfte, eben wegen meiner eigenen Erschütterung. Erst das Gespräch mit meinem Mann verhalf mir im Nachhinein zu einer größeren inneren Distanz zu den Bildern und damit einhergehend zu einem leichteren Umgang mit den Daten, sodass ich die Analyse fertig stellen konnte. In diesem Gespräch wurde mir auch klar, dass es nicht die Geschichte an sich ist, die so eindrücklich auf mich wirkte, sondern dass sich – wie bei den PolizistInnen auch – die **Bilder dauerhaft einprägen**, verbunden mit dem Ohnmachtsgefühl, nicht helfen zu können.

Die vielen Codes, die sich schließlich zur Kategorie **Routinen des Wegtuns** verdichteten, wurden mir erst augenfällig, als ich mir meine eigene Unfähigkeit, **offenen**

**Auges** dem emotionalen Geschehen in diesem Arbeitsfeld zu begegnen, eingestand. Erst dann konnte ich mich von vorgefassten Auffassungen lösen und mich auf das, was mir meine ForschungspartnerInnen sagten, einlassen und eine Theorie entwickeln, in der sie wirklich vorkommen. Auf die eine oder andere Weise müssen alle dort, wie temporär auch ich, lernen, mit den (unfassbaren) Ausprägungen von Gewalt **zu leben und zu arbeiten**, womöglich gut zu leben und zu arbeiten.

## 5.2 Bewältigungsdruck im LKA XY

Eine Reihe von LKA XY-spezifischen Handlungen dient dazu, **Belastungsfolgen** den Arbeitsroutinen fernzuhalten. Diese Handlungen liegen in der Verantwortung der einzelnen PolizistInnen. Dabei geht es sowohl darum, die Folgen quasi **von sich selbst fern** zu halten als auch darum, sie **andere nicht spüren zu lassen** sowie die Arbeit so zu tun, **als wäre man nicht belastet**.

Die Kategorie **Bewältigen ist Verantwortung der Einzelnen** interessiert in zweierlei Hinsicht. Zum einen scheint die Zuweisung der **Bewältigungsarbeit** an die einzelnen PolizistInnen eine Routine im Forschungsfeld zu sein, die sich beispielsweise in sozialem **Bewältigungsdruck** zeigt. Dieser soziale Druck stützt die Zurückweisung etwaiger Wünsche an eine **Vergemeinschaftlichung der Belastungsfolgen** mit als Sanktionen bewerteten Handlungen wie Versetzung oder Frühpensionierung bei Erkrankung.

Zum andern aber scheinen die **individuellen Handlungen** des Wegtuns selbst einer **allgemeinen Auffassung** darüber, wie nämlich individuelles Bewältigungshandeln im Einzelnen zu gestalten wäre, zu folgen. Diese allgemeinen Auffassungen zeigen den Rahmen auf, die die Routinen des Wegtuns gewissermaßen umschließen. Sie zeigen die Möglichkeitsgrenzen auf, innerhalb derer **individuelles Bewältigungshandeln** stattfinden kann.

Diese Grenzen des Möglichen werden weitgehend von der männlich geprägten Tradition der Polizei geprägt, von der Cop Culture (Behr 2000). In der folgenden Abbildung 11 zeige ich, wie die Cop Culture die Haltung ›Bewältigen ist die Verantwortung des

Einzelnen« tradiert. Die männliche Kultur mit ihrer Haltung des ›traditionell männlichen Ertragen-Könnens« unterstützt das **individuelle Wegtun**, was von manchen PolizistInnen inzwischen als zu großer Druck empfunden wird. Inzwischen gibt es den Wunsch nach einer Institution gemeinsamer Bewältigung. Der Abb. 11 nachfolgend gehe ich ausführlich auf das traditionell männliche Ertragen-Können als Konzept der Cop Culture und den Möglichkeitsraum gemeinsamer Bewältigung ein. Die Handlungen des individuellen Wegtuns, die dem Habitus der Cop Culture entsprechen und die ich daher als lebensweltspezifische Gewohnheitshandlungen werte, exploriere ich im Abschnitt 5.3.

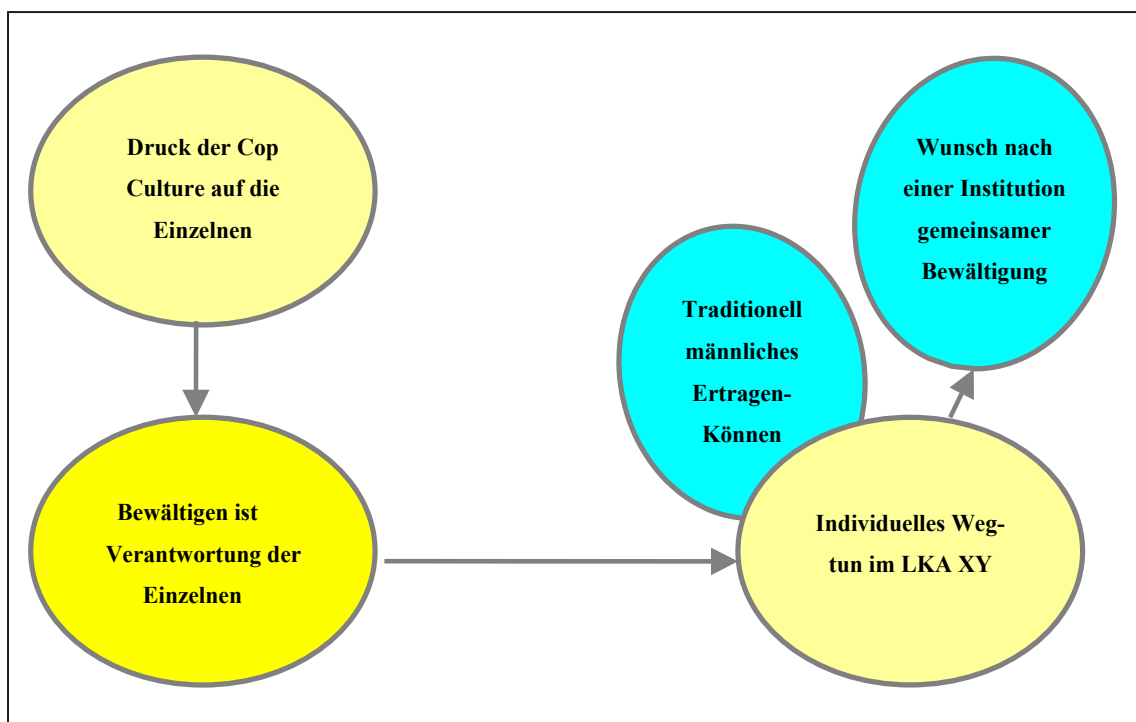


Abb. 11: Bewältigung ist die Verantwortung der Einzelnen

### 5.2.1 Traditionell ›männliches‹ Ertragen-Können

Die Haltung: **Alle kommen gut klar damit** bedeutet für die Einzelnen Druck, tatsächlich gut klar zu kommen. Welche der informell vorhandenen ›Wege‹ sie gehen, um gut klar zu kommen, bleibt ihnen weitgehend selbst überlassen.

Ein Konzept von Männlichkeit im Staatsapparat, wie es von Behr (2000) dargestellt wird<sup>27</sup>, habe ich im Arbeitsalltag des LKA XY in lebendigen, spontanen Diskursen erlebt. Der folgende Text aus der teilnehmenden Beobachtung beschreibt einen Ausschnitt eines solchen Diskurses, der durch meine Anwesenheit zwar angestoßen wurde, der aber deutlich zeigt, dass dies nicht das erste Gespräch über dieses Thema war.

»Der junge Beamte, der mir schräg gegenüber sitzt, macht mich darauf aufmerksam, dass es im Hause zum Thema der Belastung und der Idee, dass man das bewältigen müsse ›sehr unterschiedliche Meinungen‹ gäbe. Es gäbe im Hause sicher einige Beamte, für die es keine Frage sei, dass man eben alles ›wegstecken‹ können müsse, wenn man hier arbeiten wolle. Es stünden bestimmt nicht alle meinem Anliegen positiv gegenüber. Ich frage: ›Und wie ist das hier bei Ihnen, wie sehen Sie das Thema?‹ ›Ja, nicht so, ich fühl mich nicht belastet‹, sagt der ältere Beamte am Kopf des Tisches, er könne sich auch nicht vorstellen, dass er jemals so weit kommen würde, dass er psychologische Hilfe bräuchte. Kurzes Schweigen. Dann greift die stellvertretende Kommissionsleiterin (StKL) meine Frage auf und fordert alle Anwesenden auf, ›der Reihe nach‹ ihre Meinung zu sagen.

Der (...) Beamte schräg gegenüber ergreift wieder das Wort. Er sagt, dass er sich sehr gut vorstellen könne, die Hilfe eines Psychologen in Anspruch zu nehmen. Das könne ruhig auch jeder wissen. Es mache ihm nichts aus, wenn jemand ihn ›Weichei‹ nenne. Er erzählt eine Geschichte: Vor Jahren sei er einmal in eine schwierige Situation geraten. Er habe sich zu sehr mit einem Opfer ›eingelassen‹, er sei eine innere Verbindung eingegangen und wollte ihm unbedingt helfen. Als das nicht gelang, habe er sehr gelitten. Er habe auf der Straße Atemnot bekommen. Ein Arzt habe ihm dann gesagt, dass es nicht die Lunge, sondern ›der Kopf‹ sei. Das könne auch ruhig jeder wissen. Damit habe er keine Probleme. Was er denn dann gemacht habe, will ein Kollege wissen. Ob er zum Psychologen sei. Vieles habe er selbst geschafft, nachdem ihm klar war, dass es ›der Kopf‹ war. Die StKL fragt den Beamten links neben ihm. Der kann sich nicht vorstellen, einmal in die Lage zu kommen, Hilfe zu benötigen auf Grund von berufsbedingten Belastungen.« (TB 1, S. 14)

In diesem Textausschnitt polarisiert sich die Diskussion zwischen dem **Mutigen** (»Das könne auch ruhig jeder wissen«), der seine **Schwäche eingesteht**, und dem Vertreter der Männlichkeitskultur, der sich (s)eine **Schwäche nicht vorstellen** kann. Schwäche erscheint hier gebunden an »psychologische Hilfe benötigen«, was offenbar die Abwertung als »Weichei« mit sich bringen kann.

27 Behr (a. a. O., S. 170 f) beschreibt ein Männlichkeitskonzept der Cop Culture, das die menschliche Schwäche als weibliche Eigenschaft bezeichnet. Die Auseinandersetzung um schwache Männer werde vermieden. Dem kann ich auf Grund der hier vorliegenden Datenanalyse nur bedingt folgen. Denn eine Auseinandersetzung mit ›männlicher Schwäche‹ findet im LKA XY durchaus statt. Gleichzeitig existiert die Auffassung der grundsätzlich männlichen Stärke aber fort und wird zunehmend um die Stärke des **Schwäche-Zugeben-Könnens** erweitert.



Verglichen mit den Einzelinterviews, in denen mir – manchmal mit der Bitte, die Aufnahme zu stoppen – Schwächen freizügig mitgeteilt wurden, erlebte ich die Gespräche über Belastungen während der teilnehmenden Beobachtungen als sehr verhalten. Die wiederholte Aussage: »Das könne auch ruhig jeder wissen« weist darauf hin, dass offenbar im Allgemeinen eben nicht jeder das wissen soll. Ja, es könnte sogar Probleme machen (›Weichei‹). »Damit habe er keine Probleme«: Warum macht das ›Veröffentlichen‹ seiner Schwäche gerade diesem Polizisten keine Probleme?

In diesem Textausschnitt wird der **soziale Druck**, **stark** zu sein, sich **nicht belastet** zu fühlen, deutlich. Das Starksein ist es, worüber – in der Teamöffentlichkeit – mit Bezug zur Belastung meistens gesprochen wird. Tatsächliche aktuelle Belastungsgefühle scheint es nur in ähnlicher Weise wie bei dem jungen Polizisten im Text zu geben: nämlich als **eigenständig überwundene Krise**. Auch er zeigt sich letztendlich stark, als der, der den ›Drachen besiegt‹ hat. Deshalb kann das jeder wissen. Deshalb hat er keine Probleme damit, dass es jetzt jeder weiß.

### 5.2.2 Supervision<sup>28</sup> – Wunsch nach gemeinsamer Bewältigung

Diesen spezifischen Druck der Cop Culture darf man nicht unterschätzen. Denn die Aushandlung zwischen ihm (diesem spezifischen Druck) mit seiner Funktion für den Arbeitsalltag und dem oft geäußerten Wunsch nach gemeinsamer Entlastung und Bewältigung steht noch aus. In allzu schnellen Lösungsvorschlägen kann übersehen werden, in welchem verdichteten Ausmaß traditionelle Auffassungen und Routinen den Polizeialltag bestimmen. Hüttermann (2000, S. 179 f) kritisiert eine zu rasche Entkopplung der Kritik der »machistischen Einstellungen« von den Funktionsweisen der Polizeipraxis in der Forschung:

»Zwar ist der Forschung – und dies ist insbesondere das Verdienst der feministischen Polizeiforschung – nicht entgangen, dass machistische Einstellungen und Habituselemente gerade in der Polizei in verdichteter Form fortexistieren. Aber aufgrund selbstverständlicher normativer Voraussetzungen werden diese allzu schnell als Defizit entlarvt (...). Die Bezugsprobleme der polizeilichen Alltagspraxis, zu deren Lösung die unerwünschten Einstellungen und Verhaltensformen der Polizei alltäglich beitragen, gelangen aus dieser engen normativen Perspek-

---

28 Bis zu meinem Aktualisierungsgespräch 2007 gab es noch keine Supervision im Forschungsfeld.

tive nicht ins Blickfeld. Es ist aber gerade die sich u. a. an bestimmten sozialökonomischen Kontexten bewährende Funktionalität, welche den machistischen Zuschnitt der polizeilichen Alltagsarbeit und entsprechende Einstellungen auf Dauer stellt. Kritische Polizeiforschung muss mit diesen stabilen Strukturen rechnen, wenn sie sich nicht damit begnügen will, bloß die eigene political correctness immer wieder neu zu inszenieren.« (a. a. O.)

Wenn wir Hüttermann folgen, so müsste auch eine Institutionalisierung gemeinschaftlicher Bewältigung – im LKA XY beispielsweise die von vielen geforderte **Teamsupervision** – diesbezügliche stabile Strukturen in Rechnung stellen.

Der soziale Druck, stark sein zu müssen, gut klar zu kommen mit den Belastungen und so möglichen Sanktionen durch Entwertung als schwach (»Weichei«) auszuweichen, steht einem Offenlegen von Problemen bei der Bewältigung jedoch entgegen. Ja, die bloße Teilnahme an Supervision würde der Teamöffentlichkeit anzeigen, wer persönliche Probleme hat. So begründet eine weibliche Führungskraft in dem folgenden Interviewausschnitt, warum nach ihrer Ansicht die bisherigen Ansätze zu Supervision gescheitert sind.

»Und da ist dann sicherlich eben auch so der Gruppendruck, werd ich jetzt als Weichei betrachtet weil ich da (*Supervision, d. Verf.*) hingehe. Weichei ist ein, na gerne genommener Begriff bei der Polizei. (I: Ja der ist mir auch schon vertraut.) Ja. So und manch einer traut sich dann schlicht und ergreifend nicht, obwohl er's vielleicht gerne machen möchte. (I: Ja) Denn die Erwartung an Kriminalbeamte ist immer, sie können alles, sie können alles gut und sie können auch alles ertragen.« (Interview K, S. 13)

Mit dem überhöhten Männerbild oder nach Hüttermann dem machistischen Habitus wird bei **Strafe der Blamage** (»Weichei«) vermittelt, was einer **aushalten** können muss: der Polizist, der »alles ertragen« kann. Allein schon die Tatsache, Supervision in Anspruch zu nehmen, wäre ein **Zeichen von Schwäche**. In der Supervision selbst aber würde das Ausmaß der Schwäche dann endgültig offenbar werden. Denn Supervision ist im Forschungsfeld ein Synonym für das **offene gemeinsame Gespräch über Probleme** der Bewältigung. Dem offenen Gespräch über Probleme stehen jedoch eben jene genannten Haltungen der Cop Culture entgegen.

### 5.3 Die Handlungen des ›individuellen‹ Wegtuns

Im Folgenden (siehe auch Abb. 12) untersuche ich die feldspezifischen, individuellen Handlungen des Wegtuns im Einzelnen. Diese Handlungen fand ich in zweierlei Hinsicht vor: 1. im Sinne der **kriminalistischen Kompetenz (Täuschen)** und 2. im Sinne des **kompetenten Selbstschutzes (Wegstecken)**.

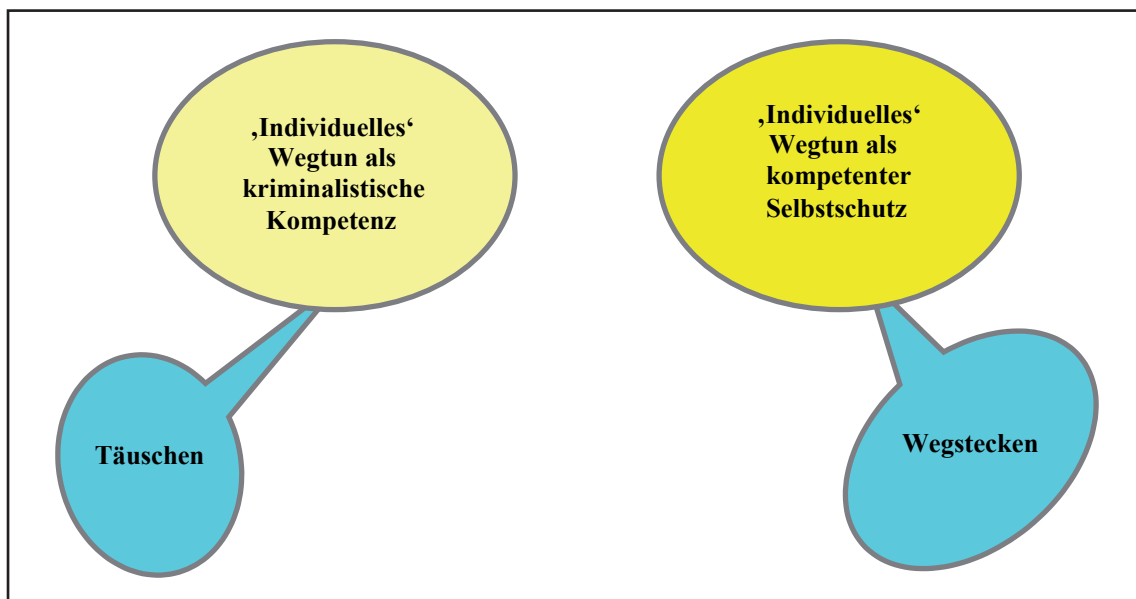


Abb.12: Die ›individuellen‹ Handlungen des Wegtuns

#### 5.3.1 ›Individuelles‹ Wegtun als kriminalistische Kompetenz

Das **professionelle Wegtun** persönlicher Reaktionen ist im kriminalistischen Handeln dann notwendig, wenn diese die Ermittlungen gefährden könnten. Das **Täuschen** (z. B. gegenüber den Tatverdächtigen) über die tatsächlichen Gefühle gehört somit zu den professionellen Handlungen; es ist eine berufsspezifische Kompetenz.

##### 5.3.1.1 Täuschen

**Täuschen** ist eine im Forschungsfeld gebräuchliche Handlung für das **Verbergen von echten Gefühlen** und **Wissen** sowie für das **Vormachen nicht vorhandener Gefühle**.

»Ach, jetzt da die Täter also ich sage mal, ich hab schon mehr (...) mit vielen Tätern, sag ich mal, Vernehmungen gemacht und meine, das hat bisher immer geklappt. Ich versuche (...) bei dem Täter Verständnis zu heucheln (I: mh) Verständnis für seine Situation. Die kommen dann immer an und sagen: »Na ja ich bin krank« und so weiter oder »die Kinder haben mich verführt«. (...) wenn ich so was höre ja, »die haben sich bei mir aufn Schoss gesetzt, was soll ich machen« (I: mein Gott, ja ), ich versuche dann aber, so rüber zu kommen, Verständnis zu heucheln mit dem Ziel, dass er ein Geständnis ablegt (...) um dann den Kindern (...) eine Vernehmung vor Gericht zu ersparen. (I: mh) Das ist der ganze Hintergrund.« (Interview 2, S. 9)

Der Interviewpartner beschreibt mir, wie er in Vernehmungen dem Täter ein Verständnis **vormacht**, das er gar nicht hat: Er **täuscht mit dem Ziel**, ein Geständnis zu bekommen. Seine tatsächlichen Gefühle drückt er indirekt aus, indem er die für ihn indiskutable Haltung von Tätern, die Verantwortung für ihre kriminellen Handlungen wegzuschieben, benennt (»wenn ich so was höre ja«). Seine dazu gehörenden Gefühle **schiebt** er selbst dann auch **weg** (»ich versuche dann aber, so rüber zu kommen, Verständnis zu heucheln«). Und er wendet sein nicht ausdrücklich benanntes **Mitgefühl** in ein **zusätzliches Ziel** (»um dann den Kindern (...) eine Vernehmung vor Gericht zu ersparen.«) – zusätzlich zum professionellen Ziel, ein Geständnis zu bewirken. Er täuscht den Täter also über sein **Unverständnis für die Tat** und sein **Mitgefühl mit den Opfern**. Darüber hinaus **heuchelt** er ein **Verständnis für den Täter**, das er nicht hat. Seine **Sorge für die Kinder** wirkt hier unterstützend für die Täuschungsmanöver. (»Das ist der ganze Hintergrund.«)

Im folgenden Interviewausschnitt wird die hohe Professionalität des Täuschens betont. Macht ein Kollege Fehler, so hat das Konsequenzen für den Erfolg der Vernehmung und für den kollegialen Frieden.

»C: Wenn man, als einfaches Beispiel, eine Vernehmungssituation aufbaut, und, man merkt ja ob ein Täter so weit ist, zu gestehen, der verändert sein Verhalten, der wechselt die Farbe, atmet schneller und wird rot im Gesicht, der Adamsapfel des Mannes hüpfert hin und her. (...) Die Haltung verändert sich, Schweiß tritt auf die Stirn, es zittern die Hände, gibt es. (I: Mh) Bei manchen sieht man's. (...) Und Sie wissen, gleich kommt er. (...) Und es kommt eine ungeschickte Bemerkung vom Andern. (I: Ja) Das ist also wie wenn Sie aus einer Gummipuppe die Luft rauslassen (...) und dann sind Sie natürlich fuchsig und sagen, das kann doch nicht wahr sein.« (Interview 3, S. 15)

Dieser Interviewpartner beschreibt hier zwei wesentliche Kompetenzen, um ein Geständnis zu bewirken: 1. die sehr genaue und erfahrene **Beobachtung** des Beschuldigten und 2. das

**Geschick der ›Bemerkung‹**, das sich aus der richtigen Interpretation der Beobachtung speist. Dieses Geschick muss jeder haben, denn sonst macht er die Bemühungen seines Partners oder seiner Partnerin zunichte und beschwört Ärger herauf. Das Geschick der Täuschung beinhaltet aber mehr als nur Beobachtung und ›geschickte‹ Bemerkungen, nämlich den **neutralen Umgang** mit dem Beschuldigten und das **Wegstecken des Wissens** und damit verbundener Gefühle.

»C: Da muss man (...) sich bemühen, völlig neutral zu deuten (...), das geht also nicht, man kann hier nicht mit Moral oder Abscheu Ekel, Entsetzen, arbeiten, das würde das Klima vergiften, denn man arbeitet ja mit dem Beschuldigten (...) dann, in dem Sinne, dass man ja etwas hören will und er muss dann eben eine sachliche Verhaltensweise des Vernehmers vorfinden. I: Wie kriegen Sie das hin, also stelle ich mir schwer vor, dann so sachlich zu werden. C: Man drängt das, was man weiß, zurück (I: mh), stellt sich immer auf die Person ein und (...) maskiert sich dann eben ein bisschen, weil es im Sinne der Sache erforderlich ist (I: mh), wenn die Atmosphäre da vergiftet wäre durch Gefühlsäußerungen des Vernehmers, dann muss man überhaupt nicht erst anfangen. I: Das haben mir ja schon mehrere Kollegen hier erzählt. Ich denke, das ist ja eine ganz spezielle Fähigkeit, so was verdrängen zu können für den Moment, um dann (...) eben die Sache durchzuziehen. Werden Sie dafür ausgebildet oder ... C: Nee, das lernt man, einer lernt es hier vom andern (I: mh). Als ich angefangen habe war hier ein sehr guter Vernehmer, ein älterer erfahrener Kollege, da hat man sich mit reingesetzt, hat abgeluchst wie er sich benimmt, wie er sich verhält (I: mh), wie er vorgeht und (...) so übernimmt das einer vom andern.« (Interview 3, S. 2f)

Die Reaktionen des Vernehmers, mit denen man nicht »arbeiten« dürfe, werden hier konkret benannt: **Moral, Abscheu, Ekel, Entsetzen**. Denn sie würden »das Klima vergiften«. Bei einem vergifteten Klima, »dann muss man gar nicht erst anfangen.« Sprich: **Gefühlsäußerungen des Vernehmers machen die Arbeit des Vernehmens zunichte**. »Vergiften« wird hier im Sinne von Zerstören verwendet.

Ein ungiftiges Klima hingegen wäre eines, in dem der Beschuldigte aussagt, womöglich gesteht. Ein Klima, das die **Aussagewilligkeit belebt**. Das stellt der Vernehmer durch seine »sachliche Verhaltensweise« her, indem er **sich maskiert** und sein **Wissen zurückstellt**, sich also »im Sinne der Sache« praktisch **dumm stellt**.

Diese elaborierte Fähigkeit des Vernehmens mit Hilfe der Täuschung wird in einer Art Mentoring von den Dienstälteren an die Dienstjüngeren weitergegeben, durch **vormachen** und **nachmachen**, wie es geht (»da hat man sich mit reingesetzt, hat abgeluchst wie er sich benimmt, wie er sich verhält«). Burger (2007, S. 41) schreibt zu diesem Thema:

»Verhöre sind für sie ›Theater‹, Schauspielerei, Manipulation. Die Kniffe, mit denen man Verdächtige zum Reden bringt, lernen die jungen Kollegen von den alten. Insgeheim hofft Kexel: ›Die lügen sich fest.‹ Je mehr Aussagen er hat, desto größer ist die Chance, Lügen nachzuweisen.« (a. a. O.)

Für korrektes Täuschen sind die PolizistInnen verantwortlich. Bei Fehlern kann die Ermittlung fehlschlagen. Und weil kriminalistische Arbeit im Team stattfindet, ist die Konsequenz zumindest der Ärger der beteiligten PolizistInnen. Dieser ist verständlich, weil nicht nur der Erfolg der Arbeit von der Kompetenz im **Täuschen-Können** abhängt, sondern oft auch der **Schutz der Opfer**. Denn das Täuschen bei der Vernehmung zielt auf das Geständnis, das den Kindern eine Vernehmung vor Gericht ersparen würde. Insofern ist ein Impulsgeber für das Täuschen das **Mitleid mit den Kindern**.

### 5.3.1.2 Probleme mit dem Täuschen

Ungleich schwieriger wird das Täuschen dann, wenn es nicht um Beschuldigte oder Täter geht, sondern um Betroffene, wie im folgenden Interviewtext um die Eltern eines Kindes, das Opfer einer Gewalttat wurde. Hier gerät das Wissen in Konkurrenz zum Mitgefühl.

»(...) die Kollegen in (...) hatten allerdings schon zwei Tage eine Kinderleiche.(I: Hm) Wir wussten davon nichts. (...) Während des Einsatzes kam dann die Information rüber. Die Personenbeschreibung stimmte zu 95 Prozent oder sagen wir mal zu 75 Prozent, es fehlten nur noch einzelne, ein Abgleich einer (...) Und, es war dann so dass ich dann zusammen mit einem Kollegen über Funk aufgefordert wurde, die Eltern zu befragen, (...) ob das Kind diese (...) hat, allerdings den Eltern nicht zu sagen, dass wir praktisch, zu 95 oder zu 75 Prozent die Leiche ihres Kindes schon haben. (I: Ah ja, hm) Also, das war eine Sache, die mir, ja, sehr an die Nieren ging. Man geht hin, sagt den Eltern, (...) wir brauchen das noch, um besser suchen zu können, während man schon eigentlich sagen könnte es tut mir Leid, wir haben Ihren Sohn tot gefunden.« (Interview 7, S. 6)

Die Eltern weiterhin im Ungewissen zu lassen, während man selbst schon weitestgehend (»zu 95 oder zu 75 Prozent«) Gewissheit hat, »das war eine Sache, die mir, ja, sehr an die Nieren, ging.« Das, was meinem Gesprächspartner an die Nieren ging, ist jedoch nicht das Wissen um den Tod des Kindes, sondern das **Täuschen-Müssen** über sein Mitgefühl gegenüber denen, mit denen er **Mitleid** empfindet: »(...)während man schon eigentlich

sagen könnte es tut mir Leid«. Das zu verbergen angesichts (noch) hoffender Eltern, ihnen praktisch ein **Theater der Ermittlung** um den Verbleib des angeblich lebendigen Kindes vorzuspielen, während es lediglich um die Ermittlung allerletzter Gewissheit der Identität des toten Kindes geht, das ist **schwer zu ertragen**.

Schwierig scheint es auch zu sein, **Nähe zum ›Traum‹** vorzutäuschen. Im nächstfolgenden Textausschnitt schildert die Interviewpartnerin, wie wichtig es einerseits ist, als Ermittlerin seinen eigenen geordneten Lebensraum zu haben (»bloß wir selber leben also im Grunde genommen alle ziemlich grundsolide«), andererseits sich aber in die Lebenswelt der an Gewalttaten Beteiligten hineinzusetzen. Letzteres wird unterstützt durch »so ein geflügeltes Wort (...): ›Nichts Menschliches ist uns fremd.« Das stimmt in Wahrheit nicht, denn es gibt immer wieder mal Situationen, die »hatten wir nun noch gar nicht«. Das Fremdsein mit und das Nichtwissen um die neuen »total chaotischen und schrecklichen Lebensweisen« bleibt hinter dem Vortäuschen von Verständnis verborgen. Das bedeutet »manchmal auch nur heucheln.«

»(...) klar durch den Beruf hab ich eben viel gesehen und gehört und kann mir nun auch alles mögliche inzwischen vorstellen wir haben immer so ein geflügeltes Wort hier bei unseren Kolleginnen oder mit meinen Kolleginnen sagen wir: ›Nichts Menschliches ist uns fremd.« Das ist tatsächlich so. Und trotzdem kommt immer irgendwo mal noch eine Sache: oh das hatten wir nun noch gar nicht (...). Bloß wir selber leben also im Grunde genommen alle ziemlich grundsolide, uns gehen halt solche (...) total chaotischen und schrecklichen Lebensweisen vollkommen ab, müssen trotzdem aber wissen worum es geht und Verständnis zeigen, manchmal auch nur heucheln.« (Interview 8, S. 5)

Die Haltung: »Nichts Menschliches ist uns fremd« mag das Täuschen, das hier mit den Worten »müssen trotzdem« verbunden wird, grundsätzlich in dem Sinne unterstützen, dass es quasi zu einer ›zweiten Haut‹ wird. Dies könnte leicht zur **Selbsttäuschung** führen; die Polizistin könnte sich durch die Gewohnheit der Täuschung **einbilden**, dass sie bereits alles ›Menschliche‹ kennen würde. Doch das tut sie nicht. Sie bemerkt, wenn sie etwas »nun noch gar nicht« hatte. Das eigene »ziemlich grundsolide« Leben sorgt hier für die Wahrnehmung eines Gegensatzes zwischen **fremd** und **vertraut**.

### 5.3.1.3 Exkurs: ›Täuschen‹ in der sozialwissenschaftlichen Literatur

Täuschung und Selbsttäuschung beschäftigte Fromm (2004) im existenziellen Sinn, nämlich in dem der Entfremdung von sich selbst:

»Sein Körper, sein Geist und seine Seele sind sein Kapital, und seine Lebensaufgabe besteht darin, dieses vorteilhaft zu investieren, einen Profit aus sich zu ziehen. Menschliche Eigenschaften wie Freundlichkeit, Höflichkeit und Güte werden zu Gebrauchswaren, zu Aktivposten des ›Persönlichkeitspaketes‹, ... Ein solcher sich selbst entfremdeter Mensch muss fast sein ganzes Selbst-Gefühl, das Gefühl, ein einzigartiges und nicht wiederholbares Wesen zu sein, verlieren. Das Selbst-Gefühl entstammt der Erfahrung von mir selbst als dem Subjekt *meiner* Erfahrungen, *meiner* Gedanken, *meiner* Gefühle, *meiner* Entscheidungen, *meines* Urteilens und *meines* Handelns. Es hat zur Voraussetzung, dass meine Erfahrung wirklich meine eigene und kein entfremdetes Erlebnis ist.« (ders. S. 125, Hervorh. v. Fromm)

Die Trennlinie, die Fromm hier zwischen »wirklich meine eigene« Erfahrung und einem »entfremdeten Erlebnis« zieht, ist in der Wahrnehmung der beiden zuletzt zitierten InterviewpartnerInnen vorhanden. Ihre bewusste, wenn auch schmerzliche Entscheidung, ›fremdes‹ Wissen und Gefühl in der Ermittlungstätigkeit einzusetzen, scheint sie nicht von sich selbst, von ihrem »Selbst-Gefühl« (Fromm a. a. O.) zu entfremden. Man könnte sagen, es gibt hier eine Grenze des Selbst, an der zum Zweck der Selbsterhaltung und entgegen der Entfremdung gearbeitet wird, so wie die beiden es beschrieben haben.

In ihrem Buch »Das gekaufte Herz« stellt Hochschild (2006) ihre Forschungsergebnisse über »Die Kommerzialisierung der Gefühle« (Untertitel), die Auswirkungen der Nutzung erwünschter und des Negierens echter Gefühle u. a. in Organisationen dar. Für Hochschild ist das Vortäuschen falscher Gefühle an sich eine starke Belastung für die Betroffenen. Denn aus ihrem Blickwinkel fungieren die menschlichen Gefühle im Beruf lediglich als ökonomische Ressourcen. Drei Merkmale, die alle Berufsgruppen, die Gefühlsarbeit als Tätigkeitsanforderung gemeinsam haben, benennt sie. 1. Kundenkontakt, direkt oder telefonisch. 2. Hervorrufen eines bestimmten Gefühlszustandes bei den Kunden. 3. Kontrolle ihres Gefühlsverhaltens durch Ausbildung und Überwachung. (a. a. O., S. 120)

Diese drei Merkmale lassen sich auch im LKA XY feststellen, wie wir gesehen haben. 1. Der ›Kunden‹kontakt ist überwiegend direkt. 2. Es wird ein emotionales Klima hergestellt, das der Ermittlung dient. 3. Die Kontrolle des Gefühlsverhaltens haben die



PolizistInnen großenteils selbst verinnerlicht. Daneben gibt es Kontrolle durch den Teampartner, der sich auf die KollegInnen verlassen können muss und durch Vorgesetzte, die das **erwünschte Gefühlsverhalten** an ihr Team weitergeben und es überwachen.

Hochschild geht es vor allem um eine Gefahr der Enteignung von innerer Fülle, von Lebendigkeit, wenn sie schreibt:

»Agieren an der Oberfläche und Tiefenhandeln lassen im kommerziellen Bereich, anders als auf der Bühne, im Privatleben oder in der Therapie, das Gesicht und die Gefühle eines Menschen zu einer Ressource werden. Aus dieser Quelle lässt sich aber keine Kraft für künstlerische Zwecke in einem Bühnenstück, für die Entdeckung des Selbst in der Therapie oder für Erfüllung und Befriedigung im Arbeitsleben schöpfen. Sie sind Ressourcen zum Geldverdienen.« (Hochschild 2006, S. 72)

Nach Hochschild stehen die zweckgerichtet zur Verfügung gestellten Gefühle nicht mehr zur **eigenen** Verfügung. Sie **erschöpfen** sich praktisch in ihrem Verkauf am Arbeitsplatz. Das verlange professionelles Gefühlsmanagement. Dazu müssten die Angestellten ihre wahren Gefühle unterdrücken, unter Einsatz ihrer Gedanken, ihres Körpers, ihres Willens. In der Freizeit dann fänden sie nur schwer oder gar nicht zu diesen wahren Gefühlen zurück.

Zudem richtet sich ihre Kritik an der ökonomischen Verwertung von Gefühlshandlungen dagegen, dass die »Gefühlsarbeit, Gefühlsnormen und Gefühlsaustausch aus dem privaten Bereich« (a. a. O., S. 122) in den öffentlichen Bereich überführt werde. In der Folge werde dies von den Arbeitgebern kaum gesehen oder gar honoriert und auch nicht als Quelle beruflicher Überlastung bewertet. Das Gefühlsmanagement werde meist nicht als professionelle Handlung, wie etwa »einen Brief schreiben« (a. a. O.), gewertet, seine Durchführung jedoch kontrolliert.

Hochschilds – der Auffassung Fromms ganz ähnlichen – Annahme authentischer Gefühle, als praktisch unberührt von den Einflüssen der Lebenswelt, der Kultur, in der wir aufwachsen und leben, sehe ich jedoch als falsch an. Wie Flam (2002) argumentiert, sind die Gefühle der Menschen in ihrer privaten Lebenswelt, dort wo sie angeblich vollkommen frei sind, wie Hochschild meint, ebenso sehr dem Management unterworfen wie im Arbeitsleben. (a. a. O., S. 204) Die Komplexität der Beziehungen und Handlungen in der Arbeitswelt wird von Hochschild vollkommen unterschätzt.

Dennoch sind ihre Vorwürfe gegenüber den Belastungen durch Gefühlsmanagement wie auch dessen geringe Würdigung ernst zu nehmen. Wenngleich uns dies womöglich in eine Gesellschafts- und Kulturkritik insgesamt führen würde, da die Thematik sich nicht auf die Arbeitswelt, insbesondere nicht auf die der Polizei eingrenzen lässt.<sup>29</sup>

Weniger an den subjektiven Auswirkungen des Täuschens auf den Täuschenden selbst als vielmehr an der Handlungslogik des Vernehmens ist Schröer (2003) interessiert. Im Folgenden beschreibt er sehr genau die Strategie des Einsatzes persönlicher Gefühle und Haltungen im Vernehmensprozess.

»Er grenzt verständnisvoll die gesetzliche Lage von seiner persönlichen Bewertung des Konsums leichter Drogen im Zusammenhang mit der Dealerei im großen Stil. Er bindet die von ihm andeutungsweise vorgenommene Einschätzung und Wertung mit Konsequenzen für die Vernehmungsgestaltung an seine, und er deutet einen wohlwollenden personalen Kontakt zum Beschuldigten aus der Haltung eines eher eigenständig agierenden Ordnungshüters bzw. Drogenfahnders an. Dabei wird allerdings unter der Hand aus dem immer noch zu klärenden ›Verdacht‹ gegenüber dem Beschuldigten eine unbestrittene Tatsache: (...) Der Beschuldigte protestiert auch nicht, sondern lässt sich ohne weiteres auf das Beziehungs-, Kontakt- und Gesprächsangebot des Beamten ein. (...) geht der Beamte sogar dazu über, das beschlagnahmte Marihuana gemeinsam mit dem Beschuldigten zu wiegen. Der aufkommende Kontakt wird so stabilisiert und der Beschuldigte wird in die Ermittlungen gegen sich selbst einbezogen. Die Strategie ist erfolgreich. (a. a. O., S. 70f)

Das Handeln, das ich ›Täuschen‹ nenne und Hochschild ›Gefühlsmanagement‹, nennt Schröer »Beziehungsarbeit« (a. a. O., S. 72): Drei Perspektiven desselben, nämlich eines Handelns mit dem Ziel, unter **Einsatz der ganzen Person**, welcher das **Wegtun** ›echter‹ Gefühle **und** den **Einsatz** ›falscher‹ Gefühle und Handlungen einschließt, einen Arbeitsauftrag zu erfüllen.

### 5.3.2 ›Individuelles‹ Wegtun als kompetenter Selbstschutz

Wir kehren jetzt zurück zum Thema dieser Untersuchung, wenn wir uns dem **Wegtun als Reaktion auf extrem belastende Erlebnisse** zuwenden. Wenn, wie wir gesehen haben,

29 Weiterführende Literatur zu diesem Thema ist neben Flam (2002), Elias (1977) und Goffman (1977), der sich in seinem Buch ›Rahmenanalyse‹ u. a. mit den komplexen Strukturen von Täuschungsmanövern auseinandersetzt.

Emotionen und Handlungsimpulse, die das professionelle kriminalistische Täuschen **stören** können und deshalb ›weggetan‹ werden müssen, dann liegt die Überlegung nahe, dass Emotionen und Handlungsimpulse, die sich im Rahmen kriminalistischer Arbeit **aufdrängen**, denselben Weg des Wegtuns nehmen können, ganz gleich, ob sie eine aktuelle Vernehmung stören oder nicht und ganz gleich, ob die Situation noch aktuell ist oder nicht.

### 5.3.2.1 Wegstecken

**Wegstecken** ist ein Wort, das im Zusammenhang mit psychischer Belastung in den Daten häufig vorkommt, sowohl in den Interviews als auch in der teilnehmenden Beobachtung. Gemeint ist damit ein **Distanzschaffen** zum Erleben und den damit verbundenen Emotionen und Handlungswünschen. Wie im nächsten Interviewausschnitt wird in diesem Zusammenhang oft auch das Individuelle des Wegsteckens betont.

»(...) aber im Grunde genommen, steckt man das allein weg, das nützt ja nun nichts, das ist der Beruf, (...) zum Teil härtet man ja auch ab (I: mh) und man darf die Sachen nicht zu sehr an sich rankommen lassen in dem Sinne, dass man nun mit jedem Opfer mitleidet (...), das würde in den Wahnsinn führen (I: ja mh) das geht nicht. (...) Aber ansonsten muss man damit fertig werden und man wird damit fertig.« (Interview 3, S. 3)

Als eine unausweichliche Handlung (»das nützt ja nun nichts«), so sieht C das **Wegstecken**. Zugleich ist es für ihn aber auch eine berufliche Leistung, eine Arbeitshandlung (»das ist der Beruf«). Wegstecken, das ist für ihn **abhärten** (»zum Teil härtet man ja auch ab«) gegen das **Mitleiden** (»man darf die Sachen nicht zu sehr an sich rankommen lassen in dem Sinne, dass man nun mit jedem Opfer mitleidet«).

Hinter der Handlung des Wegsteckens steht ein existenzieller Druck: Wenn einem das nicht gelingen würde, könnte man verrückt werden (»das würde in den Wahnsinn führen«). Damit das nicht geschieht, dafür sorgt das Wegstecken. Es setzt die notwendige Grenze (»das geht nicht«) gegen den **Wahnsinn durch das Mitleiden**. Wegstecken ist für diesen Gesprächspartner ein probates Mittel. Es hat sich bewährt. (»Aber ansonsten muss man damit fertig werden und man wird damit fertig.«) Und: letztendlich muss man sich dem **Problem des Mitleidens** allein stellen, am Ende hilft einem niemand.

Die Frage, inwieweit Handlungen des Wegsteckens bzw. welche Aspekte des Wegsteckens individuell oder vergesellschaftet im Sinne routinisierten Verhaltens sind, drängt sich hier auf. Denn zum einen wohnt die Konfrontation mit schrecklichen und absurden Situationen dem Polizeiberuf inne, zum anderen stellen die verschiedenen Möglichkeiten des Wegsteckens offenbar gebräuchliche und zum Teil von den Älteren weitergegebene Handlungen dar. Nach Schütz/Luckmann (a. a. O., S. 543) ist »die Gesellschaftlichkeit des Handelnden einfach nicht wegzudenken.« Und weiter: »Das Handeln selbst beruht aber auf der Gesellschaftlichkeit des Handelnden.«

Das bedeutet, dass Handlungen, wie hier das **Wegstecken**, in einem **Handlungsrahmen der Lebenswelt**, in unserem Fall des LKA XY, stehen. Sie müssen sozusagen als routinisierte, vergesellschaftete Handlungen angesehen werden. Handlungen, die den Handlungsrahmen sprengen, bedürfen der Handlungsrouinen als Reaktion darauf. (»Jemand, der gerne allabendlich in die Disco gehe oder Alkohol trinke, sei fehl am Platze. Da seien sie gnadenlos.« TB 2, S. 5) Wer z. B. sein Erleben mit Trunksucht beantworten wollte, würde also den allgemeinen Handlungsrahmen sprengen – im Jargon des LKA XY ist er »fehl am Platze« – und müsste mit entsprechenden Reaktionen rechnen, die ihrerseits einem allgemeinen Handlungsrahmen unterliegen.

Dennoch sind die Handlungen des Wegsteckens im doppelten Sinne zugleich auch individuell. 1. Das Erleben **vor** diesen Handlungen, nämlich das Erleben von Extrembelastung, ist ein **individuelles Leid**. Daher finden alle Bewältigungshandlungen **danach** statt, quasi in Reaktion. Die Routinen, selbst wenn wir sie als Prävention ansehen, können dieses Erleben der je Einzelnen nicht vermeiden: Es lässt sich nichts wegstecken, was nicht zunächst da ist. 2. Das Handeln selbst folgt zwar den lebensweltimmanenten Routinen, handeln muss aber immer noch jede(r) selbst. Und insofern wird das Wegstecken als individuelles Handeln erlebt.

»So ordnen Menschen Bauchschmerzen zwar gewiss in ein gesellschaftlich vorgefertigtes, von ihnen irgendeinmal erlerntes Schema von Körperteilen, Schmerzwellen und Ursachenvermutungen ein; sie lernen Selbstbeherrschung und Schmerzbeschreibung von Anderen und vor Anderen; sie übernehmen Problemlösungen zur Schmerzlinderung und Krankheitsbehandlung (Kräuter, Arzneien, Operationen, Austreibungsrituale usw.) aus dem gesellschaftlichen Wissensvorrat. Aber das Erleben der Schmerzen kommt natürlich »vor« jeder gesellschaftlichen Überformung des Erlebnisses und Deutung der Erfahrung. Es ist

auch ohne sie vorstellbar. Wir sehen, wie ein Kind, das noch kein einziges Wort gelernt hat, Schmerzen hat; wir sehen, wie Tiere leiden.« (Schütz/Luckmann, a. a. O.)

Im nächsten Interviewauszug finden wir den Hinweis darauf, wie das **Wegstecken eigener Betroffenheit** eine vom Beruf her, also als vergesellschaftet definierte Handlung ist (»das beinhaltet nun mal der Beruf eines Polizeibeamten«). Das was weggesteckt wird, nämlich seine Reaktion auf das Sehen einer Leiche (»natürlich macht das betroffen«), liegt für diesen Gesprächspartner im Privaten: »(...) ich kann gut differenzieren zwischen Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps.«

»(...) ich habe nie solche Probleme gehabt eine Leiche zu sehen (I: mh), das beinhaltet nun mal der Beruf eines Polizeibeamten (...). Natürlich macht das betroffen, aber auf der anderen Seite habe ich da nie solche Probleme gesehen und (...) grundsätzlich konnte ich damit also sehr gut umgehen muss ich mal sagen (...), ja kommt man nachher vielleicht noch mal drauf, aber es hat mir nie solche Probleme bereitet, weil ich es, meine ich jedenfalls, vielleicht ist es ja innerlich ganz anders, manchmal hat man so eine Ahnung, dass man glaubt, das ist vielleicht innerlich doch nicht, doch etwas anders. Aber ich hab immer so dann zumindest das Gefühl gehabt, dass ich es recht gut wegstecken kann (I: mh), das heißt ich konnte oder ich mein, ich kann gut differenzieren zwischen Dienst ist Dienst und Schnaps ist Schnaps.« (Interview 5, S.15)

E ist sich seiner selbst allerdings nicht ganz sicher. Er traut sich selbst nicht, inwieweit das Wegstecken wirklich »nie solche Probleme bereitet.« Er vermutet einen **inneren** Prozess, der sich möglicherweise seiner Wahrnehmung entzieht: »(...) vielleicht ist es ja innerlich ganz anders, manchmal hat man so eine Ahnung, dass man glaubt, das ist vielleicht innerlich doch nicht, doch etwas anders.«

Es gibt aber auch Gründe für das Wegstecken des Belastungserlebens, die für die Karriere und die berufliche Position der Einzelnen eine wichtige Rolle spielen. Das ist der Wunsch nach einer guten Leistungsbewertung. Dieses Thema wurde in den Dialoggruppen diskutiert.

»Zu der These 1 würd ich noch mal kurz sagen, Beurteilungskriterium ist doch zum Beispiel überdurchschnittlich belastbar (...) und das ist ja nun ein Kampf um Stellen, um bisschen mehr Geld, um berufliche Anerkennung, zu sagen ich rutsche in die nächste Ebene sei es (...) zum Zehner oder zum Elfer zum Hauptkommissar Oberkommissar oder wie auch immer, zu sagen ich brauch eine gute Beurteilung (...). Die Kriterien sind recht eng, das geht um zehntel Punkte und (...) wenn ich dann eben nicht so hoch belastbar bin weil ich dann halt

vorgetragen habe, das wird mir also zuviel und aus mitunter vielleicht sogar guten Gründen weil einfach zuviel aufgepackt wird (...) muss das für mich als Mitarbeiter bedeuten (...) da hab ich einfach schlechtere Karten in dem ohnehin großen Pool« (Dialoggruppe 1, S. 3f)

Hier geht es nicht nur um das Thema der individuellen Belastbarkeit. Die Gesprächspartnerin beklagt zwar, dass das »Beurteilungskriterium (...) doch zum Beispiel überdurchschnittlich belastbar« sei, ein Kriterium, so lässt sich denken, das viele ausschließt. Hier wird aber dazu der Vorwurf gemacht, dass man »aus mitunter vielleicht sogar guten Gründen weil einfach zuviel aufgepackt wird« nicht so belastbar sei und dass man daher »einfach schlechtere Karten in dem ohnehin großen Pool« habe. Sie spricht hier eine Belastung an, die zu der Extrembelastung hinzukommt, den Personalmangel, der im Forschungsfeld immer wieder beklagt wurde. Diese zusätzliche Belastung durch die Bewertung ist ein weiterer Grund für das Wegstecken.

Wegstecken ist Handeln mit den beiden Zielen:

- der störungsfreien Polizeiarbeit mit entsprechend guter Leistungsbeurteilung sowie
- der Distanzierung von dem eigenen leidvollen Erleben. Im Wegstecken fallen kriminalistisches, berufliches und persönliches Interesse zusammen.

### 5.3.3 Die Handlungen des Wegsteckens

Das **Wegstecken** wird unter Zuhilfenahme unterschiedlicher konkreter Handlungen durchgeführt, wie ich sie in der Abbildung 13 zeige. Diese Handlungen nenne ich **hierarchisieren**, **gewichten**, **sich ›abschotten‹**, **ausweichen** und **richten**. Der Abbildung 13 folgend bespreche ich ausführlich diese Handlungen in ihren Bezügen zum Wegstecken. Das **Wegstecken als Bewältigung** setzt eine Widerstandsfähigkeit (Resilienz, Werner 1998) voraus, da es nicht vollkommen wirkungsvoll ist. Darauf gehe ich zum Schluss dieses Kapitels ein.

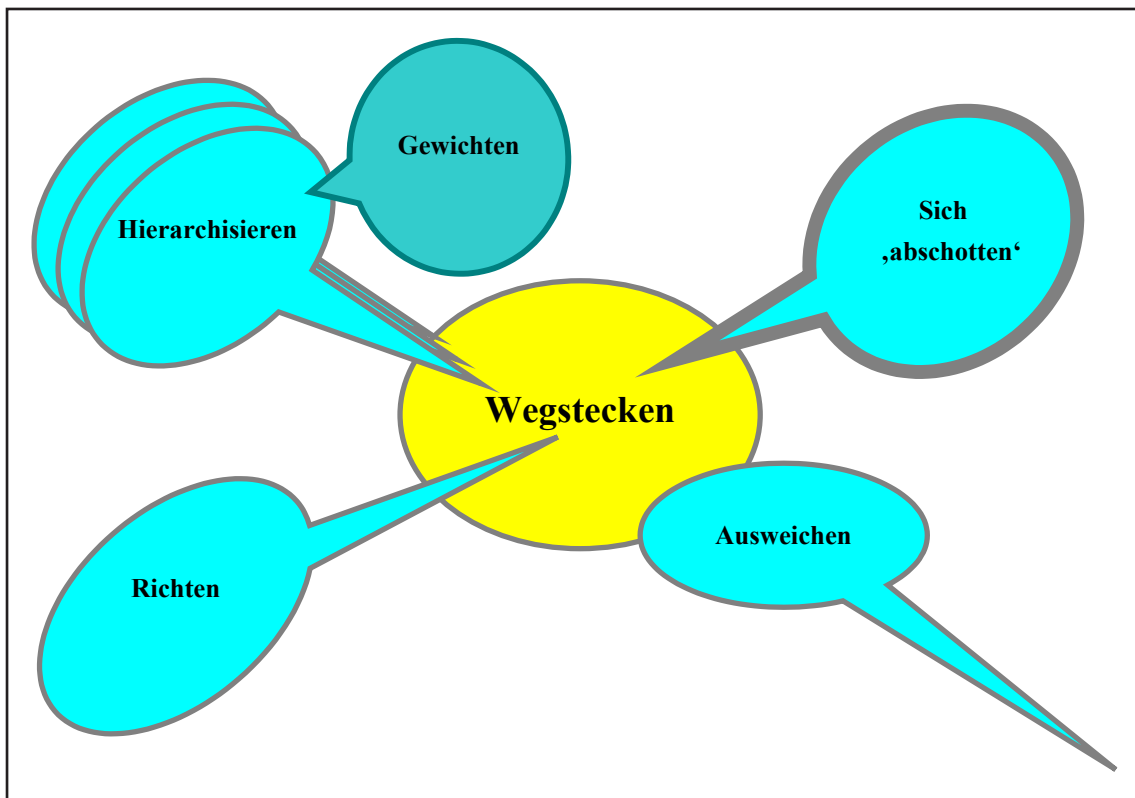


Abb. 13: Die Handlungen des Wegsteckens

### 5.3.3.1 Hierarchisieren

**Hierarchisieren** ist an sich eine gewohnte Handlung im Forschungsfeld. Denn, weil die Behörde als Hierarchie funktioniert, ist das ›Leben‹ in ihr hierarchisch geordnet. Auch die Bewertung von Belastungen unterliegt der Gewohnheit des Hierarchisierens. So geht aus dem folgenden Text von der teilnehmenden Beobachtung in einer Mordkommission hervor, dass die Ermittlung in emotional besonders stark belastenden Mordfällen, in denen der Täter zudem keine Beziehung zum Opfer hat, als schwieriger gilt als diejenigen, in denen es eine Verbindung zwischen Opfer und Täter gibt.

»Schwierig sei es, Täter zu kriegen, die keine Beziehung zum Opfer hatten. Bei den meisten Tötungsdelikten gibt es eine solche. Wenn jedoch nur das Motiv gefunden wird, ist es schwierig den Täter zu finden. Das ist hart, besonders, wenn Kinder getötet wurden, wie J. Dann wissen Sie, der tut es wieder. Deshalb werden alle Spuren verfolgt. Wenn man ihn schon nicht findet, kann man bei weiteren Morden vergleichen. Manchmal hilft auch nur der Zufall« (TB 2, S. 6)

Ganz oben in der Hierarchie der Schwierigkeitsgrade steht jener Mordfall, bei dem der **Täter ein Fremder** für das Opfer und sein Umfeld ist. Zwei emotional belastende Faktoren kommen dazu: Wenn das **Opfer ein Kind** ist und die Gefahr der **Wiederholung der Tat** (»das ist hart«) besteht. Das zusammen macht **Handlungsdruck**, und das zusammen belastet stark. Denn niemand möchte sich für weitere Opfer mitverantwortlich fühlen müssen.

Die Mordkommission setzt all ihre Kräfte ein: »Es werden alle Spuren verfolgt«. Es wird mit anderen Morden verglichen. Die PolizistInnen achten auf den »Zufall«, den sie wegen seiner Bedeutung in der Ermittlung oft auch »Kommissar Zufall« nennen. Es scheint paradox, doch gerade der **emotionale Druck** »unterstützt« die Mobilisierung der Reserven aller für die Ermittlung des Täters.<sup>30</sup> Die **persönliche Betroffenheit wird weggesteckt** und die Handlungen stehen im Vordergrund.

Eine weitere Hierarchisierung von den schlimmsten bis zu den weniger schlimmen Mordermittlungen basiert auf der Sinneswahrnehmung, besonders dem Sehen und Riechen.

»Manchmal würden Tote eben erst Wochen nach ihrem Tod entdeckt, oft wäre die Wohnung ungepflegt, wenn dann noch geöffnete Katzenfutterdosen herumständen, das wäre ein unerträglicher Geruch, das sei für ihn das schlimmste.« (TB 2, S. 7)

Eine »ungepflegte« Wohnung, wenn ein Ermittler sie so kennzeichnet, muss man sich schlimmste Verwahrlosung vorstellen. Mein Gesprächspartner führt hier die seit Wochen geöffneten Katzenfutterdosen an, deren Gestank sich mit dem Gestank des Toten vermischt: »das schlimmste«. Ohne weiteres glaubt wohl jede(r), dass dies selbst für einen erfahrenen Kriminalisten ganz oben in der **Hierarchie des Unerträglichen** steht.

Auch im nächsten Text erfahren wir von erträglicheren und weniger erträglichen Sinneswahrnehmungen. Es geht um die Differenzierung zwischen Sehen und Hören.

»Was heute noch belastend ist oder was ich auch mitnehme sind wenn Bilder vorhanden sind. Alles was ich nur höre, höre ich, ich habe nicht unbedingt das Bild vor Augen, wie es in der Wohnung abgelaufen sein müsste weil oftmals kenne ich die Wohnung auch nicht, (...). Weil ich fahre ja nicht zu jedem Tatort und gucke ihn mir an, weil mir jemand jetzt erzählt: »Ich wurde neun Jahre von meinem Vater missbraucht in unseren drei verschiedenen

---

30 Dieses Thema wird im folgenden Kapitel 6 genauer untersucht.



Wohnungen.« Dann guck ich mir ja nicht alle drei Wohnungen an, ich hab also nie mehr das Bild vor Augen ich hör's aber. Es ist was anderes als wenn ich einen Missbrauch höre und dieser Missbrauch wurde nun auch noch gefilmt vom Vater oder fotografiert. Dann sind das Sachen die einen dann schon, belasten und die man auch mitnimmt und die Bilder hat man einfach besser im Kopf als das gesprochene Wort. Und von daher, es gibt selten Bilder.« (Interview 8, S. 19)

Diese Polizistin ist froh, dass sie die näheren Umstände der Delikte, die sie bearbeitet, nicht oft zu sehen bekommt: »Was heute noch belastend ist oder was ich auch mitnehme sind wenn Bilder vorhanden sind. (...) Und von daher, es gibt selten Bilder.« Die Geschichten zu hören, wirkt auf sie nicht so belastend, denn »die Bilder hat man einfach besser im Kopf als das gesprochene Wort.«

Eine weitere ›Hierarchie‹ betrifft die Intensität der Gewalt gegen Kinder. Die Feststellung einer Gesprächspartnerin, dass »viele tote Kinder« für mich als teilnehmende Beobachterin »doch sicher interessanter« sei, hat mich zunächst irritiert. Dabei versetzte sie sich in meine ›Interessenslage‹ als Forscherin hinein und versuchte wie eine solche zu denken. Sie meinte wohl, dass Delikte an Kindern für mich umso interessanter wären, je schlimmer die Auswirkungen für das Kind seien. Und desto schlimmer seien die Belastung für die PolizistInnen.

»Sie fragt mich, ob ich wirklich dabei sein wolle. »Sonst haben wir ja viele tote Kinder. Das ist doch sicher interessanter für sie.« (TB 1, S. 9)

Auf diese Weise findet Vergesellschaftung statt: Ich lernte die **Umschreibung für Belastung**: interessant. Das Interessante ist das Belastende, vermittelte mir meine Gesprächspartnerin. Und das Interessanteste, sprich **Belastendste** sind tote Kinder. Was für das Thema interessant ist, ist für sie belastend.

Wer das Interessante will, muss wegstecken können, das lernte ich hier quasi am eigenen Leibe. Die Bewertung als ›interessanter Fall‹ mag dabei helfen, **entschädigt** sozusagen für die persönliche Betroffenheit. Das Hierarchisieren macht auch insofern Sinn für die Entlastung, als es viele Fälle gibt, die weiter unten in der Hierarchie stehen, sowohl was die emotionale Belastung als auch was den Arbeitseinsatz angeht. Man kann sie sich quasi **klein denken**, nämlich **bagatellisieren**.

Im nächsten Beispiel weist mein Gesprächspartner auf den Unterschied zwischen »erfolgreichsten« Fällen und denen, »wo es richtig weh tut« hin.

»Auf jeden Fall war der erfolgreichste ein Fall, bei dem hier ein Täter, nachdem er eine Bekannte getötet hat, nach einer Vergewaltigung, dann hier weitere sechs Tötungsdelikte eingeräumt hat, also insgesamt sieben Menschen zu beklagen sind, der wurde dann hier 14 Tage lang vernommen und war zumindestens (...) ein sehr intensiver Fall (I: mh). Nicht der scheußlichste, es gibt andere scheußliche Fälle, wenn der Täter für einen anderen den Auftrag entgegennimmt, dessen schwangere Freundin, weil sonst die Ehe des Auftraggebers gefährdet ist, zu töten und als Zugabe noch den Säugling dieser Frau mit ersticht, am Bajonett das Kind hängt und abgeschüttelt werden muss, dass sind dann die Fälle, wo es richtig weh tut.« (Interview 3, S. 2)

Sieben Ermordete in einer Ermittlung dagegen sind »nicht der scheußlichste, es gibt andere scheußliche Fälle«. Der Auftragsmord an der schwangeren Freundin und der erstochene Säugling legen sich schwerer auf die Seele –, das tut »richtig weh«. Solch ein Mord steht ganz oben in der Hierarchie der Belastungen. Überhaupt spielt das Familienbild, die Verwandtschaft eine Rolle bei der Einordnung einer Tat oder auch eines Unglücks in die Skala des (Un)Erträglichen, so wie bei meinem Gesprächspartner aus einem Kommissariat, das Branddelikte bearbeitete.

»Ich meine, man versucht ja sowieso, (...) das nicht zu sehr an sich rankommen zu lassen, (I: hm) ich meine, nichts ist schlimmer bei irgendeinem Unfall oder bei irgendwas, (...) wenn Angehörige da betroffen sind. (Interview 10, S. 8)

**Das ›Unerträglichste‹**, darüber scheinen sich im Forschungsfeld alle einig zu sein, sind tote, womöglich gequälte Kinder. Darüber hinaus sind schwere ›Attacken‹ auf die Sinne, besonders auf den Geruchssinn und das Sehen schwer erträglich. Diese Hierarchie des Belastenden haben meine Gesprächspartner immer wieder betont. Das Hierarchisieren ihres Erlebens lässt sich so als **entlastende Handlung** bezeichnen. Denn alles, was ›darunter‹ ist, tut weniger »weh« – jedenfalls im Sinn des Hierarchisierens – und lässt sich leichter wegstecken.

### 5.3.3.2 Gewichten

**Gewichten** nenne ich eine Handlung, mit deren Hilfe Belastendes **in den Hintergrund** ›geschoben‹ wird. Im Vordergrund steht die kriminalistische Arbeit – ein ähnliches Vorgehen wie beim **Täuschen**. Man kann auch sagen, in der Hierarchie dessen, womit man sich befasst, steht die **Arbeit ganz oben** und die **Belastung ganz unten**. Beim Gewichten allerdings ist das **Wegstecken für sich selbst** der Anlass, die Konzentration auf die Arbeit **hilft einem selbst** dabei. Beim Täuschen ist es umgekehrt: Um die Arbeit nicht zu gefährden, werden die eigenen Emotionen beispielsweise von den Beschuldigten weggehalten, nicht aber von sich selbst.

»I: Haben Sie da eine spezielle Strategie, wie Sie das nicht an sich rankommen lassen? J: Ja ich denke, jeder versucht so, seine (...) eigene Strategie zu entwickeln, (I: hm) und die sieht eben in erster Linie so aus, dass man sich auf das Wesentliche konzentriert also (...) die Arbeit, (...) wie ist es zu dem Brand gekommen, welche (...) anderen Faktoren können da noch eine Rolle gespielt haben. (...) Also man, man geht das eher, also in erster Linie rational an und (...) nicht so von der Gefühlsebene.« (Interview 10, S. 8)

Diese »seine eigene Strategie« wenden viele an. Denn der Grundsatz, dass die Arbeit vor allem anderen steht, ist allgemein anerkannt. Der Hinweis darauf, dass dies seine eigene Strategie sei, bedeutet, dass er sich **mit seiner eigenen Kraft und Stärke** »auf das Wesentliche« konzentriert. Das Wesentliche, das ist die Arbeit, die hier gleichbedeutend mit »rational« ist. Die »Gefühlsebene«, das ist das persönliche Erleben. Zwischen diesen beiden **gewichtet** er – das **Rationale vor dem Gefühl**. Das ist »seine eigene Strategie«.

### 5.3.3.3 Sich ›abschotten‹

Nicht immer gelingt es, die Belastungen durch Hierarchisieren oder Gewichten wegzustecken. Eine im Forschungsfeld allgemeine Schwierigkeit ist die **Nähe zum eigenen Leben**. Weil Gewaltkriminalität in der ›normalen‹ Lebenswelt geschieht, erinnert sie die PolizistInnen immer wieder an ihre **eigene Verwundbarkeit** oder die ihrer Familie oder Freunde.

»E: (...) das muss auch jeder so selber für sich verarbeiten (...) ohne dass mir da einer jetzt im Gedächtnis ist (...), wenn Sie zum Beispiel jetzt hier jahrelang arbeiten und Sie haben eine ältere Mutter oder Oma die schwer krank ist, sag ich jetzt mal, die pflegebedürftig ist (I: mh), so (...) werden Sie das höchstwahrscheinlich wenn Sie zu einem Tatort kommen und da liegt eine pflegebedürftige alte Frau erstochen (I: mh), so werden Sie das vielleicht anders empfinden als ein junger Kollege, (...) dem seine Oma noch ganz rüstig ist (...). Oder, so wie es mir am Anfang gegangen ist, wenn Sie zu einem Tatort gerufen werden wo ein 18jähriges Mädels tot liegt, ermordet, so werd ich das höchstwahrscheinlich anders empfinden als ein 27jähriger Kollege, der eben noch keine Tochter hat (I: ja). Das muss jeder für sich so ausmachen, also bei Kindern da bin ich schon dünnhäutig. (Interview 5, S. 16/17)

Dieser Interviewpartner weist darauf hin, dass die Arbeit des ›Fertigwerdens‹ mit den Belastungen die **Sache der Einzelnen** sei: »(...) das muss auch jeder so selber für sich verarbeiten«. Er sagt weiter, dass dieses Fertigwerden von der Distanz der eigenen Lebensumstände zur Tat abhängig ist. Er vermutet, dass die Ermordung einer pflegebedürftigen alten Frau einen jungen Kollegen nicht in dem Maße belastet wie einen älteren, der »eine ältere Mutter oder Oma die schwer krank ist, sag ich jetzt mal, die pflegebedürftig ist«, hat. Er beschreibt seine eigene ›Achillesferse‹ auch so: ein »18jähriges Mädels tot liegt, ermordet«, und »bei Kindern da bin ich schon dünnhäutig.« Für ihn ist das Zulegen einer ›dicken Haut‹, sich quasi abschotten können, sich distanzieren können, abhängig vom eigenen **privaten Leben**.

Im nächsten Text schildert C, wie das **Abschotten-Müssen** ihn so verändert, dass es ihm praktisch zur **zweiten Haut** wird. Er schottet sich auch in seinem privaten Alltag ab und beschreibt genau, wie er das macht.

»Man verändert sich ein bisschen, indem man allgemein gesehen, etwas misstrauischer wird (...) etwas vorsichtiger (...) und (...) durch bestimmte Situationen, die man im Alltag erlebt, manchmal (...) wirklich erstarrt (I: mh). Ich hab eine Situation erlebt, da steht (...) eine Türkin vor einem Kaufhaus, dann kommt ihr Freund oder Ehemann, Türke, und beide geraten in Streit und er greift in die Manteltasche. (...) Und hält zunächst die Hand in der Manteltasche. (...) Und da denken Sie sofort daran, wenn jetzt bloß kein Messer raus kommt. (I: Ja) Gott sei Dank kam ein geklauter oder gekaufter Büstenhalter heraus, den er ihr dann vor die Füße geworfen hat, das war also eine Entspannung, aber bis zu dem Augenblick war man wie erstarrt (I: ja), denn man weiß aufgrund des Berufes was jetzt passieren kann.« (Interview 3, S. 3f)

Seine Veränderung beschreibt er als »etwas misstrauischer«, »etwas vorsichtiger« und manchmal sei er »wirklich erstarrt«. Solange er in der (privaten) Situation, in der er den

Streit beobachtet hat, nicht wusste, was geschehen würde, »war man wie erstarrt«. Dies schildert er als Folge des Berufes, weil er weiß, »was jetzt passieren kann«. Die »Entspannung« kam erst mit der »Entwarnung«, wie im Dienst eben auch.

»Man beschäftigt sich natürlich gerade, wenn das jetzt über mehrere Tage geht, beschäftigt man sich natürlich auch privat noch damit, (I: hm) also, (...) man redet teilweise mit seinem Partner darüber, (...) und, wenn man keinen Partner hat dann geht das halt selbst durch den Kopf. Man kann nicht sofort (...)« (Interview 7, S. 7)

Auch dieser Kollege nimmt belastende Erlebnisse mit nach Hause. Für ihn ist das »natürlich«. Dies bezieht sich auf Ermittlungen, die »über mehrere Tage« gehen, über die redet man »teilweise mit seinem Partner«. Oder das geht »halt selbst durch den Kopf.«

Ansonsten jedoch gelingt ihm offenbar die Trennung zwischen Beruf und Freizeit. Sein »dickes Fell« schildert er nicht als Handlung, sondern es sei »wie ein Mantel gewachsen«. Den abzulegen nach Dienstschluss beschreibt er als »einfach«.

»Ich habe es also nicht bewusst gelernt, es muss irgendwann mal wie so ein dickes Fell (...) oder wie ein Mantel gewachsen sein, den man einfach ablegt (...)wenn man hier die Dienststelle verlässt.« (Interview 7, S. 9)

#### 5.3.3.4 Ausweichen

Die Teilnahme an Obduktionen ist für viele PolizistInnen belastend. Einerseits gibt es hier die bereits genannte Hierarchisierung, denn Obduktionen von Kinderleichen und von Leichen, die erst nach Tagen oder Wochen aufgefundenen werden, gelten in der allgemeinen Bewertung als besonders belastend. Andererseits gibt es die Praxis, in sehr stark belastenden Momenten vom Obduktionstisch zurückzutreten oder sich abzuwenden und in ein Gespräch zu vertiefen. In der Obduktionsteilnahme erfahrene PolizistInnen kennen diese Momente.

»E: Also Kinder zum Beispiel ich hab ja auch schon an vielen Obduktionen teilgenommen (...). Na ja sagen wir mal, so wenn die gerade anfangen (...) sich dem Kopf zu nähern, dann muss man ja nun nicht unbedingt die Nase darüber halten oder man (...) entwickelt ja so gewisse Mechanismen, (...) wenn der die Kreissäge ansetzt (I: mh) oder waren Sie schon mal bei Obduktionen? (I: Ich war dabei damals bei dem Mordfall.) Ja also (...) wenn der (...)

ja wenn der jetzt so die Kopfhaut drüberzieht dann muss ich nun nicht unbedingt vielleicht hingucken, sondern dann kann ich mich vielleicht auch mal ganz kurz (...) mit dem Kollegen in dem Moment (...) mal unterhalten und ihn mal angucken (I: mh), das sind so gewisse Mechanismen, die man da entwickelt (I: also wie Sie sich schützen dann, ja?) genau, natürlich, es ist doch ganz klar, also ich bin doch nicht wer ist denn der, es gibt natürlich welche, die sagen das macht mir überhaupt nichts aus, natürlich klar aber, da ist man doch aber ehrlich genug (...) zu sagen das muss ich mir nicht unbedingt antun.« (Interview 5, S. 17)

Mein Gesprächspartner E spricht die bei einer Obduktion möglichen Attacken auf den Geruchssinn (»nun nicht unbedingt die Nase darüber halten«) und die Bilder (»muss ich nun nicht unbedingt vielleicht hingucken«), die man sich »einfangen« kann, an. Routinen des Wegtuns im Obduktionssaal (»so gewisse Mechanismen«) sind solche des **Ausweichens**. Man guckt weg. Man tritt zurück, um dem Geruch nicht gänzlich ausgeliefert zu sein. Dass diese sinnlichen Wahrnehmungen irgendjemandem nichts ausmachen, lässt E nicht gelten (»da ist man doch ehrlich genug«). Dass er das betont, mag darauf hinweisen, dass Offenheit über die Grenzen eigener Belastbarkeit nicht selbstverständlich ist. Den Mut zur Ehrlichkeit unterstützt er mit dem Hinweis auf die persönliche Freiheit des Handelns (»das muss ich mir nicht unbedingt antun.«).

Das **Weggucken**, das **Wegriechen** oder **Anderes-Sehen** ist eine Unterstützung für das **Wegstecken**. Denn es **setzt dem Erleben Grenzen**, sodass es soweit erträglich ist, dass das Wegstecken erfolgreich bleiben kann.

**Anderes-Sehen** nenne ich die Vorstellung, die Phantasie, die manche in schwieriger Realität an deren Stelle setzen. Auch dieser »Mechanismus« wird von den Älteren an die Jüngeren weitergegeben.

»(...) ja, und dann ging es eben darum, das Kind auszuziehen. (I: Hm) Ja, und, das ist mir, am Anfang war es mir eigentlich fast gar nicht möglich, und dann hat eben die Kollegin mit der ich da war gesagt: »Na jetzt stell dir einfach mal vor, das ist eine Puppe, und Du ziehst ne Puppe aus.« (...) Gut, dann ging das einigermaßen, aber es war trotzdem (...) schlimm genug noch.« (Interview 9, S. 9/10)

Anderes-Sehen hilft dieser Polizistin, ihre innere Reaktion soweit wegzustecken, dass sie ihre Arbeit tun konnte (»dann ging das einigermaßen«). Die persönliche Belastung blieb jedoch hoch (»aber es war trotzdem schlimm genug noch.«).

### 5.3.3.5 Richten

**Richten** nenne ich eine Handlung, die das Wegstecken auf der Grundlage **quasi-juristischer Bewertung** erleichtert. In dem folgenden Interviewtext stellt mein Gesprächspartner einen Gegensatz zwischen **Schuld und Unschuld der Opfer** her. Er unterscheidet zwischen seiner Haltung »hat er selber Schuld« gegenüber einem Opfer, das »versucht Russen übers Ohr zu hauen« und dem enormen emotionalen Druck, den »so ein wehrloses Kind« bei ihm auslöst, zumal die Nähe zu den eigenen Kindern in Erinnerung kommt. Das **Richten** Krimineller, die versuchen, mit »Russen« Geschäfte zu machen und dabei umkommen, lässt einen solchen Mord gar nicht erst in die Seele ein.

»(...) wer meint, Geschäfte mit Russen machen zu wollen und versucht Russen übers Ohr zu hauen, na der muss damit rechnen, dass er einen (...) über die Rübe kriegt (I: mh, ja). Das ist was anderes, na ja ich sag mal so ein bisschen hat er selber Schuld (...) wer sich in Gefahr begibt kommt oft drin um (...). Aber wenn sie so ein wehrloses Kind sehen da kriegen sie auch so (...) Wut einfach (...) auf den (I: mh) und so eine Betroffenheit dann einfach (...) und (...), ja weiß ich nicht, (...) dann fährt man nach Hause und freut sich eigentlich dass zu Hause alles so heil ist und hoffentlich bleibt es so, ja weiß ich nicht, ich kann's einfach irgendwie nicht so auf einen Satz bringen (I: mh), das ist so (...) weiß ich Traurigkeit auch, das kommt alles so zusammen so Wut, Traurigkeit, (...) die Freude (...) oder die Sorge, dass das zu Hause Deinen eigenen Kindern nicht passiert, denn die Sorge um die eigenen Kinder wenn man sieht, was daraus, was einem passieren kann (...). Das ist so eine Gemengelage.« (Interview 5, S. 18)

Ähnlich äußert sich meine Gesprächspartnerin I, die ebenfalls die **Schuldfrage** stellt. Sie macht hier deutlich, wie viel einfacher das Wegstecken ist, wenn sie dem Opfer selbst die Schuld zusprechen kann.

»(...) betrifft mich das auch nicht so sehr, (...) wenn die Person das selber verursacht hat, wie wenn da jetzt, was weiß ich, noch (...) andere dabei zu Schaden kommen, die damit überhaupt nichts zu tun haben.« (Interview 9, S. 8)

### 5.3.4 Die Gebrochenheit des Wegsteckens

Die unterschiedlichen Handlungen des Wegsteckens sind Ausdruck der Fähigkeit, trotz schrecklichen Erlebens handlungsfähig zu bleiben. »Selbststeuerungsfähigkeit« bezeichnet

Ungerer (1996) »mentale Strategien«, die einer Traumatisierung (von Polizisten) entgegenwirken sollen.

»Die Bedrohung lässt sich so aus der Distanz betrachten. Das Individuum ist nicht in die Aktion vollständig eingebunden, sondern empfindet sich als Steuerungs- und Verantwortungsinstanz. Die Selbststeuerung ist notwendig, um auch immunisierend in die Informationsverarbeitung eingreifen zu können. (...) Divergenzen bahnen sich dagegen an, wenn die Selbststeuerung verloren geht. (...) Zur Ausbildung der angesprochenen mentalen Strategien sind spezielle Maßnahmen erforderlich.« (a. a. O., S. 53)

Eine solche Selbststeuerung baut nach Ungerer auf einem »psychischen Separierungsmechanismus« (a. a. O., S. 50) auf. Dazu müsse der Polizeibeamte sich sozusagen neben sich selbst stellen, er dürfe keine Verbindung zu seinen Gefühlen und zu seinem Wertesystem herstellen.

Ungerer stellt diesen »Separierungsmechanismus« in befremdliche Nähe zum psychopathischen Handeln eines gewissenlosen Mörders, bei dem Mord und anschließender Konzertbesuch »ohne Gewissenskonflikte« nebeneinander bestehen. Die Handlungen werden »säuberlich von den Emotionen und dem persönlichen Wertegefüge« getrennt, schreibt er. Diese »kognitiven Muster und Operationen« sieht Ungerer für die »Entwicklung präventiver Maßnahmen« als »grundlegend« an. (a. a. O.)

Befremdlich ist dieser Ansatz insofern, als Ungerer die Fühllosigkeit eines gewissenlosen Mörders und der Gefühlsgrund von PolizistInnen von ihm nicht diskutiert werden. Ihm geht es um die Vermeidung einer traumatischen Störung. Welches Leiden ein solches Handeln, wie er es vorschlägt, selbst verursachen kann, kommt ihm nicht in den Sinn. Leider sieht er auch vollkommen ab von in der Polizei gelebten Strategien, mit denen sich präventive Maßnahmen verbinden müssten, wollten sie erfolgreich sein.

Weiterhin übersieht er, auf welche Weise PolizistInnen sich von den Tätern im Alltag tatsächlich »separieren«. Diese Funktion erfüllt das **Mitgefühl mit den Opfern**, wie wir gesehen haben. Denn was Tätern erlaubt, ihre Taten zu begehen, ist ihr **Mangel an Mitgefühl**.

Ungerer sieht dagegen die Differenz in einem »Werteraster«. Ein Werteraster, das Tätern möglicherweise fehlt, kann dennoch den PolizistInnen nur bedingt helfen. Denn es



liegt auf einer anderen, nämlich rein kognitiven Ebene. Das Mitgefühl oder wie es im LKA XY meist genannt wird, das Mitleid liegt dagegen auf der **Ebene des Erlebens**. Daher lässt sich die **Differenz zum Täter** und zu dessen Taten nicht nur als Raster erkennen, sondern direkt **erleben**. Das Erleben dieser Differenz durch ihr Mitleid mit den Opfern unterscheidet die PolizistInnen von den Tätern und wirkt daher identitätsstiftend.

Zugleich aber ist das Erleben des Mitleids auch eine Quelle eigenen Leidens. Dies stellen die verschiedenen Handlungen des Wegsteckens im LKA XY in Rechnung. Als Maßnahmen zum Wegtun des Mitgefühls, tragen sie gleichzeitig auch zu dessen Erhalt bei. Ganz deutlich wird das im Hierarchisieren der Opfer. Das Wissen um die **schlimmsten Opfer**, nämlich Kinder und den eigenen Verwandten ähnliche Opfer, erhält das Mitleid im Bewusstsein. Dieses **Wissen erinnert** praktisch in jedem Gespräch darüber an das Mitgefühl.

Auf diese Weise erhalten die PolizistInnen ihre Menschlichkeit bei all dem ›Unmenschlichen‹, mit dem sie den ganzen Tag zu tun haben. Das macht auch das Gebrochene der Handlungen des Wegsteckens aus, auf das ich hier noch einmal eingehen will, auf die **Grenzsuche** im Umgang mit dieser extremen Belastung. Im Interview 5 schildert mein Gesprächspartner, wo das Weggesteckte bleibt: »innerlich« nämlich.

»Ja wenn man so (...) ja klar, also ich sag mal ich habe es verdrängt, aber (...) na ja merken Sie ja, wenn man so darüber spricht (I: mh, ja) dann kommt es doch wieder so vor (...), das sind schon Sachen die (...) weiß ich nicht, die einen vielleicht auch ein bisschen prägen (...) Also irgendwie (...) vielleicht ist das auch so, dass man das nach außen so verdrängt und innerlich vielleicht doch (...) daran knabbert.« (Interview 5, S. 19)

Das Belastende ist wohl weggesteckt, aber nicht gänzlich weg (»dann kommt es doch wieder so vor«), mehr noch, es prägt ihn auch ein »bisschen«, in dem Sinne, dass er leidet (»innerlich vielleicht doch [...] dran knabbert.«). Dieses Leiden beschreibt er als sein individuelles (»innerlich«).



## 6 Mit Leiden(schaft) arbeiten

»Ja, also Jagdfieber ist vielleicht ein bisschen negativ belastet oder ich meine damit ganz einfach, ich meine damit nichts Negatives, ich meine einfach, das macht ja so'n Kriminalbeamten ein bisschen aus, (...) wenn er das nicht hat, ist er fehl am Platz hier. Ich habe einen Kollegen gehabt, einen Kommissariatsleiter, der gesagt hat meine Kollegen sind manchmal wie Salzsäure (...), wenn die auf'n Schuh tropfen, die fressen sich durch. Sie müssen einfach Jagdfieber haben, natürlich Jagdfieber damit meine ich nicht um jeden Preis (...) ist völlig klar, aber das müssen sie einfach haben wenn sie so eine Akte sehen oder wenn sie den Tatort sehen und mit Jagdfieber meine ich einfach, dass man sich Gedanken macht, Mensch was können wir machen (...), ich will ihn ja haben.« (Interview 5, S. 13)

Um die Verbundenheit von Leidenschaft mit der kriminalistischen Arbeit und der Bewältigung der Extrembelastung im Forschungsfeld LKA XY geht es in diesem Kapitel. Diese Verbundenheit findet ihren Ausdruck in den Emotionen und Handlungen, die den Kategorien **Jagdfieber**, **Jagdkompetenzen** und **Jagdfrust**, die ich im weiteren Verlauf ausführlich darstelle, zugrunde liegen.

**Leidenschaft** wird im Allgemeinen kaum mit Polizeiarbeit oder mit Beamten in Verbindung gebracht. Und doch fand ich Leidenschaft in den Teams. Damit in Verbindung aber auch das **Leiden am Leiden**. Das Leiden, vor allem das **Mitleiden** mit den Opfern lässt sich auch als eine **Quelle der Leidenschaft** bezeichnen. Leidenschaft kommt besonders in der aktiven Täterverfolgung zum Ausdruck.

**Jagdfieber** ist der treffende Begriff, mit dem im Forschungsfeld die Leidenschaft der Ermittlung benannt wird. Jagdfieber sei »nichts Negatives«, betont mein Interviewpartner im vorangestellten Text. Er weist damit auf einen Konflikt hin. Zum einen sollen die PolizistInnen einer angenommenen **Rationalität** der polizeilichen Arbeit, wie sie in den bürokratischen Regeln und Leitbildern verbrieft ist und wie sie sich in der ›männlichen‹ Logik der polizeilichen Arbeitswelt verankert hat, folgen. Zum anderen brauchen sie die z. T.

starken Emotionen, die in der Arbeit entstehen, für die Verfolgung. Sie müssen »manchmal wie Salzsäure« sein, sich durchfressen. »Sie müssen einfach Jagdfieber haben.« Das macht einen »Kriminalbeamten ein bisschen aus«. Leidenschaft gehört zum Handlungsmuster der Jagd, wird als **Kompetenz** angesehen; denn sie unterstützt die Ermittlungsarbeit: »... mit Jagdfieber meine ich einfach, dass man sich Gedanken macht, Mensch was können wir machen (...), ich will ihn ja haben«.

Flam (2002) hat sich u. a. auch mit der Leidenschaft in Organisationen befasst und stellt fest, dass in der Managementtheorie »Leidenschaft einseitig mit Führung in der Politik oder Wirtschaft verbunden« wird. »Sie wird dem Beamten oder dem Bürokraten abgesprochen.« (a. a. O., S. 186) Flam widerspricht dieser Auffassung vor allem, weil die Forschung sie weder widerlege noch bestätige (S. 187). Für die Arbeitswelt LKA XY widerlegen dagegen die Daten eine einseitige Bindung von Leidenschaft an das Management. Sie belegen auch die Leidenschaftsfähigkeit von Beamten. Zudem weisen sie auf Leidenschaft in der Arbeit bei den Angehörigen aller Hierarchiestufen hin.

Dies ist für die Suche nach der Kernkategorie von Bedeutung. Denn die Leidenschaft wurzelt zwar zum einen in der Konfrontation mit dem Leiden der Opfer, und sie in Handlung ummünzen zu können, vermindert partiell das durch diese Konfrontation entstehende Leiden der Beamten. Zum anderen aber drückt sich in der Leidenschaft auch **Jagdkompetenz** aus, wie ich zeigen werde. Arbeit und Bewältigung sind sich in der Jagd, vermittelt durch die Leidenschaft, sehr »nahe«.

»Ich will ihn ja haben.« **Den-Täter-haben-wollen** ist **subjektiv-professioneller** Dreh- und Angelpunkt der Jagd, jenem Teil der kriminalistischen Arbeit, der idealerweise ganz nah am **Erfolg** und an der **Erlösung** der (auch eventuell zukünftigen) Opfer ist. Mit der Jagd verbinden sich Handlungsrountinen, Emotionen und Durchhaltevermögen. So wie die Handlungen in erster Linie auf das Ergreifen von Tätern zielen, so sind sie zugleich die damit verbundene Hilfe für die Opfer. Jagen, um das Leiden der anderen und das eigene, zu beenden. Die Leidenschaft unterstützt das Durchhaltevermögen, sich trotz Schlafmangels, trotz Fehlschlägen »wie Salzsäure« durchzufressen.

Der eindringliche Ausdruck des Stolzes auf Leistung und Leidenschaft in der Arbeit, der sich in den Daten wiederfindet, vermittelt mir den Eindruck, dass ich **verstehen** soll, was den PolizistInnen des LKA XY die Jagd nach den Tätern bedeutet. Das scheint ihnen sehr wichtig zu sein. Wie ihr eigenes **Leiden am Leiden** sich verbindet mit Kompetenz und Leidenschaft, davon handelt dieses Kapitel eben auch.

## 6.1 Exkurs: Männlichkeit

Die Jagd – wie überhaupt die Polizeiarbeit – ist keine Männerdomäne mehr. Der Platz der Frauen in der Behörde ist zwar noch keineswegs so selbstverständlich wie der Platz der Männer. Ihre kriminalistische Kompetenz ist inzwischen jedoch, zumindest im LKA XY weitgehend unumstritten. (Vgl. auch Behr 2000, S. 161) Dennoch ist die Jagd, besonders in der Phase aktiver Verfolgung und des Zugriffs mit den manchmal martialisch anmutenden ›Bildern‹ und Handlungen<sup>31</sup> ein Vorgang, der (auch) mich eher ›männlich‹ anmutet.

In der Polizeiforschung wird polizeiliches Handeln oft als männliches Handeln (im Sinne von Gender) beschrieben. Behr nennt die Polizei eine »Männerbastion«, die »praktisch *frauenfrei*« (a. a. O., S. 160, Hervorh. von Behr) war. Erst seit den 1980er Jahren werden Frauen vermehrt in den Polizeidienst aufgenommen. Höhere Führungspositionen und bestimmte Bereiche der Polizei, wie die Mordkommissionen und das SEK<sup>32</sup>, sind auch heute noch zu großen Teilen oder gänzlich mit Männern besetzt. Die männlichkeitsbetonte

---

31 Ich bin selbst während eines Kurzurlaubs auf dem Land – in der Zeit meiner Aufenthalte im Forschungsfeld – in einen SEK-Angriff ›geraten‹: Die obere Etage des Hauses, in dem wir die untere gemietet hatten, war von einem mutmaßlichen Drogenhändler angemietet, wie uns später der Einsatzleiter sagte. Der SEK-Angriff hatte gerade begonnen, als wir von einem Ausflug zurückkamen. Wir mussten uns – die Hände aus den Taschen – an die Wand stellen, wo wir von den ›Schwarzvermummten‹ mit Maschinenpistolen o. ä. ›bewacht‹ wurden. Das martialische Aussehen der SEK-Beamten, die Waffen, die Nichtkommunikation (bis der Beschuldigte abgeführt war) und später der Anblick der zerstörten Tür und des Blutes wirkten erschreckend auf uns. Diese Bilder symbolisieren für mich das Männliche der Polizei schlechthin. Dagegen habe ich viele Erlebnisse der Jagd im LKA XY gehabt, die ich gar nicht als ›männlich‹ oder ›weiblich‹ bezeichnen kann. Die Kultur des Männlichen und des Weiblichen verliert insgesamt wohl an Trennschärfe, je mehr Frauen ihren gleichberechtigten Status in Anspruch nehmen, eben auch im Dienst der Polizei.

32 Das SEK = Sondereinsatzkommando ist eine Spezialeinheit der Polizei, die vor allem beim Zugriff zum Einsatz kommt.

Tradition der Polizei hat ihre Wurzeln in der männlichen Gesellschaft, in der auch die kriminelle Handlung quasi eine männliche war.

So verbindet Hüttermann (2000, S. 174f) ›Männlichkeit‹ mit »einer strategischen Haltung im Umgang mit seinem Gegenüber«, die z. B. die »Spielregeln des Platzhirschgebarens« einschließt, auf die sich die »Street Corner-Polizisten« einlassen müssten, um nicht die »Verlierer« zu sein. Er schreibt: » ... beide Seiten suchen den ›Kick‹ des Risikos und der Verschmelzung mit einem übergeordneten Ethos (...) der Männlichkeit und der Männersolidarität.« (a. a. O., S. 177) Auch Kersten (1997) stellt die Kriminellen und die Kriminalisten in gegenseitiger (männlicher) Handlungsabhängigkeit dar. Ist der Kriminelle ›böse‹, muss der Kriminalist in gleichem Maße ›gut‹ sein.

»Bei nahezu allem, was in unseren Kulturen als Kriminalität und ihre Kontrolle aufgefasst wird, erscheinen Täter und Beschützer als kulturell tief verwurzelte Bilder von bösen und guten Männern. Der Kampf gegen das Böse ist im Alltagsverständnis mit Vorstellungen von männlichen Beschützern verbunden. (...) Und so ragt in die Interpretationen von Daten aus der Kriminalstatistik, aus Aktenanalysen oder aus ethnographischen Einblicken in Institutionen oder Lebenswelten nicht selten das Alltagsverständnis mit seinen archetypischen Schreck- und Heldengestalten.« (a. a. O., S. 6)

Behr (a. a. O.) beschreibt verschiedene Männlichkeiten, insbesondere die »Krieger-Männlichkeit« und die »Schutz-Männlichkeit«. Er bezeichnet sie als »Männlichkeitspräsentationen«, sie stellen »keine Portraits real existierender Männer« dar. (a. a. O., S. 87, Hervorh. von Behr) Auch er sieht einen Zusammenhang zwischen Polizisten und deren Klientel: »Männlichkeit kann man vielmehr als das verbindende Element im Interaktions- und Arbeitsbündnis zwischen Polizisten und ihrer Klientel bezeichnen.« (a. a. O., Hervorh. von Behr) Für Behr ist die »Kriegermännlichkeit (...) Grundlage der Handlungsmuster in der Cop Culture.« (a. a. O.) Was bedeuten diese tradierten ›Bilder‹ für Polizistinnen? Was ist ihr Pendant zur ›Kriegermännlichkeit‹ oder ›Schutzmännlichkeit‹?

Inzwischen gibt es einige (Forschungs-)Berichte zum Thema Frauen in der Polizei. (Müller, U./Müller-Franke, W./Pfeil, P./Wilz, S. 2004 und 2002; Müller-Franke, W. 2001; Müller-Franke, W. 1998; Pfeil, P. 2006) Die gründliche Erforschung des Geschlechterverhältnisses in der Polizei – und insbesondere im Hinblick auf den Umgang mit Emotionen im polizeilichen Arbeitsalltag – steht noch aus.

## 6.2 Jagdkompetenzen

Die Kompetenzen der Jagd sind konkrete Handlungen, die im Fall der Jagd unter Handlungsdruck eingesetzt werden müssen. Sie sind nicht unbedingt identisch mit dem, was sich in Lehrbüchern finden lässt. Es sind vielmehr Handlungen der jeweiligen ›Polizeiwelt‹, die sich an **Handlungsroutinen** orientieren. Die PolizistInnen haben eine Vorstellung davon, wie sie in welchen Situationen handeln werden. Neue KollegInnen werden in die Routinen eingewiesen und bekommen ihren Platz im Team zugewiesen. Dieser Platz bedeutet auch Spezialisierung, die Übernahme einer bestimmten Rolle, die idealerweise mit individueller Neigung und Kompetenz zusammenfällt.

Von Beginn des ersten Eintritts in die Polizei an werden angehende PolizistInnen mit solchen informellen Handlungsweisen vertraut gemacht (Behr 2000, S. 217). Der Handlungsdruck in sich zuspitzenden Situationen erfordert oft unmittelbares Handeln. Langwieriges Überlegen und Abstimmen mit den KollegInnen wären kontraproduktiv.

»In potenziellen Gefahrensituationen und noch mehr in akuten steht die Polizei unter beständigem Entscheidungsdruck. Während sie noch nach geeigneten Handlungswegen sucht, drängt die Zeit, muss sie schon handeln und eine getroffene Entscheidung koordinieren, sie in Form von Anweisungen weiter vermitteln und umsetzen. (...) Die Polizei kann sich auf ihr Erfahrungswissen stützen und sich an den Maßgaben orientieren, die das Ziel einer Maßnahme sein sollen. Immer aber muss sie dieses Wechselspiel von Erfahrungswissen und Zielvorstellungen ausbalancieren im Zusammenwirken mit konkreten Einsatzbedingungen.« (Krasmann 1993, S. 106)

Die Handlungsroutinen erleichtern es, schnell zu entscheiden und zu handeln. Damit unterstützen sie zugleich die Einzelnen, Entscheidungen zu treffen, deren Richtigkeit sich bereits erwiesen hat und im Erfahrungswissen quasi ›belegt‹ ist. Behr hebt eine Kränkung »vieler Beamter (...) durch die Betonung abrufbarer Routinen im Alltagshandeln« (a. a. O., S. 216) hervor, verweist aber auch auf das allgegenwärtige Wissen um die Möglichkeit, fehlerhafte Entscheidungen zu treffen. Dieses Wissen wiegt offenbar schwerer als es der Begriff ›abrufbare Routinen‹ vermuten lässt. Denn geradestehen für (fehlerhaftes) Handeln, nicht (nur) juristisch, sondern vor allem im Sinne subjektiven Verarbeitens, muss jede(r) PolizistIn selbst.

Behr weist zu Recht auf die »psychischen Belastungen« (S. 217) hin, die sich aus Fehlentscheidungen, z. B. bei Gewaltanwendung, ergeben können. Mit den psychischen Folgen extrem belastender Erlebnisse muss schließlich jeder allein weiterleben. Der Hinweis vieler PolizistInnen auf das Individuelle ihres Handelns ist in diesem Sinne gleichbedeutend mit dem Hinweis auf die psychischen Wunden, die bleiben. Die Handlungsrouninen sind zwar richtungsweisend, sie entbinden die Handelnden aber nicht, in neuen Situationen eine Wahl zwischen verschiedenen **Handlungsoptionen** treffen zu müssen, mit der sie sich u. U. eben auch **schuldig machen** können.

Unter diesem Aspekt bekommen die **Kompetenzen der Jagd** eine existenzielle Bedeutung für die Einzelnen. Die spezifische Jagdkompetenz soll den Erfolg sichern und zugleich schützen vor den möglichen bedrohlichen Folgen, die im Gegensatz zum Gemeinschaftserleben der Jagd, **individualisiert** werden. Das Wissen um die Kompetenzen, über das jede(r) einzelne verfügt, schließt das Wissen um das, was **Fehlhandlungen** sind, mit ein. Insofern liegt die Verantwortung, zwischen kompetentem und inkompetentem Handeln zu **unterscheiden**, letztlich bei den einzelnen PolizistInnen selbst. Unter Handlungsdruck muss auf dieser Grundlage jede(r) schnell entscheiden und handeln.

Den **Jagdkompetenzen** im LKA XY liegen die Handlungsmuster **grundlegendes Handeln, annähern** und **zugreifen** zugrunde. Die folgende Abbildung 14 zeigt, welche praktischen Handlungen ihnen innewohnen. Der Abbildung folgend konzeptualisiere ich die **Jagdkompetenzen** im Kontext der zugehörigen Kategorien, Codes und Daten ausführlich.



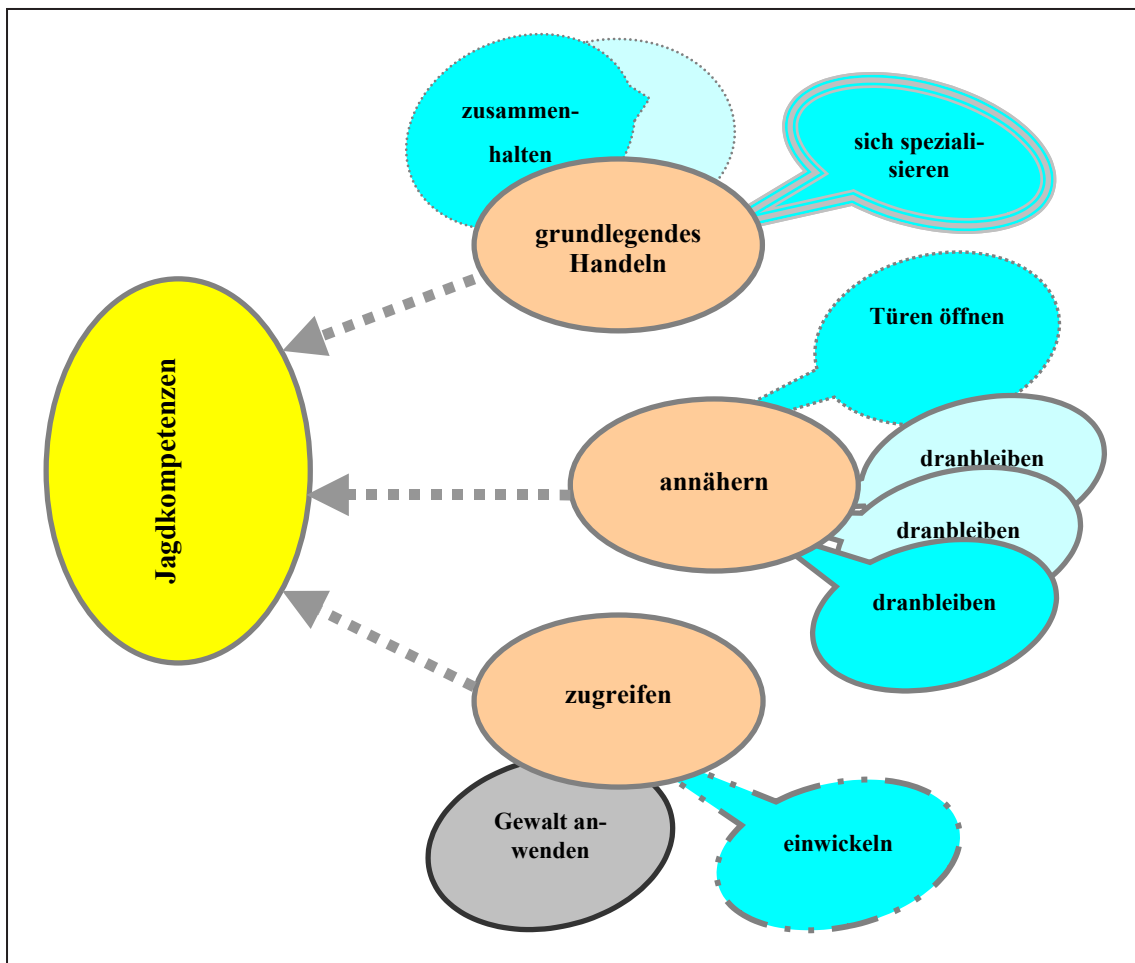


Abb. 14: Jagdkompetenzen

## 6.2.1 Grundlegendes Handeln

In den aktiven Phasen der Verfolgung bilden die Kompetenzen des **Zusammenhaltens** und **sich Spezialisierens** sozusagen einen **handlungssichernden** Hintergrund. Sie sind unabdingbar mit den übrigen **spezifischen Jagdkompetenzen** verbunden.

### 6.2.1.1 Zusammenhalten

Grundlegende Eigenschaft des Zusammenarbeitens, gerade unter Handlungsdruck, ist das **Zusammenhalten**.

»Der Zusammenhalt ist erforderlich. Wenn man so intensiv, und lange, arbeitet (...), dann muss das Verhältnis untereinander stimmen, man kann nicht mit einem, den man nicht mag, rausfahren und ermitteln, weil diese Emotionalität sonst stören würde (I: mh) man konzentriert sich sonst nicht auf die Sache sondern (...) denkt immer nur an den andern. (I: Ja) Es muss ein harmonisches Zusammenspiel sein, sonst wird es nichts. (...) Man muss frei sein, da dürfen keine Querelen sein, keine Auseinandersetzungen, damit man sich der Sache widmen kann. (...) Und man muss sich aufeinander verlassen können, wenn man dann zur Festnahme schreitet, bei Durchsuchungen und so, da muss man sich sicher sein, der andere deckt einen (I: ja) wenn Gefahr ist und umgekehrt muss der sich auf einen verlassen können.« (Interview 3, S. 10)

Zentral wichtig im Zusammenhalten ist das »Verhältnis« im Team, das »untereinander stimmen« muss. Wenn das Verhältnis nicht stimmt, bedeutet das eine »Emotionalität«, die »sonst stören würde«. Was diese störende Emotionalität ausmacht, beschreibt mein Gesprächspartner negativ als »keine Querelen« und »keine Auseinandersetzungen«. Denn diese bedeuten, dass es kein »harmonisches Zusammenspiel« gibt, das aber für die Konzentration, »damit man sich der Sache widmen kann«, notwendig ist.

Das Konzept der »Emotionalität« und »Sache« als nicht zu vereinbarender Gegensatz, weist auf die männliche Tradition hin. Auch die oft geäußerten Appelle an die **Kameradschaft**, man müsse »sich aufeinander verlassen können«, man müsse »sich sicher sein« können, dass »der andere« einen »deckt«, weist auf eine männlich tradierte Vorstellungswelt hin. Das Ziel aller Strategien, die als negativ bewerteten Emotionen aus der Zusammenarbeit herauszuhalten, ist ein »harmonisches Zusammenspiel«. Dass dieses nicht nur wünschenswert, sondern besonders unter Handlungsdruck notwendig ist, leuchtet ein.

Die Strategien, die »Querelen« und »Auseinandersetzungen« ›außen vor‹ zu lassen, zeigen sich vor allem in sanktionierenden Handlungen, verbunden mit der offenen oder unausgesprochenen Drohung der Ausgrenzung, (siehe auch: **nicht dazugehören**, Kap. 4, S. 103). Die Vorstellungen vom ›richtigen‹ Leben, über deren **Realisierung** durch das **richtige Leben aller** im LKA XY Übereinstimmung versucht wird, reichen weit: bis in die Gestaltung des privaten Lebens. Sie werden in direkten Forderungen, indirekten Anfragen, Witzen und Anekdoten täglich praktisch vervielfältigt. Mit **Lachen** und **Zustimmen**, aber auch mit **Schweigen**, **Auslachen** oder ›kritischen‹ **Bemerkungen** wird im Allgemeinen eine **Übereinstimmung** in den subjektiven Theorien über das Zusammenhalten hergestellt.

»Die Kollegen sprechen den Familienstand von A an und fragen, ob er nicht heiraten wolle. Es fällt das Wort ›wilde Ehe‹. Er sagt zu mir: ›Hier wird das nicht gern gesehen, aber wenn ich heirate, dann mit allem Drum und Dran, großes Fest, kann ich mir im Augenblick nicht erlauben, dazu fehlt das Geld noch.‹ – Natürlich kommen neugierige Fragen, wie das Interview denn gewesen wäre; und ein älterer Mitarbeiter, den ich aus meiner Zeit in der Kommission nicht kenne, der damals wohl in Urlaub war, fragt A, wie er denn die Arbeit dargestellt hätte. A sagt: ›Darum ging es ja nicht so, es ging ja mehr um seelische Belange.‹ – Der ältere Kollege fängt an zu lachen, und die gegenüberstehende junge Mitarbeiterin, die ich auch noch nicht kenne, grinst.« (Interviewnotiz A, S. 2)

Die beschriebene Situation zeigt, wie Druck ausgeübt wird. Meine persönliche Auffassung, dass das Heiraten oder das Nicht-Heiraten eine private Entscheidung ist, die praktisch mit der Arbeit nichts zu tun hat, hätte in dieser Kommission keinen Bestand. »Hier wird das nicht gern gesehen«, nämlich, dass ein Kollege in »wilder Ehe« lebt. A erklärt mir, weshalb er »im Augenblick« nicht heiraten wolle, wegen seiner Träume vom großen Fest »mit allem Drum und Dran«. Festgelegt hat er sich aber nicht. Er sagt, »aber wenn ich heirate, dann (...)«. Die Heirat ist also noch nicht entschieden. Er befindet sich in einer Nicht-Übereinstimmungs-Klemme, denn ihm ist klar, dass einerseits »das nicht gern gesehen« wird, er andererseits seine **eigenen Vorstellungen** hat. So lässt er das Thema **erst einmal offen**, und stellt ein »großes Fest« vage in Aussicht.

»Seelische Belange« ist ein Thema, an dem sich die Meinungen teilen. An dieser Stelle wird es mit Auslachen gegenüber dem Thema »Arbeit« deklassiert. Dies mag der männlichen Tradition geschuldet sein. Jedenfalls findet in dieser Situation keine Auseinandersetzung mit dem Thema ›psychische Belastungen‹ statt. Da ich das Team kenne, weiß ich, dass es durchaus unterschiedliche Auffassungen gibt. Sie werden im Schweigen praktisch **unsichtbar**.

- Das ungestörte **Zusammenspiel** und das **Sich-Verlassen-Können** auf die KollegInnen erhält seine existenzielle Bedeutung in der ›Jagd‹, besonders unter **Handlungsdruck**.
- Dabei stellt die **Übereinstimmung** im Team eine wichtige Basis für das **Zusammenhalten** dar, die durch das **Versichern** der vorherrschenden Meinungen wie auch durch **Sanktionieren** und/oder **Invisibilisieren** abweichender Meinungen immer wieder neu bestätigt wird.

### 6.2.1.2 Sich spezialisieren

Die kriminalistische Arbeit ist sehr komplex und umfasst viele verschiedene Aufgaben, für die in einem Team bestimmte KollegInnen jeweils zuständig sind. Zum Beispiel macht der so genannte Tatortmann in einer Mordkommission nahezu ausschließlich die akribische Untersuchung des Tatortes, die Dokumentation und Zuordnung der Funde.

»Im Warten auf die Zeugen zeigt mir der Tatortmann die Fotos, die er am Tatort gemacht hat. Akribisch hat er vor jede Spur ein Nummernschild gelegt, z.B. vor alle Kippen vor dem Haus. Da die gesammelten Spuren mit der gleichen Nummer versehen sind, kann man später ihre Position rekonstruieren mit den Fotos. Ich sage: »Das ist ja eine ganz wichtige Arbeit, die sie da machen.« – »Na ja, so wichtig auch nicht. Im Krimi sind ja immer die ermittelnden Kommissare die Helden. Uns sieht man kaum. Wir machen die Kleinarbeit. Das ist nicht spannend.« (TB 2, S. 17)

Die Spurensuche am Tatort verlangt sehr viel Geduld und Genauigkeit. Diese Arbeit ist »nicht spannend«. Die »Kleinarbeit« besteht darin, vor jede Kleinigkeit, z. B. Zigarettenkippen, Haare, Mülltüten usw. Nummern aufzustellen und sie zu fotografieren. Anschließend werden die Funde in Tüten gesteckt, mit der gleichen Nummer versehen und ins Labor zur weiteren Untersuchung gebracht. Nahezu unsichtbar für Außenstehende arbeiten Spezialistenteams an der Aufklärung mit: die Pathologie, die PhantombildzeichnerInnen, das Labor. Sie erarbeiten Grundlagen der Ermittlung. Ohne all jene könnten die »ermittelnden Kommissare« nicht »die Helden« sein. Der hier zitierte Tatortmann verknüpft die **Wichtigkeit seiner Arbeit** und damit seine eigene mit ihrer **Sichtbarkeit draußen**: »Na ja, so wichtig auch nicht. (...) Uns sieht man kaum.«

Auch die ermittelnden KommissarInnen entwickeln ein quasi-eigenes Knowhow und werden ExpertInnen für bestimmte Deliktgruppen, für die Vernehmung bestimmter Menschen, für den sensiblen Umgang mit Opfern oder mit Angehörigen. Diese Spezialisierungen erleichtern die Zusammenarbeit unter Handlungsdruck. Denn das ist eine Vorentscheidung, wer welche Aufgaben übernimmt. Dennoch beherrschen alle auch im Notfall alle Aufgaben und sind durch die regelmäßigen Fallbesprechungen über den Stand der Ermittlungen informiert. Das gilt auch für den Tatortmann.

»Im Grunde genommen wird man durch die lange Arbeit hier, sowieso meiner Meinung nach zum Fachidioten. Was ich gar nicht negativ meine. Denn, wir sind alles keine Psychologen, wir haben keine psychologische Zusatzausbildung oder irgendwas. Wenn Sie so wollen sitzen hier lauter Autodidakten und so'ne Arbeit können sie nicht machen zwei Jahre dann gehen sie mal eben wieder woanders hin. Nach zwei Jahren ist man erst so einigermaßen fit sich auf die verschiedenen Ebenen immer wieder zu begeben. Und deshalb ist (...) dieses Fachidiot-Sein in unserm Bereich eigentlich genau das Richtige. I: Wofür sind Sie Fachidiot? H: Ich? Also ich würde sagen so vielleicht für Jugendliche weil ich denk ich kann ganz gut mit Jugendlichen umgehen. Mit ganz kleinen Kindern (...) das ist mir zuviel Hineininterpretiererei in ganz kleine Kinder also bis drei-, vierjährige. (...) wir müssen vieles bei uns über die Sprache regeln. Wie gesagt es gibt inzwischen ja auch anerkannterweise (...) große Vorbehalte gegen Kinderzeichnungen. Und ich war noch nie ein Verfechter der irgendein Kinderbild was schwarz gemalt war gesagt hat: »Oh dieses Kind wurde missbraucht.« (...) im Gegenteil also für mich ist das Wichtigste die Sprache und, ich glaube dass ich es mit Jugendlichen ganz gut kann.« (Interview 8, S. 3/4)

Diese Kommissarin hebt den **Zeitaspekt** des Sich Spezialisierens hervor. »Nach zwei Jahren ist man erst so einigermaßen fit«. Den Grund dafür sieht sie darin, dass alle »Autodidakten« sind für ihr »Fachidiot-Sein«. Die Kompetenzen, für die sie selbst Autodidaktin und Spezialistin ist, sind »psychologische (...) oder irgendwas«. Der zweite wichtige Aspekt für ihre Spezialisierung ist ihre **Begabung** für die Zielgruppe »Jugendliche weil ich denk ich kann ganz gut mit Jugendlichen umgehen.« Diese elaborierte Begabung steht in Abgrenzung gegen das, was ihr zuviel ist: »Das ist mir zuviel Hineininterpretiererei in ganz kleine Kinder.« Für sie »ist das Wichtigste die Sprache«.

Die **Spezialisierung strukturiert** das Team in einer Weise vor, sodass voraussetzend klar ist, wer was tun kann, welchen Platz wer in den Ermittlungen einnimmt. Diese grundlegenden Routinen müssen dann allerdings mit den jeweiligen Anforderungen eines neuen Falles abgestimmt werden.

### 6.2.2 Annähern

Das Annähern ist der Teil der Jagd, der oft langwierig ist und Fingerspitzengefühl erfordert. Vieles ist noch vage, Erfolg versprechende Spuren müssen von nutzlosen unterschieden werden; und die KommissarInnen müssen Geduld haben und weitermachen, selbst wenn Hinweise und Spuren immer wieder im Sande verlaufen.

### 6.2.2.1 Dranbleiben

Solange ein(e) TäterIn unbekannt war, wurde im LKA XY weiter ermittelt. Dies konnte Tage dauern oder viele Jahre.

»C: Und von der Arbeitssituation ist es so, dass man sagen kann, man kann sich hier einen Fall, wenn der Täter eben längere Zeit unbekannt bleibt, dann kann man sich intensiv um diese Arbeit kümmern. (...) unbekannte Fälle hören nie auf, die werden zwar beiseite gestellt, aber nicht sehr weit, sodass man immer wieder danach greift, (I: mh) und immer wieder überlegt, wie komm ich an den ran? (I: Mhm). Und dann können Fälle eben nach fünf Jahren auf-, wenn man einen Hinweis bekommt, wie es denn in einem Fall der Fall war, da meldet sich dann jemand und sagt: ›Gibt es noch die 10.000 DM (...) die als Belohnung ausgesetzt sind, ja, na gut, wenn ich die kriege, dann erzähl ich ihnen etwas.« (...) Das führt dann dazu, dass man der Täter habhaft wird, und in der Wohnung der Täter, fünf Jahre nach der Tat, noch die Stereoanlage aus dem Besitz des Opfers spielt gerade. Und dann ist man natürlich aus dem Schneider, ist ein Sachbeweis (...) und dann kommt auch irgendwie das Geständnis und dann ist wie gesagt nach fünf Jahren beendet oder nach zehn (...), kommt auch vor (...) unser ältester Fall ist aus 1931. (...) Das war natürlich, eine ausgesprochen interessante Arbeit, weil man da in den Archiven, in den Geschichtsarchiven gearbeitet hat und (...) man hat also Leben kennen gelernt noch und nöcher. (I: Mhm) Aus der damaligen Zeit. (...) Das war also auch hochinteressant. (...) Der wurde beschuldigt, und ist deswegen auch mit sechs Jahren Haft verurteilt worden, 1931 zusammen mit einem anderen, zwei Polizeihauptleute, am XX-Platz, erschossen zu haben. (I: Ah ja) Im Auftrag der Partei.« (Interview 3, S. 8f)

Ungelöste »Fälle hören nie auf«. Praktisch liegen sie immer in Reichweite. Und wenn keine aktuellen Ermittlungen anstehen, werden sie weiterbearbeitet. Das **Dranbleiben** ist in einem Fall sogar noch nach ungefähr 70 Jahren erfolgreich gewesen: »unser ältester Fall ist aus 1931«. Dies hieß zwar 70 Jahre »warten« auf den Moment des Beweises, doch war das auch »eine ausgesprochen interessante Arbeit, weil man da (...) in den Geschichtsarchiven gearbeitet hat«. In diesen Geschichtsarchiven hat C viel Neues kennen gelernt: »Leben kennen gelernt noch und nöcher.« Leben, das fremde damalige, ist »hochinteressant«.

Im ersten Beispiel, von dem C erzählt, unterstützte die ausgesetzte Belohnung auch noch nach Jahren einen Informanten darin, sich zu melden. Zusätzlich half den KommissarInnen die Sorglosigkeit des Täters, ihn zu überführen. Er fühlte sich fünf Jahre nach seiner Tat offenbar so sicher, dass »noch die Stereoanlage aus dem Besitz des Opfers spielt gerade.« Dieser »Sachbeweis« beendete die fünfjährige **Annäherung** und »dann ist man

natürlich aus dem Schneider.« Denn wäre der Täter nicht so sorglos gewesen, hätte weiterermittelt werden müssen, um Beweise zu finden, die ihn hätten überführen können.

Erfolglosigkeit und Rückschläge, derentwegen Ermittlungen lange dauern können, sind nicht leicht zu ertragen. Man darf sich nicht entmutigen lassen. Was das Dranbleiben unterstützt, sagt ein Kommissar im folgenden Interviewtext.

»(...) es werden immer alte Fälle wieder aufgegriffen, immer wieder ran und (...) die Kommissariate, ist überhaupt so, wenn ein Ding nicht aufgeht, da knabbern die dran (...). Das ist nicht so, wenn man vielleicht den Eindruck hat es wird jetzt, es wird nicht weggesteckt (...), die sind immer wieder dran, (...) und wenn sie das nicht haben, (...) wenn sich hier sage ich mal dieses (...) Jagdfieber legt und dafür eine Gleichgültigkeit eintritt, ja dann sind sie völlig falsch (I: mh). Das können wir uns gar nicht den Angehörigen der Opfern (...) erlauben, ich will jetzt mal gar nicht den, wie es immer so schön heißt, den Strafanspruch des Staates und so, das können sie den Opfern ja nicht. (...) Schon aus deren Sicht müssen sie da penetrant dranbleiben, um einen zu kriegen, (...) und natürlich kommt das durch, aber auf der anderen Seite, das sind alle wirklich Profis, hier wird professionell gearbeitet, es ist also nie so, was man manchmal auch so in Filmen sieht, dass die überziehen und jetzt da rein und rambomäßig, nein, das ist nicht, dafür sind sie zu professionell hier (...), das haben sie ja auch gesehen.« (Interview 5, S. 14)

Unterstützt wird die Ausdauer von mehreren Faktoren. Zum einen sind die PolizistInnen »den Angehörigen der Opfer« **verpflichtet**: »Schon aus deren Sicht müssen sie da penetrant dranbleiben, um einen zu kriegen.« Zum anderen unterstützt das **Handlungsmuster**, »immer wieder dran« zu sein, die einzelnen PolizistInnen. Auch das Jagdfieber unterstützt das Dranbleiben. Doch muss es mit Professionalität gepaart sein, damit es »also nie so« ist, »dass die überziehen und jetzt da rein und rambomäßig, nein das ist nicht«. Diese **Grenze zur überzogenen Gewalt** zu wahren, ist so wichtig, dass mein Interviewpartner meine Zeugenschaft fordert: »das haben sie ja auch gesehen.«

### 6.2.2.2 Türen öffnen

Jeder neue Fall muss praktisch durch die kriminalistische Arbeit **geöffnet** werden. Als »richtig rein kriminalistische Arbeit« in diesem Sinne beschreibt die Kommissarin H die Arbeit in der Mordkommission.

»(...) dass dort so richtig rein kriminalistische Arbeit gemacht wird. So, ja wie aus dem Lehrbuch, sag ich mal so. Das fand ich immer, recht interessant oder das war es ja auch. (...) und dass wenn man eine Leiche fand und nicht unbedingt wusste wer hat wen da gerade umgebracht, dass so mit jeder Vernehmung, mit jedem Ermittlungstag man mehr über denjenigen wusste der nun mal leider tot ist, aber wo sich irgendwie so ein (...) wie soll ich sagen, ein Puzzle aufgebaut hat und so nach zwei, drei Tagen dachte ich: ›Oh na den kennst du doch fast so gut wie dich selbst.« (...) Das fand ich auch immer sehr spannend deshalb hab ich diese Angehörigen-Vernehmungen auch gerne gemacht, weil ja doch dieses Rauskriegen wie hat denn der wie wo gelebt und welche Marotten hatte er, was hatte er denn so für einen Tagesablauf.« (Interview 8, S. 13)

H beschreibt die Jagd als »Puzzle«: »dass so mit jeder Vernehmung mit jedem Ermittlungstag man mehr über denjenigen wusste«. Um so ein Puzzle zusammensetzen, musste sie die einzelnen Teile kennen lernen. » (...) so nach zwei, drei Tagen dachte ich: ›Oh na den kennst du doch fast so gut wie dich selbst.« Herauszufinden, wer das Opfer ist, wie er oder sie lebt, wen er kennt usw., weist oft den Pfad zum Täter.

Dies ist nicht die einsame Arbeit genialer Kriminalisten, wie Kriminalfilme es oft genug suggerieren. Sondern das ganze Team arbeitet koordiniert am **Türen öffnen** zu den Erkenntnissen, die zum Täter führen.

»Im weiteren Verlauf der Besprechung erfahre ich mehr über den Stand der Ermittlungen: Inzwischen ist ein großes Gebiet um den Tatort herum nach der Handtasche des Opfers abgesucht worden. Flugblätter mit Hinweisen für die Bevölkerung wurden gedruckt, sowohl um neue Hinweise zu erhalten als auch, um zu beruhigen. Es gibt Hinweise auf den Täter, er soll ein (...) Rad fahren. Die drei jungen Kommissare machen den Vorschlag, dass in den fraglichen Stadtbezirken alle Radfahrer mit einem (...) Rad unter einem Vorwand überprüft werden sollen. Sie meinen, das seien ja nicht so viele, schon gar nicht mit dem beschriebenen (...) Lenker. Herr Z und Herr P sind dagegen: ›Wie wollt ihr das denn machen, das ist doch viel zu aufwendig.« Die drei arbeiten im Gespräch den Plan immer genauer aus, bis auch die beiden Leiter sich überzeugt zeigen und grünes Licht geben: ›Das ist eine gute Sache. Könnte was bringen.« (TB 2, S. 15)

In einer Phase, in der noch keine Ermittlungsrichtung feststeht, erlebe ich während meiner Teilnahme in einer Mordkommission, wie die erfahrenen Leiter die Ausarbeitung eines neuen Vorschlags dreier junger Kommissare mit Konfrontationen und Fragen unterstützen, sodass er praktikabel wird. Weil noch nicht klar ist, in welche Richtung weiterermittelt werden soll, ist jeder Vorschlag wertvoll, denn er kann theoretisch die richtige Tür öffnen. Deshalb wird auch dieser Vorschlag geprüft, ob er Bestand haben würde: »Könnte was bringen.«



Die Bevölkerung ganz allgemein einzubeziehen durch Information, kann zu Hinweisen führen, die in die entscheidende Richtung weisen.

»Es sind keine Eierdiebstähle, (...) sondern noch ist es so, das verwässert allerdings immer mehr, in der Bevölkerung, dass das Wort Mordkommission doch Türen öffnet, (...) und Türen öffnet bedeutet immer, dass man nicht umsonst arbeitet sondern dass die Arbeit von andern auch (...) gewürdigt und honoriert wird, indem die Leute bereitwillig mitarbeiten. (I: Ah ja). Denn die Polizei ist nur so gut wie die Bevölkerung, wir können nicht zaubern, wir kochen nur mit Wasser, (I: mh) und wenn man sagt, man kommt von (...) der normalen Dienststelle und hat da irgendwelche Fragen (I: mh), dann stört man nur (I: mh) und wenn man sagt: »Mordkommission«, dann weiß jeder, hier geht es um Leben und dann schließen sich viele auf und sagen dann was sie wissen. (I: mh ja). Also es ist hier etwas effektiver zu arbeiten (...) als in anderen Dienststellen.« (Interview 3, S. 9)

Die »Bevölkerung« scheint nicht immer »bereitwillig mitarbeiten« zu wollen. Nach Ansicht dieses Kommissars, die viele teilen, hängt das vom Standort des Deliktes in der **Deliktierarchie** ab. Wenn es »um Leben« geht, »schließen sich viele auf und sagen dann was sie wissen.« Das bedeutet nicht nur, wertvolle Hinweise zu bekommen, sondern auch eine Würdigung, »dass man nicht umsonst arbeitet«. Die **Anerkennung der Jagdkompetenz** durch die Bevölkerung ist am ehesten in der »Mordkommission« zu erwarten. Auch deshalb »ist es hier etwas effektiver zu arbeiten (...) als in anderen Dienststellen«.

Türen öffnen zu können, spielt noch in einer anderen Hinsicht eine Rolle. Die Vernehmung verlangt Erfahrung und Einfühlungsvermögen, vor allem wenn es sich um die Opfer von Gewalt handelt. Bei Sexualdelikten beispielsweise sind sie oft die einzigen ZeugInnen und dazu oft noch sehr jung.

»Das ist ja dann auch immer eine Frage, (...), der Koordinierung. Ich kann ja auch einen zweiten Termin noch mal machen (...) wenn sie meint, dass sie nicht mehr mag oder wie auch immer. (...) Und das ist das Beste dann, wenn dann eben kommt, jetzt habe ich echt alles gesagt (...) und jetzt geht's mir auch besser damit. (...) Ich frag die dann auch, (...) wenn es nicht von alleine kommt, sage ich dann auch: »Sag mal, und, war das jetzt so schlimm oder, (...) erzähl doch mal.« Und das lasse ich mir auch erzählen und dann nehme ich mir auch die Zeit, (...) und dann habe ich ein gutes Gefühl und das ist bei rübergekommen. (...) Genauso ist es. (...) Dass die dann nicht komplett heulend auch noch rausläuft, sondern es reicht, wenn sie zwischendurch weint (...) und sich den ganzen Scheiß da rausheult (...) und ähm, ich aber das Gefühl habe, jetzt hat es was gebracht, also das Gespräch an sich, weil es ihr besser geht damit, weil es raus ist, und natürlich, weil ich inhaltlich alles habe, (...) um den Ermittlungsvorgang (...) zu Ende machen zu können, (...) zu Ende führen zu können. Das ist, also vorrangig ist das erst mal (...) mein Ziel, (...) dass ich da alles zusammenkriege.« (Interview 9, S. 17/18)

Zwei Ziele hat diese Kommissarin in der Opfervernehmung. Zum einen soll die Aussprache bewirken, dass es dem Mädchen »besser geht damit«, und zum anderen braucht sie »vorrangig« die Aussage, »um den Ermittlungsvorgang (...) zu Ende führen zu können.« Wichtig ist ihr, »ein gutes Gefühl« zu haben. Daher nimmt sie sich Zeit, damit »die dann nicht komplett heulend auch noch raus läuft, sondern es reicht, wenn sie zwischendurch weint«. Das **Mitgefühl** der Kommissarin ist Teil ihrer Kompetenz, die Türen zum Opfer zu öffnen.

### 6.2.3 Zugreifen

Der Zugriff auf potenzielle Gewalttäter kann wegen deren Gewaltbereitschaft gefährlich sein. Zu den Kompetenzen des Zugreifens gehören daher Strategien, die Gewaltbereitschaft der Beschuldigten möglichst gering zu halten.

#### 6.2.3.1 Einwickeln

Eine viel erprobte und Erfolg versprechende Vorgehensweise ist das **Einwickeln** durch **täuschen**.

»Sie fahren raus und wissen, wir holen jetzt den Täter (...). Für Sie ist das der Täter, im rechtlichen Sinne ist das der Beschuldigte. (I: Mhm) Aber Sie wissen, der hat es gemacht, aufgrund bestimmter Umstände, die Sie ja ermittelt haben. So. Nun wollen Sie nicht gewaltlos vorgehen. Davon hat ja kein Mensch etwas. (...) Also versuchen Sie den einzuwickeln (I: ja) und sagen zum Beispiel: »Es sind noch ein paar Fragen, die müssten wir klären, muss aber aufgeschrieben werden, das ist bei Ihnen nicht möglich, Sie haben keine Schreibmaschine, machen wir am besten auf unserer Dienststelle.« (...) Und versuchen den dann völlig gewaltfrei mitzubekommen, (I: mh) aber Sie wissen, wenn der misstrauisch wird, oder ihm Bedenken kommen, worauf er sich da einlässt, dann kann der natürlich blitzschnell umschalten und hoch aggressiv werden. (...) Und da muss man sich dann aufeinander verlassen können.« (Interview 4, S. 2/3)

Die subjektive Voraussetzung für den Zugriff auf einen Menschen, ist für Kommissar D das Wissen darum, dass eben der »es gemacht« hat. Dieses Wissen haben er und seine KollegInnen vor dem Zugriff »ja ermittelt«. Für das Zugreifen ist es für D wichtig, dass

»das der Täter« für ihn ist. Die Regel, Gewalt zu vermeiden, hat er in sein Handeln bzw. das der Kommission integriert: Sie »wollen (...) nicht gewaltsam vorgehen.« Das bekräftigt und begründet er: »Davon hat ja kein Mensch etwas.«

Diese beiden Voraussetzungen: Zu wissen, das ist der Täter und auf Gewalt zu verzichten, führen zur Strategie des Einwickelns: »Also versuchen sie, den einzuwickeln«. Im Einwickeln werden Kenntnisse über den Beschuldigten und Beobachtungen vor Ort genutzt, um ihn über die wahren Beweggründe zu **täuschen** (siehe auch Kap. 5, S. 115ff). Weil er trotzdem »misstrauisch« und »hoch aggressiv« werden kann, greift in dem Fall zum Schutz und für den Erfolg des Zugreifens die grundlegende Kompetenz **Zusammenhalten**: »da muss man sich dann aufeinander verlassen können«.

Sich aufeinander verlassen zu können, bedeutet, dass beispielsweise bei einem Fluchtversuch weiterhin gewaltlos agiert werden kann.

»Es war, (...) ja genau, man ist angespannt und (...) man ist hoch konzentriert und (...) weil man an so viele Sachen denken muss, der kann aus dem (...) Hinterfenster rausspringen (...), und der hat ja genau das gemacht, er ist die Treppe hochgegangen und (...) hat so getan, als ob er irgend ein Mieter vom Haus wäre, und ähm wir haben (...), na ja, natürlich haben in dem Fall halt gemerkt (...), was der vorhatte und (...) haben ihn dann angesprochen (...) und haben dann versucht (...), eine mögliche Flucht so, ja dadurch zu verhindern, dass man ihn halt gelassen angesprochen hat (...), ihn nicht hat merken lassen, was überhaupt jetzt mit ihm passiert, also das hat eigentlich immer sehr gut geholfen, die Leute (...) denken dann gar nicht irgendwie so oftmals daran (...) abzuhaufen, das ist ganz selten. Und hab ich zum Glück noch nie erleben müssen, also das ist für mich auch so das Schlimmste, also was ich mir vorstellen kann, dass mir irgendein Gefangener abhaut oder irgendjemand, den ich vorläufig festgenommen habe, dass der mir wegläuft und ich den nicht kriege. Das wäre also das Schlimmste.« (Interview 1, S. 29)

Im Prozess des Zugreifens müssen die KommissarInnen »**hoch konzentriert**« sein und »an so viele Sachen **denken**«. Außerdem müssen sie Fluchtversuche **bemerken**. In dem Fall, dass der Beschuldigte zu fliehen versucht, wird **deeskaliert**: »(...) dass man ihn halt gelassen angesprochen hat«. Auch beim Versuch, die Flucht zu verhindern, wird versucht, ihn einzuwickeln. Das Ziel ist die vorläufige Festnahme. Dieses Ziel womöglich nicht zu erreichen, wäre für Kommissar A »also das Schlimmste.« Das hat er »zum Glück noch nie erleben müssen«.

### 6.2.3.2 Gewalt anwenden

Gewaltanwendung soll das letzte Mittel beim Zugreifen sein. Sie wird dann eingesetzt, wenn Flucht oder Angriff von Seiten des Beschuldigten den Erfolg des Zugriffs gefährden. Gewalt anzuwenden, erfordert verschiedene Kompetenzen. Die KommissarInnen müssen die Situation hinsichtlich der Gewaltmaßnahmen einschätzen, oft blitzschnell. Das geschieht auf der Basis bekannter Routinen. Diese Handlungsrouninen können dann gefährdet werden, wenn die PolizistInnen ihre Emotionen und Impulse nicht ausreichend kontrollieren können. Das kann im Extremfall zu Nichthandeln oder zu Überreaktionen führen. Aus diesem Grund gehören zu den Kompetenzen der körperlichen Gewaltanwendung auch solche der **Selbstkontrolle**.

»(...) wurden wir vom Bürger aufmerksam gemacht, dass da (...) jemand ist, der mit seinem Auto immer mit Blaulicht rumfährt, der hatte also irgendwie einen alten (...) sich besorgt und ist dann also immer, dann haben wir das überprüft und (...) hatten die Papiere von ihm verlangt und dann hat er die Papiere uns aus der Hand gerissen und wollte abhauen (...), ja und also die Flucht musste natürlich unterbunden werden und dann haben wir ihn versucht (...) festzuhalten und am Ort zu behalten und dann hat er angefangen zu schlagen und zu treten und umherzutreten und dann mussten wir natürlich die Handfesseln anlegen, und dabei hat der sehr erheblichen Widerstand geleistet, den wir also auch, ja, mit einfacher körperlicher Gewalt (...) auch überwinden mussten. I: Was heißt einfache körperliche Gewalt? A: Einfache kör..., ja also ohne Schlagstockeinsatz, ohne (...) Reizstoffsprüngerät, also, obwohl wir die Möglichkeiten also rechtlich gehabt hätten aber (...) in der Situation haben wir also wirklich nur versucht, ihm die Arme auf den Rücken zu drehen und ihn irgendwie zu fixieren und ihm die Handfesseln anzulegen und ins Auto zu bringen. Das war so (...) das einzige was wir machen konnten und (...) als das dann passiert war, als die Handfessel angelegt war, (...) war es auch vorbei.« (Interview 1, S. 28/29)

Der Kommissar nennt als Grund für die Anwendung »einfacher körperlicher Gewalt«, dass die Flucht »natürlich unterbunden« werden musste. Er betont, dass in diesem Fall die rechtlichen Möglichkeiten zur Gewaltanwendung nicht voll ausgenutzt wurden, dass sie »wirklich nur versucht« haben, die körperliche Gewalt so gering wie möglich zu halten. Er spricht damit die **Selbstkontrolle** an, die ein Übertreten der Handlungsgrenzen verhindern soll. »Das war so (...) das einzige was wir machen konnten« heißt: Die **kollegiale Selbstkontrolle** (vgl. auch Dollase 2000, S. 135) hat funktioniert. Zwischen dem Angriff des Täters und den polizeilichen Handlungsgrenzen haben sie das **einzig Richtige** gemacht. Denn was die KommissarInnen

hier kontrollieren mussten, waren zum einen ihre inneren Reaktionen auf jemand, der »angefangen zu schlagen und zu treten und umherzutreten« hatte und »der sehr erheblichen Widerstand« leistete. Zugleich aber mussten sie **robusten körperlichen Einsatz** zeigen, um ihn zu überwältigen und zu fixieren. Die Selbstkontrolle lässt sich als eine Kontrolle der **Dosierung ihrer eigenen Handgreiflichkeit** beschreiben. Dies zeigt sich vor allem im Verzicht auf die Demonstration ihrer ganzen Macht: »(...) ohne Schlagstockeinsatz, ohne (...) Reizstoffsprüngerät, also, obwohl wir die Möglichkeiten also rechtlich gehabt hätten«.

Wenn die PolizistInnen dagegen zwar die rechtlichen Möglichkeiten zum Einsatz körperlicher Gewalt haben, aber die Mittel zu ihrem eigenen Schutz vor Waffengewalt der Täter fehlen, brauchen sie »Mut« zur Festnahme. Dabei spielt die Teamdynamik für die Bewältigung der Angst eine wichtige Rolle.

» (...) da sind wir dann auch erst mal stehen geblieben, und dann als die Ampel grün geworden ist, haben wir uns praktisch vor das Fahrzeug gesetzt und haben alles, sind dann alle Kollegen auch rausgesprungen, (...) Waffe gezogen, (...) es war erstaunlich, wie viel (...) Polizei auf einmal da war. (...) Zwei Rettungswagen waren da, ein Notarzt. (...) Und dann war auch so eine interessante Situation. Erst mal sind alle stehen geblieben, (...) bis dann der, bis sich dann jemand den Mut gefasst hat zu sagen: »festnehmen«. (...) Na ja, und dann sind alle losgestürmt. Und zum Glück hat da keiner von denen von der Waffe Gebrauch gemacht. I: Ja. Wie haben Sie sich gefühlt in dem Moment? Sind Sie auch mit losgestürmt oder? J: Ja ja, (...) wie alle anderen, aufgeregt, nervös. (...) Na ja klar, irgendwas musste ja passieren. Ein extrem hoher Adrenalinausstoß. I: Ja, das glaube ich. J: Und es ist natürlich auch keiner (...), oder ich denk mal jeder hat gehofft, dass es nicht jetzt zu einer Schießerei kommt, ja, (...) weil man ja nicht sagen könnte dann, wie das Ganze ausgeht, denn (...) es hat fast keiner eine (...) Schussweste angehabt. Also das war schon sehr, I: riskant, nicht, J: ja. (...) I: Na, Gott sei Dank. J: Genau (...). Ja, das sind, also ich mein, (...) es ist einfach noch mal gut gegangen.« (Interview 10, S. 30)

Die anfänglichen Momente der **Mut- und Tatenlosigkeit** angesichts bewaffneter Gegner nennt Kommissar J »so eine interessante Situation«. Die **Teamgeistroutine** funktioniert jedoch, sobald »jemand den Mut gefasst hat zu sagen: »festnehmen««. Erst am Schluss dieser Geschichte erfahren wir, wie sehr die Hoffnung auf »Glück« und »dass es nicht jetzt zu einer Schießerei kommt« berechtigt war. Denn »es hat fast keiner eine (...) Schussweste angehabt.« Kein Wunder, dass das gemeinschaftliche Risiko, angeschossen oder gar erschossen zu werden oder selbst jemanden zu erschießen, einen »extrem hohen Adrenalinausstoß« bewirkte. Die Angst vor der Gewaltbereitschaft der Täter – im Bewusstsein,

eine mögliche Schießerei ohne schusssichere Weste durchstehen zu müssen – wurde mit dem Mut dessen, der den Anstoß gab und sagte: »festnehmen« sowie im **gemeinsamen erregenden Handeln** bewältigt.

Das **Zusammenhalten** schuf hier praktisch den ›Boden‹ für die Aktion im Angesicht der Gefahr. (Dies bestätigt auch Krasmann [1993]. Sie sieht im Zusammenhalt die Antwort auf »reale Bedrohungen« und »institutional aufgezoogene Leerstellen der Orientierung« [S. 176]. Das meint auch Behr [2000, S. 196] mit dem Begriff »Gefahrengemeinschaft«, der ein »kollektives Erfahrungswissen« über den Umgang mit gefährlichen Situationen zugrunde liege.)

Die einzelnen PolizistInnen handelten in der Geschichte von J trotz Angst und mangelhafter Ausrüstung, sobald sie durch die Ansage »festnehmen« von »jemand« an die **gemeinsame Aufgabe** erinnert wurden. Der Zusammenhalt im **Losstürmen** wurde getragen von der Vorstellung oder Wahrnehmung, »alle anderen« wären auch »aufgeregt, nervös« gewesen. Alle hätten dieselben Gefühle und dieselbe Hoffnung gehabt, dass es nicht zu einer »Schießerei« kommen würde, so glaubt er.

- Das Anwenden körperlicher Gewalt dient der **Überwindung von Widerstand**. Solche Situationen sind von **Gegenwehr, Angriff und/oder Flucht** gekennzeichnet. Sie können **Gesundheit und Leben** der PolizistInnen sowie deren **Erfolg gefährden**. **Handlungsdruck** und **Emotionen** können sowohl zu **Mut- und Tatenlosigkeit** als auch zu **Überreaktionen** führen.
- **Zusammenhalten, Selbstkontrolle** und **kollegiale Selbstkontrolle** unterstützen die KommissarInnen in den **Grenzfindungsprozessen** in Situationen möglicher körperlicher Gewalthandlungen.

»They are told when they are extremely excited, they have to act calm.« (Goldfarb, Aumiller 2001, S. 86) Der Umgang mit extremer Erregung und Ruhe vortäuschendes Handeln-Sollen ist ein **Grenzfindungsprozess** zwischen Emotionen und bürokratischer Handlungsweisung. Die informellen Handlungsrountinen – (jemand sagte »festnehmen«) – **vermitteln** zwischen diesen beiden so gegensätzlichen Dynamiken.

### 6.3 Jagdfieber

Die **Leidenschaft der Ermittlung** heißt in der Sprache des LKA XY **Jagdfieber**. Zum Jagdfieber gehören Leidenschaft-unterstützende Eigenschaften. Geradezu sinnbildlich ist die **Erregung**. **Betroffenheit** und **Anerkennung** fördern das Jagdfieber in gleichem Maße. In der Abbildung 15 zeige ich die Eigenschaften des Jagdfiebers, die ich nachfolgend ausführlich erörtere.

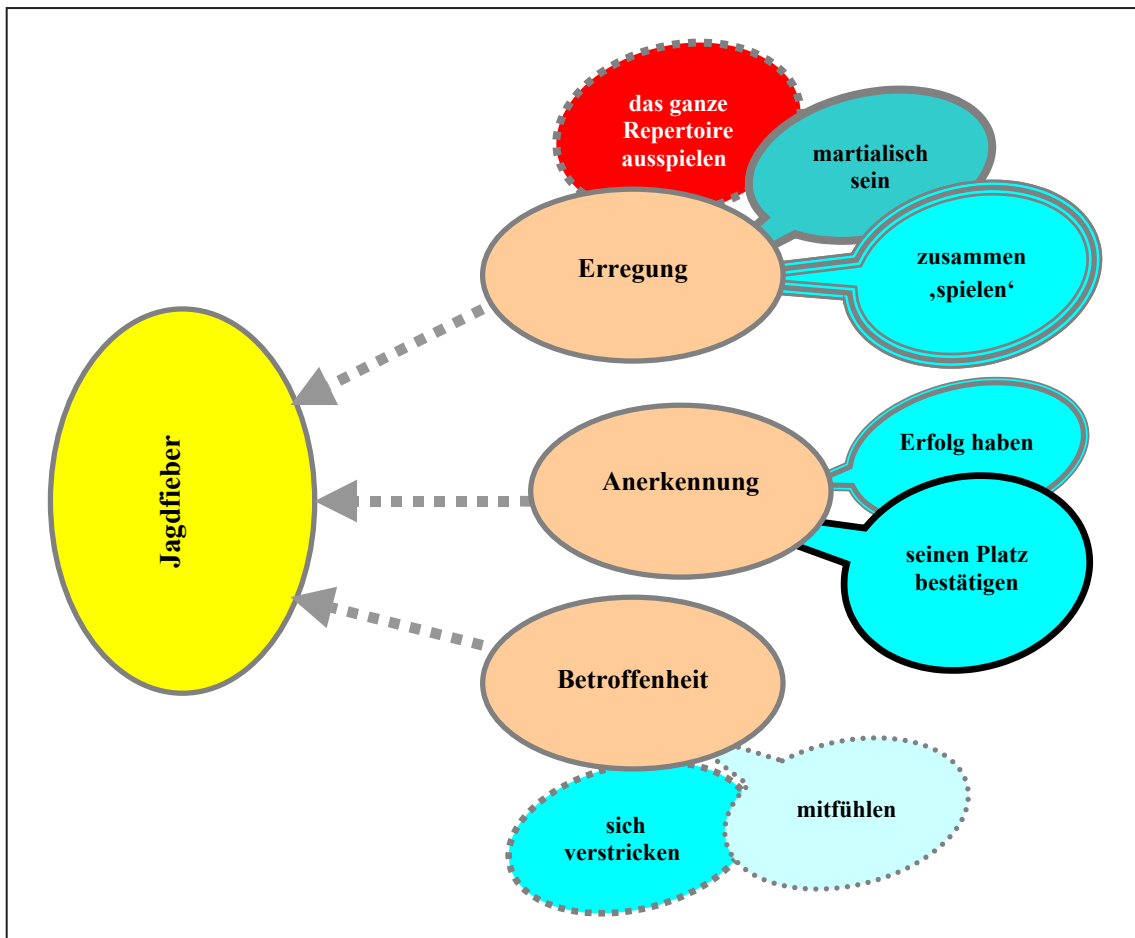


Abb. 15: Eigenschaften des Jagdfiebers

#### 6.3.1 Erregung

**Jagdfieber** ist die Kategorie, deren eine zentrale Eigenschaft die **Erregung** ist. Erregung mit den zu ihr gehörenden Handlungen stellt sich in den Daten durchaus positiv dar. Denn

die erregenden Handlungen haben auch eine **Schutzfunktion** und sind **Gemeinschaftserlebnisse**, die ich im Folgenden unter 6.3.1.2 und 6.3.1.3 genauer beschreibe.

Dagegen stehen – wie oben schon kurz beschrieben, die mit der Arbeit verbundenen, oft plötzlich heftigen Emotionen im Verdacht, die polizeiliche Ermittlungsarbeit zu stören. So schreiben Goldfarb & Aumiller (a. a. O., S. 85) zur Belastung der plötzlich hochschiebenden Erregung, dem »burst stress«:

»Officers have a different kind of stress in their jobs, called ›burst stress‹. Burst stress means there is not always a steady stressor, but at times, there is an immediate ›burst‹ from low stress to a high stress state. In other words, officers go from complete calm, to high activity and pressure in one ›burst‹. (...) It is difficult to defend against burst stress.« (ebenda, S. 85)

Der Umgang mit dem plötzlichen Wechsel zwischen Ruhe und heftiger Erregung bewerten Goldfarb & Aumiller als schwierig. Im lebensweltlichen Kontext verbinden sich die polizeispezifischen dynamischen Erregungswechsel mit weiteren so genannten Stressoren aus der Organisation der Arbeit: Die Autoren nennen hier allen voran den Schichtwechsel, der »upsets his physical and mental balance in life.« (a. a. O.)

Zu dieser Auffassung, plötzliche starke Emotionen würden die KommissarInnen grundsätzlich belasten bzw. sich mit anderen Belastungen negativ verbinden, stehen die **Handlungen der Erregung** im Widerspruch. Denn im Rahmen der unmittelbaren Täterverfolgung werden sie großenteils als **entlastend** erlebt. Die plötzliche hohe Erregung, wie ich sie selbst auch während der Ermittlungen in einem Mordfall erlebte (TB 2), ist ein **Trägerstoff für den Mut**, bisherige Grenzen neu auszuloten. Erregung hilft den PolizistInnen – auch unterstützt von den Handlungen des Dazugehörens –, sich gemeinsam einer neuen, vielleicht auch gefährlichen Situation zu stellen.

### 6.3.1.1 Das ganze Repertoire ausspielen

Die Erregung des Jagdfiebers wird meist beschrieben im Zusammenhang mit einer sich zuspitzenden Situation: Zum Beispiel wird ein mutmaßlicher Täter und sein Aufenthaltsort bekannt. In einem solchen Fall steht den Mordkommissionen das ganze polizeiliche Repertoire für den Zugriff zur Verfügung. Das sind Situationen, die nicht



jeden Tag vorkommen. Sie sind herausragende Erlebnisse. Im Gegensatz zu dem alltäglichen Mangel in der technischen Ausstattung<sup>33</sup> steht hier ziemlich alles zur Verfügung, was der Polizeiapparat zu bieten hat. Aufgrund der Bedeutung der Delikte können die Kommissariate »da von Hubschraubereinsätzen, von Tauchereinsätzen, von (...) großen Durchsuchungsaktionen, von der kriminalen Technik« (Interview 1, S. 19) alles einsetzen, was für den Erfolg nötig ist. Mit dieser Unterstützung des Polizeiapparates und im eingespielten Team die **Macht der Gewalt** von Schwerverbrechern brechen zu können, ist erregend.

Ein Beamter, der aufgrund einer Beförderung nicht mehr aktiv **mit rausfahren** konnte, beschreibt die erregende Jagd als etwas, das ihm jetzt fehlt.

»(...) wir hatten hier mal zwei Tötungsdelikte in Bearbeitung und haben dann auch eine (...) Gruppierung ermitteln können und (...) die hatten ihr Hauptquartier, wenn wir mal so wollen, außerhalb (...) auf einem Dorf (I: mh), und, (...) es hatte sich dann hier so mal, also ich will es ganz grob machen, abgezeichnet (...) dass sie sich dort aufhalten und (...) jetzt kommt dann auch so'n bisschen so das Jagdfieber so durch, dann hieß es also sind also schwer bewaffnet und (...) was machen wir, wir müssen da rein in dieses Objekt, aber (...) wir kommen eben nicht ran, wir werden vorher gesehen weil es auf dem freien Feld ist und so und, das ist einfach das was mir jetzt so fehlt dann, diese Einsatzbesprechung leiten mit dem SEK (...) mit Observationskräften mit Zugreifkräften (I: ja) wie kommen wir ran und wie können wir's machen und wie setzen wir die Technik ein, das heißt also (...) können wir uns abseilen vom Hubschrauber (...) werden wir auch gesehen, nein geht nicht, kommen wir anders ran, also (...) diese Planspiele (...) die wirklich, wo es wirklich um schwerwiegende Straftaten geht (I: mh), einfach da mitzuplanen, so eigene Ideen einzubringen und das ist auch so, was ich so mag. (Interview 5, S. 10)

Gewaltbereite Gegner (»sind also schwer bewaffnet«) und schwieriges, weil einsehbares Gelände sind eine erregende Herausforderung, die entsprechend der Gefährdung sorgfältiges Planen verlangt: »wie setzen wir die Technik ein«, »können wir uns abseilen vom Hubschrauber«? Das ist es, was er so mochte und was ihm jetzt so sehr fehlt: »diese Einsatzbesprechung leiten mit dem SEK (...) einfach so mitzuplanen, so eigene Ideen einzubringen«. Da »kommt dann auch so'n bisschen so das Jagdfieber so durch.«

---

33 Der Umgang mit dem Mangel wird in Kapitel 7 behandelt.

### 6.3.1.2 Martialisch sein

**Martialisch sein** oder die »Kriegermännlichkeit« (Behr 2000, S. 88ff) ausspielen ist nicht nur professionelles Handeln nach den Regeln der kriminalistischen »Kunst«, sondern auch **erregender Selbstschutz**.

»(...) das Martialische, das hört sich vielleicht eher so'n bisschen überzogen an aber, Sie müssen da eine Begeisterung für so'n bisschen entwickeln (I: mh), wenn Sie eben das SEK sehen so mit ihrer Ausrüstung, wie komm wir ran und (...) es sind ja hier keine Spiele, sondern das sind ja dann wirklich Tatsachen (I: mh) die man da hat, und dann war es also so gewesen, wir haben uns also dann geeinigt auf so ein gewisses Vorgehen und (...) dann Alarmierungspläne (...) erstellt, wenn die also da sind werden wir alarmiert und mich hat es dann also erwischt bei meinen Schwiegereltern (...) Telefon ging an, die sind da. Und jetzt also einfach die Leute alarmieren (...) da, und ich bin ganz ehrlich (...), viele werden da vielleicht sagen: »Blödsinn« oder »das ist ja Kinderkram«. Aber ich bin der Meinung, die meisten geben es einfach nicht zu, es macht mir trotzdem immer noch Spaß wirklich unter Hektik zu arbeiten. (...) Auch eben, das ist ganz klar, auch mal mit Blaulicht irgendwo hinzufahren wenn man Druck hat, es macht mir einfach Spaß, aber es ist natürlich sehr viel Ernst oder es ist natürlich sehr ernst, aber das war dann einfach so, dass ich mit rausfahre (...), das lass ich mir natürlich nicht nehmen hier die Kräfte zu sammeln mit dem SEK (I: mh) so eine kurze Einsatzbesprechung machen, wir müssen raus unter Druck, hast du an alles gedacht, wen musst du noch anrufen? (...) Rauszufahren und so weiter und da bin ich natürlich mit eingebunden (I: mh) und das macht mir auch Spaß, dann den Schulterabschluss wenn Sie so wollen mit den Kollegen (...) und das wird auch gut angenommen und das müssen Sie hier auch machen.« (Interview 5, S. 10/11)

Das »Martialische« setzt E ins Verhältnis zur Gefahrenlage: »es sind ja hier keine Spiele, sondern das sind ja dann wirklich Tatsachen«. Sein »Spaß« an der Jagd hängt unmittelbar mit »sehr viel Ernst« zusammen, mit der Herausforderung, die Macht brutaler Gewalttäter zu brechen. Diese Herausforderung birgt auch Gefahr für die KollegInnen. Das meint »sehr viel Ernst« ebenfalls. Das SEK steht nicht nur für den Kampf. Es symbolisiert auch Schutz für die Kommission. Das SEK wirkt martialisch »wenn Sie eben das SEK sehen so mit ihrer Ausrüstung« und kann in seinen Grenzen martialisch handeln, doch nur gegen den »Feind«. Haben die KollegInnen »den Schulterabschluss« – eben auch mit dem SEK, sind sie auf der sicheren Seite. Nicht nur die Aufgabenverteilung, sondern auch den Zusammenhalt sichert »so eine kurze Einsatzbesprechung«. E ist der Meinung, dass es den meisten Spaß macht (sie »geben es einfach nicht zu«), »unter Hektik zu arbeiten«, »auch mal mit Blaulicht irgendwo hinzufahren«. Im Schutz des Martialischen, des SEK.

### 6.3.1.3 Zusammen ›spielen‹

Das **Zusammenspiel** wird im Zusammenhang mit der Jagd oft genannt. Wenn die Dinge sich zuspitzen, wenn sich Druck aufbaut, müssen die Rollen verteilt sein, muss jede(r) wissen, was zu tun ist, spielerisch ›leicht‹ sozusagen. Das Zusammenspiel baut direkt auf den **grundlegenden Handlungen der Jagdkompetenzen** auf, dem **Zusammenhalten** und dem **Spezialisieren**.

»Gegen 9.30 Uhr kommt ein Anruf, bei dem sich Herr P aufrichtet. Aus seinen Fragen wird mir deutlich, dass da etwas Wichtiges passiert. Da er alles notiert, wiederholt er einiges, und ich bekomme die Inhalte ganz gut mit: Ein Mann zeigt seinen (...) an, der vor längerer Zeit aus einer Landesklinik entwichen ist. Er soll schon in (...) wegen Sexualdelikten und Raub eingewiesen haben. Als er das den Kollegen mitteilt, verändert sich die Atmosphäre: Die Stimmen werden lauter, ich spüre Erregung und Anspannung. Mehrere Personen beginnen zu ermitteln. Telefonate, Faxe, Akteneinsicht. Schnell wird klar, dass der Angezeigte zu dem bisher Ermittelten passt: die Ähnlichkeit, Alter, die Delikte in (...), die allerdings nicht in der Akte stehen, das (...) Fahrrad, sein derzeitiger Wohnort. Er soll festgenommen werden, wird nach kurzem Gespräch im Besprechungsraum beschlossen.« (TB 2, S.30)

Wie die Spieler eines Kartenspiels, so spielen alle ›ihre Karte‹ aus, als der entscheidende Anruf kommt. Die ›Atmosphäre‹ verändert sich, wird ›lauter‹, erregt und angespannt. Anders als beim Kartenspiel werden jedoch die ›Punktzahlen der Spieler‹ zusammengezählt zu einem **gemeinsamen** Ergebnis. Es braucht nur ein kurzes Gespräch für die Entscheidung.

Wenngleich ein Spiel dem Vergleich mit der Verfolgung eines brutalen Mörders nicht standhalten kann, so kann es das **Zusammenspiel** untereinander während der Verfolgung sehr wohl. Denn die **Macht des Zusammenspiels** soll die **Macht des Täters**, zu entkommen und weiter zu morden, zu vergewaltigen usw. brechen. Die Macht der Bündelung kollegialer Kräfte im Zusammenspiel wirkt erregend.

»I: Ja. Was war das denn, was Sie so gemocht haben an der Arbeit? E: (...) mehrere Sachen, zum einen ja wenn Sie so wollen natürlich auch Action so in Führungszeichen (I: mh), ich habe es einfach gerne so auch am Tatort so dieses Zusammenspiel der ganzen Beteiligten (...), es ist nie so, dass man das ja, glaube ich sagen zu können, das habe ich auch nie gemacht, das irgendwie so hervorzuheben, aber es macht mir einfach Spaß, mit der Mannschaft gerade in Stresssituationen zusammenzuarbeiten (...), das hat sich auch gezeigt wenn wir hier (...) Geiselnahmen hatten oder Entführungen, dann war ja der Leiter der Mordkommission, der

war ja praktisch Führer dieser gesamten Ermittlungseinheit (I: ja) und das war natürlich äußerst reizvoll (...), ich arbeite gerne so unter Stress.« (Interview 5, S. 3)

»Action« und »Stress« gehören für E zum »Zusammenspiel der ganzen Beteiligten« dazu. Es macht ihm »einfach Spaß, mit der Mannschaft gerade in Stresssituationen zusammenzuarbeiten«. Als »Leiter der Mordkommission« führt er die »gesamte Ermittlungseinheit«. Das »war natürlich äußerst reizvoll« und stressig.

E beschreibt das Zusammenspiel als etwas **Selbstverständliches**. Die Möglichkeit, die Ermittlung könnte sich auch anders entwickeln als zu einem »Zusammenspiel« der »Mannschaft«, das »Spaß« macht, scheint es nicht zu geben. Der »Leiter der Mordkommission« ist darauf angewiesen, dass alle ›zusammen spielen‹, dass alles ›wie am Schnürchen‹ klappt. Der **Zusammenhalt** der »Mannschaft« garantiert, dass alle in den Situationen der Action und des Stresses zusammen mitspielen. Deshalb kann er das voraussetzen.

Solch aufregendes Gemeinschaftserleben macht einfach Spaß. Das spiegelt auch die Stimmung vor dem **Jagderfolg** wider. Sie ist locker. Und es wird **gewitzelt**.

»Während des Gesprächs kommt der Inspektionsleiter und dann auch der Referatsleiter dazu. Die Stimmung wird während des Gesprächs etwas lockerer. Der Inspektionsleiter witzelt, als er geht: ›Ich habe um 11.30 Uhr einen Termin, den ich wahrnehmen möchte. Ich bitte, mit der Festnahme zu warten, bis ich wieder da bin.‹ – Gelächter.« (TB 2, S. 30)

Der Witz des Inspektionsleiters betont eine Wahrheit, die auch Spaß macht: Eine Festnahme nämlich geht immer vor, da mag der Inspektionsleiter noch so wichtige Termine haben. In einer solchen Situation wird die Hierarchie (vermeintlich) schon mal auf den Kopf gestellt. Allerdings nicht wirklich. Denn der Inspektionsleiter stimmt mit seinem Witz dem Vorrang der Festnahme zu und gibt den Stab an die Kommission. Ein Witz – quasi als Dienstanweisung. Das lockert die Stimmung noch mehr.

### 6.3.2 Anerkennung

Der Witz des Inspektionsleiters aus dem vorigen Abschnitt signalisiert auch Anerkennung: »Ich bitte, mit der Festnahme zu warten, bis ich wieder da bin.« In der Umkehrung könnte

die Botschaft heißen: ›Ich bin ja wohl überflüssig bei der Festnahme.‹ Oder: ›Großartig, wie ihr das Problem gelöst habt, den Rest schafft ihr auch.‹ Anerkennung ist ein wichtiger Motor des Jagdfiebers. Es ist gleichbedeutend mit **Erfolg haben** und **seinen Platz bestätigen**. Insofern ist Anerkennung nicht nur Bestätigung für die KommissarInnen, sondern es stärkt die Kommission in ihrem **Zusammenhalten**.

### 6.3.2.1 Erfolg haben

**Erfolg** wiegt die Gefahren der Jagd und die Konfrontation mit den oft unfassbaren Gewalttaten und das **Mitleiden** angesichts der Opfer zum großen Teil auf – zumindest dann, wenn der Täter gefasst und seinem Gewalthandeln ein Ende gesetzt werden kann. Vor allem aber dann, wenn Opfer gerettet werden können. Erfolg ist in der Bewertung der KommissarInnen gebunden an das **Verhindern von** (weiteren) **Gewalttaten**.

»G: Und, aber auf der anderen Seite, es macht auch Spaß. I: Hm. Was macht Ihnen Spaß daran? G: Ja, mir macht es Spaß draußen die, ja, zum einen die Action, (...) zum andern auch das (...) ja im Erfolgsfall auch die (...) Gefühle und Gesichter der (...) Eltern halt zu erleben, (...) wenn man also wirklich dann helfen konnte. (...) Das zahlt dann auch wieder viel zurück von dem, was man halt investiert hat da. I: (...) das glaube ich Ihnen. G: Na ja und wie gesagt das ist das, (...) was halt Spaß macht. Man hat die Möglichkeiten, man tut und, jetzt grade auch als (...), dass Sie da halt draußen sind und, (...) nicht nur irgendwo irgendwelchen Papierkram bewältigen. (...) Das ist ganz was anderes.« (Interview 7, S. 14)

Spaß, »Action« ist eine Seite des Jagdfiebers. Eine andere ist das **Helfen-Können**. Praktisch zu erleben, wie er »helfen konnte«, bedeutet für Kommissar G soviel wie eine Rückzahlung »von dem, was man halt investiert hat da.« Für ihn ist die ›Währung‹ das Erleben der »Gefühle und Gesichter der (...) Eltern«. Dieses **Erleben »draußen«**, macht den Erfolg spürbar, ganz anders als »irgendwo irgendwelchen Papierkram bewältigen«. Das ist es, »was halt Spaß macht.« Die Anerkennung ist **erlebbar**, ganz praktisch im Erfolgsfall.

### 6.3.2.2 Seinen Platz bestätigen

Anerkennung resultiert auch aus einem Ranking der Delikte, wonach »der Mord selber (...) das wichtigste Delikt« ist. Dieses Ranking der Delikte schließt nicht nur den Stellenwert

der KommissarInnen mit ein, die entsprechende Fälle bearbeiten, sondern beinhaltet auch das Privileg, »wirklich das gesamte Repertoire« der Polizei nutzen zu können. Solche Aktionen bestätigen in besonderem Maße **praktisch erlebbar** den Platz in der **Anerkennungshierarchie**. Man/frau kann direkt erleben, wie »hoch angesiedelt« er oder sie ist. Die Anerkennung wird erlebbar durch die partielle **Verfügungsmacht** über die Technik und das Knowhow der Polizei, was »einem nicht geboten« wird, »wenn man« niedrig angesiedelte Delikte, wie »Fahrraddiebstähle oder (...) Wohnungseinbrüche, macht.«

»Der Tod oder der Mord selber (...) ist das wichtigste Delikt, was wir haben, aber (...) nur aufgrund dessen ist es so hoch angesiedelt und aufgrund dessen kann ich also wirklich das gesamte Repertoire (...) unserer Maßnahmen halt auch ausspielen, also (...) von Hub-schraubereinsätzen, von Tauchereinsätzen, von ähm großen Durchsuchungsaktionen, von der kriminalen Technik also unsere (...) und (...) von der Spurensuche, also das ist so das, was wir alles machen und auch alles machen können und auch alles machen müssen, und (...) das wird einem nicht geboten, wenn man jetzt irgendwo (...) Fahrraddiebstähle oder (...) Wohnungseinbrüche macht. Das kann einem also (...) wirklich nur hier bei dieser Dienststelle, wo also das höchste Delikt, was wir also eigentlich haben und was auch in der Gesellschaft eigentlich als verwerflichst angesehen wird, also auch bearbeiten können. Das ist so das Wichtigste eigentlich.« (Interview 1, S. 19)

Das »höchste Delikt« ist das »was auch in der Gesellschaft eigentlich als verwerflichst angesehen wird«. So verbindet sich für Kommissar A die Anerkennung durch seinen Platz innerhalb der Deliktbearbeitungshierarchie mit der indirekten Anerkennung durch die »Gesellschaft«. Dieser **sein Platz** erfährt im Einsatz des »Repertoires« jeweils Bestätigung – also praktisch in jedem neuen Mordfall, den Kommissar A in seiner Kommission bearbeitet, wenn auch bei Weitem nicht jeder Mordfall das »gesamte Repertoire« erforderlich macht.

### 6.3.3 Betroffenheit

Das individuelle und oft leidvolle Erleben der Tatorte, der Opfer oder deren Angehörigen macht entlastende Handlungsangebote in der kriminalpolizeilichen Lebenswelt notwendig. Im Jagdfieber verbinden sich **Erregung** und **Anerkennung** mit **Betroffenheit**. So wie in der Erregung Spaß und Action in den Vordergrund treten und in der Anerken-

nung Erfolg und Status, ist es in der Betroffenheit das **Mitfühlen**. Letzteres kann die KommissarInnen in Schwierigkeiten führen: Sie können Fehler machen, wenn sie sich in ihren Handlungen von ihrem Mitgefühl leiten lassen und den Kontext der Arbeit aus den Augen verlieren.

### 6.3.3.1 Mitfühlen

Eine Möglichkeit im LKA XY, mit Mitgefühl umzugehen, ist die, es mit anderen zu teilen und in **gemeinschaftliches Handeln** zu verwandeln.

»Ja, der war so fertig und man hat dann gesehen, wie er gequält wurde, also das war ganz übel gewesen und nachdem wir dann, also (...) der Täter war drauf und (...) mit Kollegen haben ausgewertet, und Montagabend hatten wir dann soweit den Täter namhaft gemacht und wussten, gut da wussten wir also, das ist ein (...). Dienstag noch ein Bild rangeholt, haben wir abgeglichen, ja ist er hundertprozentig, bloß zu dem Zeitpunkt wussten wir nicht, wer ist das Kind (I: mh), wo ist der Film hergestellt worden (I: mh). Nach Art der Aufnahmen mussten wir damit rechnen, dass der Junge vielleicht gar nicht mehr lebt (...) und wir sind dann rausgefahren am Dienstag, um den festzunehmen, wichtig war zunächst, dass wir die Person haben wollten. Die Wohnung, die spielt ja erst mal keine Rolle, den haben wir nicht bekommen, also der war weg gewesen und dann bin ich am Dienstagnachmittag rübergefahren zur Staatsanwaltschaft. Ist auch immer so bemerkenswert, (...) hatte nur kurz erzählt da, Videokassette hatte ich dagelassen, war kaum auf der Dienststelle, da ruft mich die zuständige Staatsanwältin an, (...) Herr B, was meinen Sie, was wir jetzt gerade machen, ja ich höre es an ihrer Stimme, sage ich, (...) sie gucken sich gerade den Videofilm an. (...) Ja, oh da hat sie: »Dieses (...) Schwein und was hat der mit dem Kind gemacht, wir stehen hier (...), wir haben Tränen in den Augen, ja (I: mh). Machen Sie sofort fertig, (...) ich komme morgen mit Durchsuchungsbeschluss, mit Haftbefehl und so weiter.« (...) Aber kannte ja nun den Film und wie gesagt, um es kurz zu machen, wir haben Donnerstag (...) den Täter konnten wir festnehmen in seiner Wohnung.« (Interview 2, S. 5/6)

In diesem Fall des sexuellen Missbrauchs an einem Kind hat die Betroffenheit, die sich in Abscheu (»das war ganz übel gewesen«) und in »Tränen« zeigte, die Ermittlungen und das Zusammenspiel mit der Staatsanwaltschaft beschleunigt. Die Verständigung über das Betroffensein (»ja ich höre es ihrer Stimme an«, »dieses Schwein«, »wir haben Tränen in den Augen«) führte unmittelbar ins Handeln: »Machen sie sofort fertig«.

Kommissar B, der mir diese tieftraurige und zugleich erfolgreiche Jagdgeschichte erzählte, hat sich für die Wahl seines Arbeitsgegenstandes und seiner Kommission von seinem Mitgefühl (»da war für mich klar, das ist mein Ding«) leiten lassen. Dafür hat er

sogar »zweimal« auf die von vielen begehrte Möglichkeit, zur Mordkommission zu kommen, verzichtet, wie er im folgenden Interviewauszug erzählt.

»(...) hab da erst mal gesehen, was da alles abläuft, zu welchen Zwecken Kindern missbraucht werden, da war für mich klar, das ist mein Ding (...) ich bin dann zweimal angefordert worden hier zur Mordkommission, hier von unserer hohen Führung und da hab ich gesagt, nein, möchte ich nicht, ich bleibe bei den Kindern. I: Mh. Was (...) Sie sagen ja: »Das (...) war mein oder das ist mein Ding«, (...) was meinen Sie damit? B: Dass die kleinen Unschuldigen dass die so missbraucht werden (I: ja), nur weil so ein Täter da (...) seinen Trieb befriedigen will, zu diesem Zwecke (...), dass man (...) was läuft denn hier ab. I: Mh. Sie wollen denen helfen, ich verstehe. B: Ja, natürlich ja (...), denn so lange wie ein Täter eingesperrt ist, so lange, das ist meine Auffassung, so lange kann er kein Kind missbrauchen, so lange sind die Kinder geschützt. (...) Mit Bewährungsstrafe und so weiter, also dass sie dann weitermachen können (...) das ist so unsere Erfahrung, I: ja mh, kann ich gut verstehen. B: Wenn die schon (...) wie gesagt, so lange die halt eingesperrt sind, sind unsere Kinder geschützt. (...) Einfach, ist eine ganz einfache Logik.« (Interview 2, S. 32)

Kommissar B will mithelfen, die Täter zu fassen, »denn so lange wie ein Täter eingesperrt ist, so lange, das ist meine Auffassung, so lange kann er kein Kind missbrauchen, so lange sind die Kinder geschützt.« Das ist, wie er sagt, »eine ganz einfache Logik.« An dieser Logik hält er fest, trotz seiner bitteren Erfahrung, dass die Täter eben oft dieser Logik undienlich leichte Strafen erhalten: »Mit Bewährungsstrafe und so weiter, also dass sie dann weitermachen können (...) das ist so unsere Erfahrung.«

Den Täter hinter Schloss und Riegel zu bringen, ist für Kommissar B logisch, wenn er etwas für »die kleinen Unschuldigen« tun will. Doch ein Kind zu befreien aus der Gewalt eines Sexualstraftäters, »das war superschön«:

»B: (...) und da sind wir hingefahren als SEK und haben das Mädchen dann da befreit, sag ich mal so (I: mh), und die lag dann da, die (...) heißt sie, die lag dann in dem (...), den Fahrer haben wir dann überwältigt, und da lag sie da so und da stand ich so an der Schiebetür, na (...) komm, ich kann nicht, da hab ich sie auf den Arm genommen und habe sie nach Hause getragen (I: mh) und dann (...) erst mal dann zu unserem Dienstwagen und dann über Funk erstmal durchgegeben, alles in Ordnung und dann (...) das Kind wohlauf. I: Was war das für ein Gefühl? B: Das war schön, das war superschön, wie gesagt, diese Kleine war dann auch erleichtert (...) hab sie dann nach Haus getragen (I: mh). Ich fand das nur schön, dass alles wohl, dass alles glimpflich abgelaufen ist, keine Verletzungen und so weiter.« (Interview 2, S. 37)

Die Reihenfolge seines Handelns: »hab sie nach Hause getragen« »und dann (...) erst mal dann zu unserem Dienstwagen und dann über Funk erstmal durchgegeben«. Es war für ihn



selbstverständlich, die KollegInnen emotional zu entlasten: »alles in Ordnung und dann (...) das Kind wohlauf.«

### 6.3.3.2 Sich verstricken

So stark mit dem Leiden der Opfer mitzuschwingen und zugleich professionell die Ermittlungen zu führen, ist eine **Gratwanderung**. Wie er selbst einmal den »Abstand verloren« hat, beschreibt Kommissar G.

»G: (...) Abstand verloren, ich habe mich damals auf der, als ich in der Direktion war, mal zu tief in einen Fall, ja, hineinbegeben. (...) Habe dann noch, (...) hatte da, kannte also die Person, die betroffenen Personen, die Vermisste damals, und deren Familie auch (...) vom Sehen her, (...) und habe von daher den Abstand verloren, dass ich (...) nach dem Dienst praktisch noch privat dienstlich weiterermittelt habe. (...) Also da war dann schon mehr, (...) da hab ich dann wirklich den Abstand verloren. (...) Aber es ging Gott sei Dank alles gut und, (...) ja das war mir dann auch, hinterher hat mir dann mein Chef auch gesagt (...), solche Spiele machst du aber nicht noch mal.« (Interview 7, S. 18/19)

Er hat sich »zu tief in einen Fall, ja, hineinbegeben«. Dass ihm das passiert ist, war durch seine Bekanntschaft mit den »betroffenen Personen« »vom Sehen her« begünstigt. Er verstrickte sich emotional so sehr, dass er »nach dem Dienst praktisch noch privat dienstlich weiterermittelt« hat. Seine Wortfindung »privat dienstlich« besagt, worum es geht: Kommissar G ließ sich vom mitfühlenden Impuls zu privater Stunde in quasi-dienstlichem Handeln leiten. Er hat Glück gehabt und einen Vorgesetzten, der das Problematische seines **Verstrickungshandelns** als ›Spiel‹ bagatellierte und eine mögliche Wiederholung untersagte: »solche Spiele machst du aber nicht noch mal.« So hatte Kommissar G's Eigenmächtigkeit keine unmittelbaren Folgen. Im Interview fiel ihm diese Episode aber als warnendes Beispiel ein.

## 6.4 Jagdfrust

Ergebnislosigkeit, Verzögerungen, Mängel in der Ausstattung, eigene und fremde Fehler oder schlechte Organisation sorgen im kriminalistischen Polizeialltag immer wieder für

**Frustration.** Mancher Täter kommt davon und kann u. U. weitere Straftaten begehen. Die Opfer leiden weiter (bei Kindesmissbrauch z. B.). Dies oft genug, weil die Gerichtsurteile nach Auffassung der KommissarInnen im Allgemeinen zu wenig den Opferschutz im Blick haben. Werden Täter nicht ermittelt oder reichen die Beweise nicht aus oder ist das Urteil (zu) milde, so konfrontiert dies die PolizistInnen mit der **Begrenztheit ihrer Wirkmächtigkeit**. Das zu ertragen, ist für viele schwer. Verschiedene Handlungen – wie sich verstricken – weisen darauf hin.

Die folgende Abbildung 16 zeigt die Handlungen des **Jagdfrustes**. Nachfolgend stelle ich sie in ihren komplexen ›frusthaften‹ Bedingungen und Konsequenzen dar.

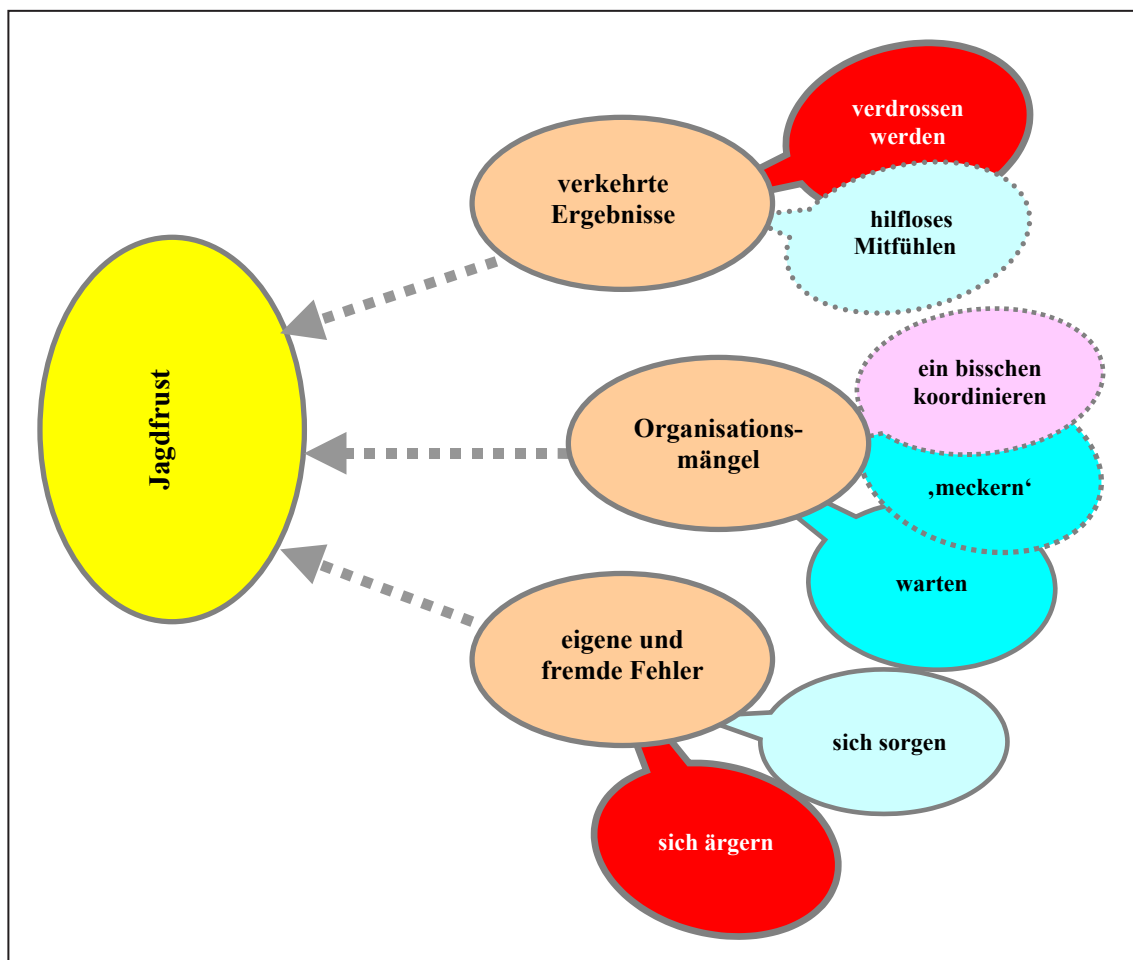


Abb. 16: Die Handlungen des Jagdfrustes

### 6.4.1 Verkehrte Ergebnisse

**Verkehrte Ergebnisse** der Ermittlungsbemühungen sind nicht dasselbe wie falsche oder verfehlte Ergebnisse. Sie sind Enttäuschungen der gewünschten Ergebnisse, sozusagen die in etwas anderes verkehrten Resultate: Z. B. ein Teilergebnis – der Täter ist ermittelt, aber die Beweise reichen nicht oder Zeugen machen keine Aussage. Oder das Strafmaß entspricht nicht den Vorstellungen der ermittelnden KommissarInnen. Verkehrtes Ergebnis bedeutet, dass die Erwartungen sich nicht erfüllen. Dies ist insofern bedeutsam, als die Ergebniserwartung unmittelbar verknüpft ist mit dem Leiden der Opfer und der mitleidenden PolizistInnen. Patin dieser Erwartungen ist eine erwartete **Gerechtigkeit**. Sie definiert sich durch lebensweltspezifische Strafmaßvorstellungen für die verschiedenen Delikte und ihre Schweregrade, eine **Hierarchie des Strafmaßes**, das mit den richterlichen Entscheidungen nicht immer übereinstimmt. Ihr Wissen um ihre Einflusslosigkeit auf diesen Teil der Strafverfolgung, drücken die KommissarInnen im **Wetten** aus.

»Gleich zeigt sie mir auch einen Zettel an ihrer Pinwand, auf dem die Namen aller MitarbeiterInnen des Kommissariats stehen, mit einer Zahl dahinter: Sie haben Wetten abgeschlossen, »wie viel« Q. kriegt, wenn er verurteilt wird: fünf bis 15 Jahre. R tippt auf acht Jahre. Auf jeden Fall bekomme er aber Sicherheitsverwahrung. Q. ist 50 Jahre alt. Ca. 25 Jahre hat er bereits eingessen wegen Kindesmissbrauchs. Seit seiner Entlassung vor mehr als fünf Jahren hat er zahlreiche Jungen missbraucht, 10-12jährige.« (TB 1, S. 16)

Diese als Spiel anmutende Wette stellt eine Annäherung zwischen Wunsch und Wirklichkeit dar. Entscheidend für Kommissarin R war, dass »er aber Sicherheitsverwahrung« bekommen würde, eine Art Sicherheitsnetz für mögliche zukünftige Opfer, das sie vor den projizierten Folgen eines gar zu milden Urteils bewahren kann. Die letzte Entlassung von »Leo« hat gezeigt, wohin Milde führen kann: Er hat »seit seiner Entlassung vor mehr als fünf Jahren (...) zahlreiche Jungen missbraucht«. Dass das nicht wieder passieren sollte, war die **Ergebniserwartung** dieser Kommission. Die Lücke zwischen ihr und einem vielleicht nicht zufrieden stellendem Urteilsspruch könnte die Sicherheitsverwahrung schließen. Eine solche **Lückenschließe** gibt es aber nicht immer.

#### 6.4.1.1 Verdrossen werden

Ein zu großer Gegensatz zwischen dem erwarteten und dem tatsächlichen Ergebnis ihrer Bemühungen, wie bei einem Freispruch oder einem Mangel an Beweisen, sodass es gar nicht erst zur Anklage kommt, **verdrießt** und **frustriert**. Denn Recht und/oder Rechtsprechung widersprechen dann dem durch die Ermittlungen gewonnenen **Wissen** der KommissarInnen.

»Und, irgendwann kam das Urteil. Der Täter wie gesagt hat es abgestritten, ist auch hier gewesen und hat bei mir abgestritten und hat auch beim Gericht abgestritten dass er das getan hätte. Und dann kam das Gerichtsverfahren, die Gutachterin hatte festgestellt, dass dieses Mädchen überhaupt nicht widerstandsunfähig war, weil Kinder mit Down-Syndrom haben sehr starken Willen eigentlich, das war auch gar nicht eigentlich die Frage. Und sie war schon Jugendliche, sie war nicht widerstandsunfähig und irgendwie. So das Nur-Anfassen zählt noch nicht mal mehr als Beleidigung auf sexueller Grundlage. Die ganze Sache ging aus wie das Hornberger Schießen und endete mit einem Freispruch. (...) Was mich jetzt so daran gestört hat, dass keiner der anderen Prozessbeteiligten sich mal an die Mutter gewandt hat geschweige denn an das Mädchen. Die waren extra aus (...) angereist weil die inzwischen nach (...) gezogen sind, sondern dass wieder ich dastand und mir die Frage habe gefallen lassen von der Pflegemutter: ›Wie, versteh ich jetzt nicht. Was war denn das eben?‹ Ich sage: ›Weiß ich nicht.‹ Und (...) das sind so Sachen wo ich dann eben sage: Prima und morgen gehst du halt wieder dahin und machst wieder viel Arbeit, vielleicht wieder mit diesem Ergebnis.« (Interview 8, S. 9)

Kommissarin H kritisiert das Bagatellisieren sexueller Berührung eines Mädchens mit Down-Syndrom: »das Nur-Anfassen zählt noch nicht mal mehr als Beleidigung auf sexueller Grundlage.« Auch die Einschätzung, das Mädchen hätte Widerstand leisten können, lässt sie **verdrießen**: »das war auch eigentlich gar nicht die Frage.« Was sie aber besonders »jetzt so daran gestört hat«, war, dass die Mutter und das Mädchen in persona vor Gericht keine Rolle spielten: »(...) dass keiner der anderen Prozessbeteiligten sich mal an die Mutter gewandt hat geschweige denn an das Mädchen.« Als verantwortlich wurde sie selbst dann von der Pflegemutter angesprochen (»mir die Frage habe gefallen lassen«).

Das kennt Kommissarin H offenbar schon. Sie sagt: »sondern dass wieder ich dastand«. Mit leicht sarkastischem Tonfall (»prima und morgen gehst du halt wieder dahin und machst wieder viel Arbeit«) projiziert sie, dass sich das in Zukunft wiederholen wird (»vielleicht wieder mit diesem Ergebnis«), eher nicht mit dem Ergebnis, auf das sie immer

wieder hinarbeiten wird. Denn es könnte wieder **verkehrt** werden in die Blickwinkel der anderen Prozessbeteiligten. Es sei denn, der Täter würde gestehen, was er im genannten Fall nicht tat.

Auch für Kommissar J passt sein Wissen nicht zum letztendlichen Ermittlungsergebnis: »nicht genügend Beweise«.

»denke ich mal, (...) wir liegen bei unseren Ermittlungen doch, sehr gut, also, dass wir zwar sagen, okay, das ist derjenige, der den Brand verursacht hat, (...) aber wir haben keine, nicht genügend Beweise, um die Sache dann so voranzutreiben, dass nachher gegen denjenigen Anklage erhoben werden kann. Das heißt, der ist zwar ermittelt, rein statistikmäßig, aber nicht verurteilt (...) oder es kommt nicht mal zu einer Anklage. (...) Das sind natürlich Sachen, die sind teilweise schon ein wenig frustrierend.« (Interview 10, S. 15)

Er erzählt in dieser Interviewsequenz nicht von einem Fall, sondern von einer allgemeinen Erfahrung. Er sagt, sie wüssten zwar, »das ist derjenige, der den Brand verursacht hat«, aber dass sie »nicht genügend Beweise« hätten, um »gegen denjenigen Anklage« zu erheben. Ermittlung für die Statistik (»ermittelt, rein statistikmäßig«). Kommissar J hält sich das Verdrossen-Werden vom ›Leib‹, indem er diese Erlebnisse zur **Sache** macht: »Das sind natürlich Sachen (...).« Doch das Wegstecken gelingt ihm nicht ganz. Denn die Frustration spürt er »teilweise schon ein wenig«. Andererseits sagt er, sie »liegen bei unseren Ermittlungen doch, sehr gut«.

#### 6.4.1.2 Hilflozes Mitfühlen

Wenn alle Bemühungen nicht zum gewünschten Erfolg führen, bleiben letztlich nur Hilflosigkeit und Mitfühlen übrig.

»(...) das war zum Beispiel eine, die wirklich so dagesessen hat, da war richtig so eine Mauer davor, wo ich dann so das Gefühl hatte, ich muss, ich muss der jetzt mal über die Wange streicheln oder sie in den Arm nehmen (...) oder wie auch immer, um mal, wo ich natürlich automatisch auch denke, das muss jetzt nicht sein, wer weiß, ob das jetzt auch richtig ist (...) und so weiter und so fort, aber ich habe durchaus gemerkt doch, dass ich da so'n Drang hatte, (...) dass ich wirklich so'n überschwappendes Gefühl hatte, (...) für die Kleine. (...) Und die war auch so zierlich und so klein und (...) und auch so ganz, so, ja, hilflos in ihrer Art halt auch, (...) die hat da überhaupt nicht den Mund aufgemacht (...). Zwar insofern mir bestätigt, da ist etwas, aber nicht was. (...) Und, die dann rausgehen lassen zu müssen

und genau zu wissen, wo sie dann hingeht und was dann abgeht, (...) das ist natürlich nicht gerade befriedigend (...).« (Interview 9, S. 26)

Was das Erleiden des Misserfolgs dieser Vernehmung so bedrückend machte, war der Beginn einer **Bindung an das Opfer**, die Kommissarin I im Prozess des **Einfühlens** einging. Sie war sich ihres inneren Widerstreits gewahr, dem zwischen ihren mitfühlenden Impulsen (»wo ich dann so das Gefühl, ich muss, ich muss der jetzt mal über die Wange streicheln oder sie in den Arm nehmen«) und dem kriminalistischen Auftrag (»wo ich natürlich auch denke, das muss jetzt nicht sein, wer weiß, ob das jetzt richtig ist.«). Dieser sich im Misserfolg nicht auflösende Zwiespalt bleibt notwendig ein innerlich **Trennendes**: zwischen **hilflosem Mitfühlen** (»Und, die dann rausgehen lassen zu müssen und genau zu wissen, wo sie dann hingeht und was dann abgeht«) und **Bewerten** (»das ist natürlich nicht gerade befriedigend«).

Mitgefühl begleitet den gesamten Ermittlungsprozess bei Delikten der (sexuellen) Gewalt gegen Kinder. Nicht nur das Ziel, dem Täter die Tat für eine Verurteilung hinreichend nachzuweisen, wird vom Mitfühlen mitbestimmt. Sondern auch das Bemühen um möglichst gering belastende Vernehmungen der Kinder bestimmt das Handeln der PolizistInnen.

»R erzählt mir von den Vernehmungen der Kinder. Sie ärgert sich vor allem darüber, dass er ohne Kondome ›gearbeitet‹ hat. Besondere Sorgen macht ihr, dass der Beschuldigte die Taten nicht anerkennt. Dann nämlich bräuchten die Kinder nicht vor Gericht auszusagen. Sie hatte sich mit der Anwältin von Q in Verbindung gesetzt. Die aber hatte bis dato geglaubt, dass er wegen Betrügereien angeklagt wäre. Sie versprach, ihn zum Schuldeingeständnis zu bewegen. Dies ist ihr aber nicht gelungen. R legt mir noch die dicke Akte ›Q‹ auf den Schreibtisch, die könnte ich lesen.« (TB 1, S. 16)

Kommissarin R hatte im Fall des Q verschiedene Sorgen um die betroffenen Kinder. Zum einen sorgte sie sich um die gesundheitliche Zukunft der Kinder (»ärgert sich vor allem darüber, dass er ohne Kondome ›gearbeitet‹ hat«), zum anderen bemühte sie sich um Entlastung der Kinder im Gerichtsverfahren. Der Pädophile Q war nicht geständig. Seine Anwältin ließ er offenbar im Unklaren über die Anklage, und sie hatte keinen Erfolg, »ihn zum Schuldeingeständnis zu bewegen.« R wollte mir **zeigen**, worum es ging und legte »mir noch die dicke Akte ›Q‹ auf den Schreibtisch«. Jetzt, während ich dies schreibe, erinnere ich keine Einzelheiten mehr aus dieser Akte, wohl aber mein eigenes Mitgefühl und die Wut.

»Die beiden erzählen dann von nächtlichen Krawallen, Hilfeschreien der Frau und des Kindes, mehrfachem Anrücken der Polizei und der Feuerwehr. Im Treppenhaus könnten wir noch das Blut sehen. Man könne das nicht mehr aushalten. Als wir gehen, sehen wir im Treppenhaus mehrere Blutflecke auf dem Boden und an der Wand neben der Treppe. Auf der Fahrt zurück zur Kripo frage ich die beiden, ob dies nun ein schwererer Fall für sie ist oder ein leichter. C sagt, eigentlich ein leichter. Für sie sei das aber einer der schlimmsten, weil sie immer denkt, dass das Kind damit leben muss. »Ist vielleicht unnormal, aber wenn sie tot sind, denke ich, das hat's überstanden.« (TB 1, S. 11)

Die Hilflosigkeit, nichts am Leiden gewaltbetroffener Kinder ändern zu können, gräbt sich in die Gedanken ein (»weil sie immer denkt, dass das Kind damit leben muss«) und verändert sie: »Ist vielleicht unnormal, aber wenn sie tot sind, denke ich, das hat's überstanden.« Und Kommissarin C muss nicht mit der Unerträglichkeit leben, dass das Kind damit leben muss. Ein solches sich wiederholendes Erleben führt C in eine resignative Stimmung.

»Bevor ich gehe, erzählt mir C, dass sie manchmal denke, dass sie gar nichts bewirken kann. Dass es besser wäre, sie hätte einen anderen Beruf gewählt, so einen wie ich.« (TB 1, S. 20)

Kommissarin C empfindet ihr berufliches Handeln zuweilen als so wirkungslos, dass sie ihre gesamte berufliche Identität in Frage stellt. Hoffnung auf Wirkmächtigkeit gäbe es nur in einem anderen Beruf, einem psychologischen, glaubt sie »manchmal«.

#### 6.4.2 Organisationsmängel

Das **Nutzen des ganzen Repertoires** hat auch seine Schattenseiten. Denn die Nutzung steht erst an zweiter Stelle, an erster aber die **Organisation des ganzen Repertoires**. Das bedeutet Abstimmung und Kommunikation mit anderen Kommissionen und Dienststellen. Das klappt nicht immer, vor allem dann nicht, wenn andere Dienststellen auch gerade das Repertoire oder Teile davon nutzen. Dann muss **ein bisschen koordiniert** werden. Oft aber bleibt nur **meckern und warten**.<sup>34</sup>

---

34 Der Umgang mit dem Mangel an technischen Geräten bzw. mangelhaften technischen Geräten ist etwas anderes. Dafür kommen Handlungen des Vermischens zum Einsatz, wie in Kap. 7 beschrieben.

### 6.4.2.2 Ein bisschen koordinieren

Zum Polizeigebäude gehört auch ein Fuhrpark, der von den PolizistInnen mit oder ohne Fahrer für Ermittlungsarbeiten im Stadtgebiet in Anspruch genommen werden kann.

»Hier ist es also so geregelt, dass jedes Kommissariat ein Auto hat, aber manchmal haben wir vier, fünf vermisste Kinder frühmorgens, und da reicht dann eben das eine Auto nicht aus, und dann müssen wir also sehen, dass wir das ein bisschen koordinieren. (...) Manchmal hat das Nachbarkommissariat dann kein vermisstes Kind, da können wir also dann das Auto von dort übernehmen oder umgekehrt, wir geben unser Auto ab, weil wir keine vermissten Kinder haben. (...) Oder wir müssen halt versuchen, hier im Hause ein Auto zu kriegen. Das ist also das große Problem, (I: hm) immer wieder, dass wir also Schwierigkeiten haben hier mit der Ausstattung als solche, (...) Fahrzeuge sind bei der Polizei Mangelware, (...)« (Interview 6, S. 2)

«Fahrzeuge sind bei der Polizei Mangelware.« Diesem Mangel können die KommissarInnen mit Verhandlung begegnen. Wie Kommissar F erzählt, gibt es eine eingeschliffene **Autoaustauschkultur**. »(...) ein bisschen koordinieren« nennt er das. Auf diese Weise, durch »ein bisschen koordinieren« eben, suchen sie den Mangel (»das große Problem (...) dass wir also Schwierigkeiten haben hier mit der Ausstattung als solche«), zu kompensieren.

Temporären Automangel zu kompensieren, bedeutet nicht nur, den praktikablen Ausweg des Tauschens zu begehen. Es bedeutet auch und vor allem, **mit dem Unwägbar** **umzugehen**, das Unwägbar »ein bisschen zu koordinieren«: »aber manchmal haben wir vier, fünf vermisste Kinder frühmorgens«. Die Nutzungsmöglichkeit der Autos ist immer abhängig von dem, was unvorhersehbar passiert.

Da seitens der Behörde **das Unwägbar** nicht kompensiert wird, z. B. durch einen größeren Fuhrpark, finden LKA XY-spezifische Handlungen ihre Ausprägung. Das heißt: **Verhandeln** mit dem Nachbarkommissariat oder mit anderen Dienststellen: Sie »müssen halt versuchen, hier im Hause ein Auto zu kriegen.« Je nachdem, welche Kommission gerade »keine vermissten Kinder« oder andere Fälle hat, kann Kommissar F deren Auto bekommen. »Ein bisschen koordinieren« ist keine Einbahnstraße. Sondern es heißt auch, dass seine Kommission ebenfalls ihr Auto abgibt, wenn sie es nicht braucht. Dieser Tauschhandel »ist also das große Problem.« Denn es bleibt genauso unwägbar wie die Ereignisse, die ihn nötig machen, ob er erfolgreich sein wird oder nicht.



### 6.4.2.3 ›Meckern‹

Die Kommunikation und Zusammenarbeit mit anderen Dienststellen verläuft nicht immer zufrieden stellend.

»Dann kommt Herr O und sagt: Kaffeetrinken mal eben zusammen. Es erzählen alle Beamten, wie weit sie mit ihren jeweiligen Aufgaben sind. Alle haben bestimmte Aufgaben, und das kurze Sprechen darüber, auch teilweise ›Meckern‹, z. B. des Tatortmannes über die Spurensicherung, die sich weigere, bestimmte Fingerabdrücke zu sichern u. ä., erzeugt spürbar ein Gefühl von Zusammenhalt.« (TB 2, S. 13)

Das Meckern über andere Beteiligte an den Ermittlungen entlastet das Team und stärkt es für die weitere ›Jagd‹ durch »ein Gefühl von Zusammenhalt«. Die häufigen Abgrenzungen gegenüber anderen Berufsgruppen oder Dienststellen durch ›Meckern‹ erzeugen eine Stärkung der Zugehörigkeit zum eigenen Kommissariat, oft während der Ermittlungsphasen, in denen noch keine klare Linie erkennbar ist. Aber auch nach einem Erfolg oder Misserfolg. Meckern ist insofern eine Handlung der Entlastung, als es das Zugehörigkeitsgefühl immer wieder aufs Neue erzeugt.

### 6.4.2.4 Warten

Die Knappheit des **ganzen Repertoires** bewirkt auch eine **Kränkung der Statusgewissheit**.

»Kommissar A telefoniert wegen eines Wagens, damit wir endlich los können. – ›Nicht mal das Notwendigste gibt es hier, wir sind schließlich die Mordkommission‹, brummt er missgelaunt, als er hört, dass er jetzt nur eine ›Selbstfahrer‹ kriegen kann. Er beschließt, noch zu warten.« (TB 2, S. 33)

Der Status »Mordkommission« beinhaltet für Kommissar A die Nutzung eines Wagens mit Fahrer. Dies ist Teil seines Selbstverständnisses als Mordkommissar (»wir sind schließlich die Mordkommission«). Mit dem Warten reagiert er auf die **Zumutung**, dieses Selbstverständnis **wegzutun**. Warten als Statussichernde Handlung korrespondiert mit Warten als Kompetenz des Dranbleibens.

### 6.4.3 Eigene und fremde Fehler

Fehler zu machen ist ein heikles Thema im Forschungsfeld. Nicht nur hat das mögliche negative Folgen für die Ermittlung und damit für die **Erfolgschancen des Teams** sowie u. U. auf Leben und Gesundheit der Opfer, sondern auch für **Bewertung** und Karriere.

#### 6.4.3.1 Sich sorgen

Dieser Wirkungskomplex des Fehler-Machens bedeutet, dass die PolizistInnen sich **sorgen**, ob sie immer das **Richtige** tun.

»Die Motivation, (...) den Fall aufzuklären. Diese Motivation ist wichtig, denn (...) ja aus dieser Motivation (...) entspringt natürlich auch eine gewisse (...) habe auch einen gewissen Ehrgeiz, den Fall aufzuklären und auch (...) alles richtig zu machen, (...) also, diesen Anspruch stelle ich mir auch selber immer wieder, immer wieder sage ich mir, dass ich (...) ja also dementsprechend auch alles richtig machen möchte und (...) weil das auch wichtig ist und (...), das ist halt so die Motivation, die ich habe (...)« (Interview 1, S. 9)

Kommissar A verbindet seinen **Ehrgeiz**, dass er »alles richtig machen« will, mit seiner **Motivation** zur Aufklärung. Für die Erfüllung seines Ehrgeizes **sorgt** er, indem er »diesen Anspruch (...) auch selber immer wieder« an sich stellt, sich »immer wieder« sagt, »dass ich (...) ja also dementsprechend auch alles richtig machen möchte«. Daraus, aus diesem inneren Druck, speist sich seine Motivation.

Kommissar B sorgt sich um zweierlei. Zum einen um die **Gleichbehandlung** zwischen Kammer und PolizistInnen, was die **Zumutungen** der Ermittlung angeht. Zum andern sorgt er sich um die **Verwahrung** des Täters.

»Da kam dann die Hauptverhandlung und da stellt sich der vorsitzende Richter hin (...) oder hatte ich gehört von der Staatsanwältin, hat entschieden, dass er, dass der Videofilm oder die Videofilme, sind ja mehrere gewesen, in der Hauptverhandlung nicht gezeigt werden, mit der Begründung als Richter, er kann es der Kammer nicht zumuten. (...) Uns wird es zugemutet und der Staatsanwaltschaft wird es zugemutet und der Richter stellt sich hin (...): ›Das können wir der Kammer nicht zumuten‹. Ja ich kann mir vorstellen, was er da für Hintergedanken hat, hätte ja sein können, dass eine Schöffin oder Schöffe vielleicht aufsteht und umfällt (...) und dann wäre die ganze Verhandlung erst mal geplatzt, nicht. (I: Ah ja) Und nach der mit der Begründung also, das Gericht kann sich schon vorstellen, was

in dem Videofilm abläuft, wenn man die Prints sieht, die Inhaltsbeschreibung der Filme, da haben wir gesagt, das kann man nicht, man muss die Aufnahmen sehen. (...) In Bild und Ton. Nicht irgendwelche Standfotos. Aber wie gesagt, er ist dann zu vier Jahren verurteilt worden und sofortige Einweisung in die geschlossene Psychiatrie. (...) Und da hat er also eine sehr schlechte Prognose. I: Ja, das glaub ich. B: Und die vier Jahre sind schon um. Der sitzt immer noch (...), die Ärzte da, die haben ihn also als ausgesprochen gefährlich eingestuft.« (Interview 2, S. 12)

Die Nachvollziehbarkeit der Taten durch möglichst erlebensnahe Dokumentation (»man muss die Aufnahmen sehen. (...) In Bild und Ton. Nicht irgendwelche Standfotos.«) hält Kommissar B für einen wichtigen Faktor in der Urteilsfindung. Selbst dann, wenn »eine Schöffin oder Schöffe vielleicht aufsteht und umfällt«. Zugleich reklamiert er auch die Gleichbehandlung von PolizistInnen, StaatsanwältInnen und Schöffen im **Aushalten-Müssen** des Unsäglichen: »Uns wird es zugemutet und der Staatsanwaltschaft wird es zugemutet und der Richter stellt sich hin (...): ›Das können wir der Kammer nicht zumuten.«

Die Sorge, der Täter könnte auf freien Fuß kommen, spricht B nur indirekt aus. Ob er wieder freikommt und wieder seine Opfer findet – eine immerwährende Furcht im LKA XY – ist ungewiss, denn seine Haftzeit ist schon um. Was bleibt, ist die »schlechte Prognose«, aufgrund derer er »immer noch« sitzt. Die Experten der Psychiatrie sind jetzt gefragt. Und die »haben ihn also als ausgesprochen gefährlich eingestuft.«

#### 6.4.3.2 Sich ärgern

Für Ärger gibt es immer wieder Anlass: Mal sind es andere Dienststellen oder Ämter, die nicht im Sinne der KommissarInnen handeln, mal ist es der eigene Fehler, der Ärger hervorruft, oder die mangelnde Kompetenz anderer Beteiligten oder das zu milde Gerichtsurteil.

»Gegen 10.15 Uhr kommen Kommissar K und Kommissar D zurück von der JVA<sup>35</sup>. Sie sind ärgerlich: ›Der Täter ist nicht mitgekommen. Die haben ihm so zugesetzt da, dass er Durchfall hat. Der will auch nichts sagen. Versteh ich nicht. Er ist sowieso dran und kommt auch nicht mehr raus. Jetzt müssen wir erstmal abwarten, bis der Durchfall weg ist, dann werden wir morgen wieder mit ihm sprechen.« (TB 2, S. 33)

Die Kommissare K und D sind verärgert über die Justizvollzugsbeamten, die dem Täter »so zugesetzt« hätten, »dass er Durchfall« bekam. Auch ärgert sie der Täter selbst, der aussageunwillig ist, obwohl er »sowieso dran« sei und »auch nicht mehr raus« kommen würde. Ursache des Ärgers ist das **Warten-Müssen**.

»(...) die Gefühle, die (...) wenn man irgendwas falsch gemacht hat, dann (...) kommen auch erst so (...) im Nachhinein so die (...) Emotionen wie Ärger oder (...) Frustration, wenn man sagt, Mann du Idiot, jetzt hast du, jetzt hast du bestimmte Sachen nicht gemacht und die hättest du einfach machen müssen, dann (...) kommt im Nachhinein so was (...) wie Ärger, wo ich mich also selber ärger und sage (...) Mist, jetzt hast Du einen Fehler gemacht und (...) ja, das sind so Sachen, die mich also emotional mehr berühren als (...) vorher, ich kann (...) vorher da nicht so viele Gefühle einbringen. (...) Aber dann im Nachhinein, wenn, ja wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist, das ist zum Glück noch nicht so häufig vorgekommen, aber es kamen ein zwei Situationen, wo ich gesagt habe, jetzt hast du einen Fehler gemacht, (...) der unter Umständen auch (...) weiterführende (...) Konsequenzen haben könnte. Hatten zum Glück (...) meistens alle nicht, (...) die Sachen gehen auch meistens gut aus, aber (...), ja das sind so die Sachen, die mich auch wirklich ärgern, die ich auch teilweise mit nach Hause nehme und wo ich dann auch sage: »Ja, warum hast du das so gemacht und was kannst du tun, damit so was nicht noch mal vorkommt?« Und (...), das werde ich dann halt für mich auch selber aus«. (Interview 1, S. 9/10)

Eigene Fehler, die »zum Glück noch nicht so häufig vorgekommen« sind, ärgern Kommissar A sehr, so sehr, dass er sie »teilweise mit nach Hause« nimmt. Sind ihm Fehler passiert, geht er hart mit sich ins Gericht, nennt sich selbst: »Mann du Idiot«. Fehler »sind so Sachen, die mich emotional mehr berühren (...) als vorher«, denn er kann »vorher da nicht so viele Gefühle einbringen«. Ich kann auch sagen: Der Ärger über sich selbst bringt Kommissar A zurück in seine **Gefühlsfähigkeit**, die er vor dem Fehler als mangelhaft wahrnimmt (»nicht so viele Gefühle«). Doch behagt ihm dieser Prozess – über den Umweg des Fehler-Machens mehr zu fühlen – verständlicherweise nicht. Deshalb sucht er nach Lösungen, »damit so was nicht noch mal vorkommt« und wertet das »dann halt für« sich »auch selber aus.«

In der Kommission, die Kinderpornografie bearbeitet, ist die Definition des Alters der Kinder für die weitere Ermittlung von Bedeutung. Denn Kinderpornografie darf sich nur so nennen, bis die Opfer 14 Jahre alt sind. Da die Ermittlungen an Hand von Filmen (Video, Internet, DVD) vorgenommen werden, lässt sich das Alter nur dem Augenschein nach feststellen.

»Was sie ›wurmt‹, ist, dass die Staatsanwaltschaft nur anklagt, wenn die Kinder deutlich unter 14 Jahre sind. Der Anhaltspunkt für das Alter der Kinder ist aber der entsprechende Film. Die Beamten ärgern sich, dass die Staatsanwälte ›keine Ahnung‹ hätten, wie Kinder heutzutage unter 14 Jahren aussehen. Sie selbst hätten ja genügend Erfahrung, um zu sagen, dies Kind ist soundso alt. Viele seien heute eben schon weit entwickelt. Dazu käme, dass nur die ausgedruckten Bilder der Anklage unterliegen, weitere im Film befindlichen aber nicht. Sie hätten nicht die Zeit, um alle belastenden Bilder aus den Filmen zu scannen.« (TB 1, S. 23)

Die Klage darüber, »dass die Staatsanwälte ›keine Ahnung‹ hätten, wie Kinder heutzutage unter 14 Jahren aussehen« hörte ich des Öfteren. Aufgrund ihrer Erfahrung mit der Alterseinschätzung leiden die PolizistInnen darunter, in manchen Fällen aufgrund der anders lautenden Entscheidung des Staatsanwalts nicht weiterermitteln zu können. Der Arbeitsdruck (»Sie hätten nicht die Zeit, um alle belastenden Bilder aus den Filmen zu scannen.«) macht einen differenzierteren Nachweis unmöglich. Was sie ›wurmt‹ ist, dass sie auf dem Film sehen, was den Kindern angetan wurde und dass sie mit ihrem **hilflosen Mitgefühl** und ihrem **Wissen** manchmal unverrichteter Dinge bleiben.

Auch Kommissar B ärgert sich, aus einem anderen Grund, über die Justiz.

»(...) wenn ich so die Entscheidungen unserer Justiz sehe und was in (...) ist, da werden ja die so genannten Kinderschänder mit Samthandschuhen angefasst, Standardurteile in (...) sind so zwei Jahre auf Bewährung. (...) Ja, Bewährung (...) also Bewährung heißt, die können den Gerichtssaal verlassen und Bewährung ist für mich ein Freispruch. (...) Können nach Hause gehen, (...), und wenn sie (...) wieder mal erwischt werden, (...) dann kommt eine neue Bewährung, dann wird die Bewährung verlängert. (...) Ja da (...) sind wir wütend, wütend für unsere Arbeit (I: mh) wozu unsere Arbeit (...)« (Interview 2, S. 11)

Für B sind die »Entscheidungen unserer Justiz« Grund genug, »wütend« zu werden. Nicht nur er wird wütend, sondern die KollegInnen auch: »(...) sind wir wütend, wütend für unsere Arbeit«. Die »Standardurteile«, in denen »die so genannten Kinderschänder mit Samthandschuhen angefasst« werden, »so zwei Jahre auf Bewährung«, sprechen seiner Arbeit und der seiner Kollegen quasi Hohn. Denn sie bewirken nach seiner Ansicht gar nichts: »Können nach Hause gehen (...) und wenn sie (...) wieder mal erwischt werden (...) dann kommt eine neue Bewährung, dann wird die Bewährung verlängert.« Bewährungsurteile sind nicht nur für den Opferschutz problematisch, sondern sie **kränken** auch die KommissarInnen in ihrem Arbeitseinsatz und in ihrer Kompetenz: »wozu unsere Arbeit«.

In diesem Sinne ist ein geringes Strafmaß, die Bewährungsstrafe, gleichbedeutend mit einer **Geringschätzung** der Ermittlungsarbeit durch die Justiz.

- **Jagdfrust** kennzeichnet ein Passivum, insofern als es **Handlungen des Erleidens** in sich vereinigt. **Verdrossen werden** beispielsweise nimmt das Lebendige, die *Verve* aus der Arbeit. Dies zwar nicht gänzlich, wie das **Wetten**, das **Meckern** oder die mit Bedenken behaftete immer wiederkehrende Erwartung an den **guten Ausgang** der Ermittlung zeigen. Doch ist mehr als das nötig, das Engagement immer wieder von Neuem zu entfachen: Nämlich die Verbindung der Leidenschaft des Jagdfiebers und des Mitleids mit den Opfern mit der Identifizierung im (Kompetenz-)Team.

## 7 Selbstmächtigkeit im Vermischen

»Mit der **Selbstmächtigkeit im Vermischen** suchen die KommissarInnen die Lücke zwischen ihrer Überzeugung, nämlich auf welche Art und Weise sie ihre Arbeit kompetent und professionell verrichten sollen, und der Nichterfüllung ihrer Erwartungen an die Bürokratie zu schließen. Zu den Erwartungen zählen eine gute technische, personelle und zeitliche Ausstattung sowie die Unterstützung bei der Bewältigung der Extrembelastung vor Ort.« (Aus diesem Kapitel, S. 185)

Die PolizistInnen müssen sich mit den Vorgaben der Behörde **arrangieren**. Dabei helfen ihnen die routinisierten, gewohnheitsmäßigen Deutungen und Verhaltensweisen im LKA XY. Auf welche Weise die **Selbstmächtigkeit im Vermischen** zwischen den **Eigen-Arten** der KommissarInnen – ihren Vorstellungen, Erwartungen, Gefühlen und Handlungsimpulsen – und den Regeln und vorgegebenen Handlungen der Bürokratie vermittelt. Davon handelt dieses Kapitel. Die **Grundlagen des Vermischens** und die **Routinen des Vermischens** sind für die PolizistInnen Lösungen der scheinbar unlösbaren Diskrepanz zwischen einerseits ihrem eigenen Kompetenzanspruch, in Verbindung mit der Notwendigkeit zur Bewältigung der Belastungen, und andererseits dem Mangel an Ausstattung und Unterstützung durch die Behörde.

Selbstmächtiges Vermischen mutet teils in starkem Maße **individuell** an – so die Investition in private Computer oder Handys für den Dienstgebrauch (TB 2) –, und dennoch ist es gemeinschaftlicher ›Natur‹. Denn es wird von der ganzen Kommission, einschließlich der Führungskräfte, getragen.

»Wenn es um gesellschaftliches Handeln geht, genügt es natürlich noch nicht, dass nur die eigenen Handlungsschritte beherrscht werden. Diese müssen ja auch noch mit den Handlungsschritten der anderen verzahnt werden. (...) Eigenes Gewohnheitshandeln und die Voraussagbarkeit des Gewohnheitshandeln des anderen verbinden sich zu einer (gewissen) Routine *gemeinsamen* Handelns. Bis auf Widerruf verlässt man sich darauf, dass in bestimmten Situationen bestimmte eigene, mehr oder minder routinisierte Handlungen mit den mehr oder minder routinisierten Handlungen bestimmter anderer in typisch wiederkehrender Weise soweit zusammenpassen, dass sich ein mehr oder minder routinisiertes gesellschaftliches Handeln ergibt.« (Luckmann 1992, S. 133 f)

Grundlegend für die Auswege durch Vermischen ist dreierlei:

1. Die Leitidee, dass **Dienst vor privat** zu gehen habe und dass die Familie dies mittragen müsse: Private Planungen müssen jederzeit hinter (unvorhergesehene) Erfordernisse des Dienstes zurückstehen (z. B. beim Einsatz zur Überwachung von Großveranstaltungen durch eine Urlaubssperre, auch kurzfristig; bei Personalmangel durch Krankheit oder Schwangerschaftsurlaub, in der Bereitschaftszeit u. ä., indem Überstunden verlangt werden oder durch Vorziehen der Bereitschaftszeit bei einer unvorhergesehenen Häufung der Delikte).
2. Die **Vermengung von Arbeit und Pausen**<sup>36</sup> und das **Besprechen von dienstlichen und privaten Themen** in den Tischrunden.
3. Die **Nichterfüllung von Erwartungen** – auf Anerkennung und gute technische und personelle Ausstattung – auf dem Hintergrund eines LKA XY-spezifischen Verständnisses der Qualität kriminalistischen Handelns, das zum einen auf den Anforderungen des Amtes basiert, aber auch auf der Notwendigkeit zur Bewältigung beruht, wie ich in den Kapiteln 5 und 6 schon dargelegt habe. In Beantwortung der daraus resultierenden **Frustration** lassen sich die selbstmächtigen Handlungen im Vermischen als **quasi-autonome Erwartungserfüllung** verstehen, die ich als **kreative Lösungen** bewerte.

Diese Handlungen kommen unmittelbar auch der Behörde zugute.<sup>37</sup> Denn sie basieren auf der Überzeugung, dass die Arbeit sozusagen um jeden Preis qualitativ **kompetent** und **professionell** getan werden soll. Dies ist auch die Erwartung der Behörde, wie sie in den Mitarbeiterbewertungen zum Ausdruck kommt.

---

36 Inzwischen gibt es eine neue Pausenregelung: »Die halbe Stunde Mittagspause wird abgezogen. Seither gingen die Mitarbeiter »bewusster« damit um. Wird jemand in seiner Pause zum Einsatz gerufen, soll er anschließend die Pause neu beginnen.« (Aktualisierungsgespräch 2007, S. 2)

37 Vgl. auch Bornemann (2000) zur »Mitarbeiterzufriedenheit in der Polizei«. Behr (2000, S. 230), sieht u. a. die Intention, mit Hilfe der Leitbilder, »die Unzufriedenheit der Mitarbeiter in den Griff zu bekommen.«



Für die KommissarInnen jedoch ist, anders als für die Behörde, ein wesentlicher »Motor« für diese Überzeugung die Notwendigkeit zur Bewältigung des **Mitleids mit den Opfern**, indem alle Anstrengungen zur Vermeidung weiterer Opfer durch die Ermittlung der Täter unternommen werden.

- Der Anspruch der PolizistInnen an eine hohe Qualität kriminalistischen Handelns fällt mit der Notwendigkeit zur Bewältigung zusammen.

Die **Erwartung**, dass die Bürokratie den Anspruch auf Qualität durch Unterstützung in der Ausstattung u. a., aber auch durch Unterstützung der Belastungsbewältigung vor Ort, ganz praktisch teilen würde, wird allerdings größtenteils **enttäuscht**.

Die so entstandene Lücke zwischen der Gewissheit, dass die kriminalistische Arbeit nur mit weitestgehender Professionalität zu leisten ist, und der Nichterfüllung der Erwartung an die Bürokratie zu **füllen**, bedeutet **zusätzliche Aktivität**, den **Einsatz persönlicher Ressourcen**. Die Überzeugung, sich quasi selbst für den Einsatz zu riskieren, die nach Behr (2000) bereits den jungen PolizistInnen vermittelt wird, »lässt das Risiko der Selbstbeschädigung in den Hintergrund treten«. (a. a. O., S. 110)

Der zusätzliche persönliche Einsatz führt zu einer **Verflüssigung von Grenzen** wie auch zur **Selbstmächtigkeit**. Vom inneren Widerspruch, inwieweit diese – aus der Response auf die Bürokratie und die Extrembelastung resultierenden – Handlungen **hilfreich für die KommissarInnen** im Sinne der **Selbstmächtigkeit** sind, und inwieweit sie **zusätzliche Belastung** bedeuteten. Davon handelt dieses Kapitel auch.

- Mit der **Selbstmächtigkeit im Vermischen** suchen die KommissarInnen die Lücke zwischen ihrer **Überzeugung**, nämlich auf welche Art und Weise sie ihre Arbeit kompetent und professionell tun sollen, und der **Nichterfüllung ihrer Erwartungen** an die Bürokratie zu schließen.
- Zu den Erwartungen zählen eine gute technische, personelle und zeitliche **Ausstattung** sowie die **Unterstützung** bei der Bewältigung der Extrembelastung **vor Ort**.

## 7.1 Grundlagen des Vermischens

Das Nichterfüllen der Erwartungen durch die Bürokratie erzeugt zwei Optionen der **unmittelbaren Reaktion** in enger Verbindung zueinander: 1. die **Erwartungsenttäuschung** mit den Handlungen **wegstecken** und **klagen**; 2. **die Lücke füllen** mit dem **Pflegen gemeinsamer Überzeugung** und der **Nutzung des persönlichen ›Repertoires‹**. Die folgende Abbildung 17 zeigt diese **Grundlagen des Vermischens**, die ich im Weiteren ausführlich bespreche.

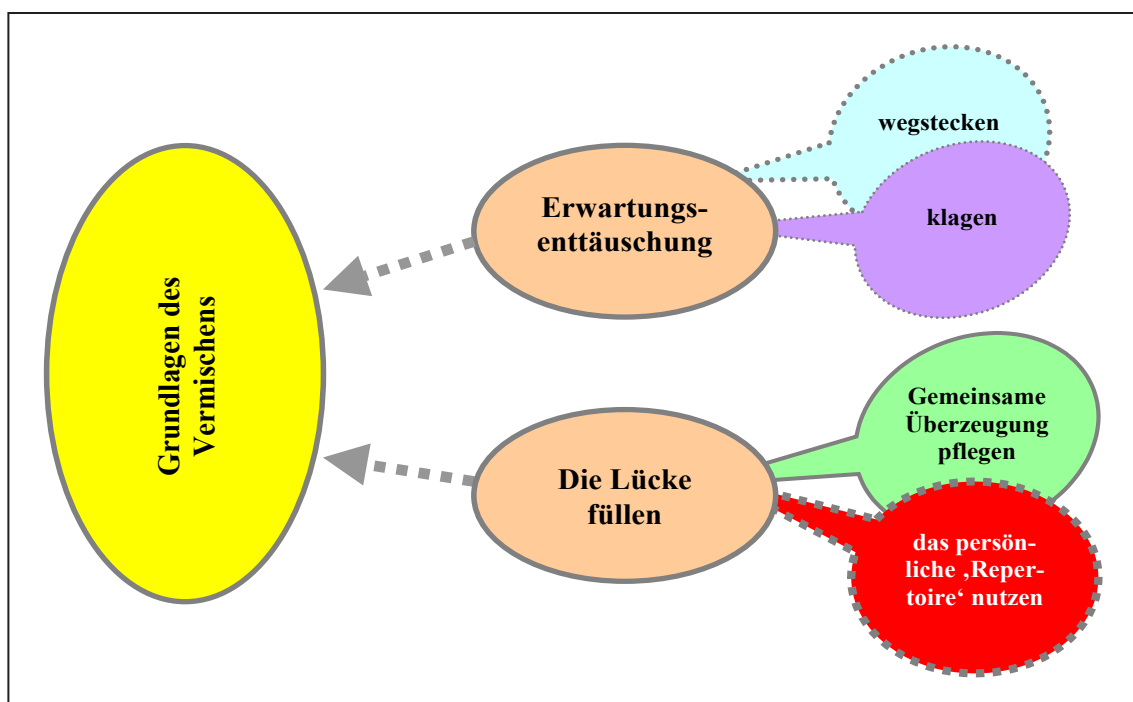


Abb.17: Grundlagen des Vermischens

### 7.1.1 Exkurs: Subjektivität

Gleich zu Anfang wurde ich im Forschungsfeld mit der Hoffnung konfrontiert, dass durch meine Forschungsergebnisse (doch noch) bisher enttäuschte Erwartungen erfüllt werden könnten. (Wie in Kapitel 2, S. 33 beschrieben): An mich wurde herangetragen, die Lücke zwischen der Überzeugung der KommissarInnen und ihrer Erwartungsenttäuschung durch Veröffentlichung der Ergebnisse sichtbar zu machen, insbesondere nach ›oben‹, sowie sie

durch Erarbeitung praktischer Ergebnisse ein Stück weit zu füllen. An diesem Beispiel und in anderen Situationen, in denen ähnliche Forderungen an mich herangetragen wurden, bemerkte ich meine Sympathie dafür, dass die KommissarInnen von ihrer Arbeit überzeugt sind und durch **Selbstmächtigkeit** und unter **persönlichem Einsatz** professionelle Ziele zu verwirklichen versuchten.

Da es dabei auch leicht zur (Selbst-)Überforderung kommt, wird zusätzliches Engagement oft unter dem Aspekt des Defizits diskutiert.<sup>38</sup> Nach der anderen Seite, der **Selbstmächtigkeit** im Umgang mit Belastungen wird meistens nicht geforscht. Das sich verbreitende Empowerment-Konzept (Lenz/Stark 2002) ist demgegenüber ein partizipativer Ansatz, der die Forschungs- und PraxispartnerInnen ›auf Augenhöhe‹ ernst nimmt. (Bergold 2000, Abs. 32) Die Handlungen der Selbstmächtigkeit greife ich im letzten Teil dieses Kapitels dezidiert auf.

- Der ›**Auftrag**‹ zur Veröffentlichung und zur Erarbeitung praktischer Ergebnisse an die Forscherin ist ein Versuch, ihre nicht unmittelbar zum Projekt gehörenden Ressourcen zu funktionalisieren.
- Was sagt dieser **Funktionalisierungsversuch** über die PolizistInnen selbst aus? Funktionalisieren sie sich selbst auch? Stellen sie persönliche/private Ressourcen in den Dienst des Die-Lücken-Füllens? Verbessern sie die Lebensqualität in ihrer Arbeitswelt?

### 7.1.2 Erwartungsenttäuschung

Wie schon erwähnt, werden die Erwartungen der PolizistInnen an die Bürokratie enttäuscht. Diese Erwartungen sind: 1. Eine personelle und technische Ausstattung, die

---

38 So werden in dem Projekt »Pass auf« – ein teambasiertes Maßnahmenprogramm gegen das Burnout-Syndrom bei Pflegepersonal von Krebskranken – Niederlande«, in: Über den Umgang mit psychosozialen Problemen und die Reduzierung von arbeitsbedingtem Stress (2003), S. 86–92, lediglich die »Stressoren« untersucht und in den Maßnahmen zu reduzieren versucht. Insgesamt fokussieren die im genannten Sammelband publizierten Projektberichte (u. a. auch ein Projekt »Stressmanagement in der belgischen Bundespolizei«, S. 75–79) auf »Stress« und dessen Reduktion. Risiken werden untersucht und bewertet. Zu den Risiken zählt auch ›übermäßiges‹ Engagement. In den Maßnahmen richtet sich das Augenmerk der Betroffenen (MitarbeiterInnen) als Folge des vorgegebenen Blickwinkels ebenfalls auf Stress und Risiken. Ressourcen werden *neu* gebildet, anstatt auf die vorhandenen aufzubauen.

ihren Überzeugungen vom Wert der professionellen Kompetenz angemessen ist. 2. Die Unterstützung der Bewältigung der Extrembelastung **vor Ort**. Im Jahr 2007 war ich noch einmal im Forschungsfeld nach längerer Pause, um die zwischenzeitliche Entwicklung der Ausstattung und Unterstützung zu erfragen. Es waren die Psychologin, die Führungsspitze des LKA XY und ein Vertreter des inzwischen eingerichteten Qualitätsmanagements anwesend.

»Inzwischen hat fast jeder einen PC und ist ans Intranet angeschlossen. Internetzugang haben wenige, die das ›brauchen für die Arbeit‹. Die PCs sind allerdings teilweise etwas älter, sodass man manchmal ›gerne bis zu einer halben Stunde warten muss, bis er hochgefahren ist‹. Sie werden aber nach und nach ausgetauscht. – Inzwischen ist gewährleistet, dass alle während der Bereitschaftszeiten ein Handy haben. – Bei den Autos gibt es keine Verbesserung, es seien noch dieselben, bis auf eins, das ›verschrottet‹ wurde. – Videorecorder werden in der ›Kinderpornografie‹ nicht mehr benutzt. Heute Internet und DVD. Das LKA XY hat inzwischen eine eigene Beschaffungsabteilung, die für die Ausstattung ›nach Arbeitserfordernis‹ sorgt. – Bei den Kollegen gäbe es nach wie vor eine ›gewisse Unzufriedenheit‹. (...) Gesundheitsmanagement spiele keine große Rolle (...). – Beim Angebot Supervision und Coaching, die im Rahmen eines Forschungsprojekts durchgeführt wurden, wäre die Teilnahme ›unbefriedigend‹ gewesen.« (Feldnotiz ›Aktualisierungsgespräch‹ 2007, S. 2)

In dem Gespräch wurde deutlich, dass es durchaus Änderungen in der Ausstattung und Ansätze zur Bewältigung der Belastungen gegeben hatte. Es wurde sogar dezentral eine eigene Beschaffungsabteilung eingerichtet. Doch deuten die Bewertungen der Veränderungen – dass man beim PC »gerne bis zu einer halben Stunde warten muss, bis er hochgefahren ist«, dass es »bei den Kollegen nach wie vor eine ›gewisse Unzufriedenheit‹ gäbe, dass der Führungsspitze das Angebot zum Gesundheitsmanagement »nicht zusage« und dass die Teilnahme an Supervision und Coaching »unbefriedigend gewesen« wäre – darauf hin, dass diese Veränderungen nicht ausreichen oder die falschen sind. Dazu kommt, dass der Personalmangel größer geworden ist und der Fuhrpark weder aufgestockt noch erneuert wurde. (a. a. O.) Der **Prozess der Erwartungsenttäuschung** zeigt sich auch in diesen Mitteilungen an mich. Die genannten Veränderungen scheinen darauf kaum Wirkung zu haben.

### 7.1.2.1 Wegstecken

Die Kategorie **Wegstecken** habe ich schon in Kapitel 5 als Komponente der Kategorie **Wegtun** beschrieben. Sie hat jedoch noch weitere Eigenschaften: **Sich abfinden** und **sich vergleichen** mit schlechter gestellten Bereichen der Polizei unterstützt das Wegstecken.

»(...) mit der Ausstattung, wir sind nun relativ gut noch ausgestattet, wenn ich mit anderen Dienststellen vergleiche, aber, das ist klar, also ich bin der Meinung, also jeder Beamte sollte eigentlich auch (...) seinen Laptop haben und jeder Beamte sollte eigentlich auch (...) die Möglichkeit haben, auf bestimmte (...) Datenbestände zurückgreifen zu können an seinem Arbeitsplatz, ich muss jetzt immer nach hinten laufen und (...) da beispielsweise bestimmte Abfragen machen. Oder ich muss (...) einen Fahrer hinschicken, dass wir (...) bestimmte Bilder bekommen oder so was. Das sollte schon (...) zentralisiert werden, und da sollte es auch schon, ja aber wenn kein Geld da ist, (...) der Haushalt steht natürlich über allem und (...) ich finde mich einfach damit ab, also wenn man sich über alles aufregen würde, denn würde ich noch mehr graue Haare kriegen also das, nee.« (Interview 1, S. 39)

»Der Haushalt steht natürlich über allem« und »kein Geld da« ist eine **Gewissheit**, die das Sich-Abfinden unterstützt. Die Vorstellung, sich nicht abzufinden, verschlechtert, so nimmt Kommissar A an, seine persönlichen Aussichten: Er würde schneller altern (»noch mehr graue Haare kriegen«). Dass er sich abfindet mit der mangelhaften technischen Ausstattung, ist seine eigene **Wahl**. Auch das macht er mir klar: »also wenn man sich über alles aufregen würde«. Es gibt offenbar noch mehr, über das er sich aufregen kann und das jene Aufregung mehr lohnt als dieses Problem. Auf diese Weise, durch ein **Ranking** dessen, was zum Aufregen ist, **reduziert** er seine ihn gefährdende Belastung (»graue Haare kriegen also das, nee.«). Mit diesem kleinen ›Trick‹ lenkt er zudem praktisch sich selbst ab von seiner **Abhängigkeit** von der Bürokratie, auf die er kaum **Einfluss nehmen** kann: »Der Haushalt steht natürlich über allem«, also auch über ihm. Worüber er sich hingegen aufregt oder worüber er sich nicht aufregt, darauf hat er sehr wohl Einfluss.

### 7.1.2.2 Klagen

Was die hierarchischen Strukturen und die Vorgaben des bürokratischen Apparates angeht, so gibt es Kritik daran, die jedoch zugleich ihre eigene **Machtlosigkeit** in Form von **Klagen**

›im Gepäck‹ mitbringt. Die Überzeugung, es würde sich **nicht wirklich etwas ändern** (lassen), basiert zum einen auf enttäuschender Erfahrung, zum anderen auf der impliziten Annahme, Hierarchie per se berge eine gewisse **Feindseligkeit**.

»Früher hast du eben da in Deiner Pickelhaube (...) gestanden und da war eben klar, wurde die Hand an der Hosennaht und heute läuft das eben über subtilere Geschichten, aber ich glaube so inhaltlich hat sich an unseren Strukturen nun wirklich nicht so wahnsinnig viel geändert, wenn ich nur daran denke, als es hier hieß vor ein paar Jahren: ›Es kommt eine Psychologin ins Haus‹, oh da war ja eine Diskussion hier zugange: ›Brauchen wir nicht und was soll denn das und alles überflüssig und das kriegen wir doch so alleine gebacken‹. Und ich finde, dass es noch einen Unterschied gibt zwischen einer Gruppe, die sich gut versteht und wirklich sozialer Verantwortung und (...) sozialer Kompetenz. Also das ist, das sind für mich wirklich zweierlei Dinge. Und das jetzt mit einer weiß ich nicht mit so modernen (...) Begriffen irgendwie, sozusagen wir sind alle irgendwie, wir haben einen demokratischen Führungsstil und wir diskutieren das so alles miteinander, also so richtig umgesetzt sehe ich das nicht. Weil in der letzten Instanz, wenn es dann wirklich um eine Entscheidung geht, ist es wieder eine hierarchische Struktur. Ob das gut ist oder nicht, steht ja auf einem andern Blatt, aber es ist einfach so. Und was wenn wir uns das hier, ich denke wenn wir von unserm Haus oder unserer (...) Inspektion ausgehen, haben wir hier immer noch den Vorteil, dass wir, die meisten jedenfalls, wir kennen uns sehr lange, der Umgangston ist hier im Großen und Ganzen vernünftiger aber (...) wenn du dir das Machtgefälle mal so anguckst (...) in den oberen Etagen, da wird gnadenlos einfach bestimmt, angesagt, durchgesetzt. Und da können wir hier durch die Gegend springen wie wir wollen. Thema Umstrukturierung war das beste Beispiel, ein Mann hat entschieden: ›Das LKA wird umstrukturiert‹, und wir haben uns alle umstrukturiert. Und ob das soziale Kompetenz ist, sehe ich nicht.« (Dialoggruppe 1, S. 4)

Diese Kommissarin sieht »wirklich nicht wahnsinnig viel« Fortschritt in der Reduktion allein von Statussymbolen (»Pickelhaube«). Bei allem gegenseitigen Verständnis würden die KollegInnen sich »wirklich sozialer Verantwortung« nicht annehmen (»das sind für mich wirklich zweierlei Dinge«). In den Veränderungen vermisst sie hinter den »modernen (...) Begriffen (...) demokratischen Führungsstil und wir diskutieren das so alles miteinander«. Ihr fehlt die **Umsetzung** durch alle Beteiligte. Der Grund dafür sei die »hierarchische Struktur«. Sie beklagt das »Machtgefälle«, das »in den oberen Etagen« eine **Gnadenlosigkeit** bedeute: »(...) da wird gnadenlos einfach bestimmt, angesagt, durchgesetzt.« Sie schildert, wie eine daraus resultierende Machtlosigkeit der Kommissionen sich sozusagen praktisch erwiesen hat: »(...) da können wir hier durch die Gegend springen wie wir wollen (...) das LKA wird umstrukturiert und wir haben uns alle umstrukturiert.« Diese **Anpassung** sieht sie im Widerspruch zu dem Anspruch, **sozial kompetent** zu handeln. Ein kleiner Trost mag

da sein, dass das **wirkliche Leben** in der Inspektion stattfindet: »(...) wenn wir von unserm Haus oder unserer (...) Inspektion ausgehen haben wir hier immer noch den Vorteil, dass wir, die meisten jedenfalls, wir kennen uns sehr lange, der Umgangston ist hier im Großen und Ganzen vernünftiger«. Die Unzufriedenheit mit der offensichtlichen **Sprachlosigkeit** zwischen ›oben‹ und ›unten‹ hat deren **Beklagen** zur Folge wie auch eine **Rückbesinnung auf den Zusammenhalt** vor Ort – »im Großen und Ganzen«.

Eine andere Kommissarin beklagt die **Unmöglichkeit zur Offenheit** im Umgang mit Belastungsgrenzen auf Grund der **Beurteilungskriterien**.

»Beurteilungskriterium ist doch zum Beispiel überdurchschnittlich belastbar (...), und das ist ja nun ein Kampf um Stellen, um bisschen mehr Geld, um berufliche Anerkennung zu sagen: ›Ich rutsche in die nächste Ebene‹, sei es (...) zum Zehner oder zum Elfer zum Hauptkommissar Oberkommissar oder wie auch immer, zu sagen: ›Ich brauch eine gute Beurteilung‹ (...) die Kriterien sind recht eng, das geht um zehntel Punkte und (...) wenn ich dann eben nicht so hoch belastbar bin weil ich dann halt vorgetragen habe: ›Das wird mir also zuviel‹, und aus mitunter vielleicht sogar guten Gründen, weil einfach zuviel aufgepackt wird (...) muss das für mich als Mitarbeiter bedeuten (...) da hab ich einfach schlechtere Karten in dem ohnehin großen Pool.« (Dialoggruppe 1, S. 5)

»Schlechtere Karten in dem ohnehin großen Pool« für einen Aufstieg »in die nächste Ebene« hätte sie dann gehabt, wenn sie »einfach zuviel aufgepackt« bekommen hätte. Denn das wären **gute Gründe** dafür, dass sie »dann eben nicht so hoch belastbar« gewesen wäre. Hätte sie »dann halt vorgetragen (...), das wird mir also zuviel«, hätte sie das Beurteilungskriterium »überdurchschnittlich belastbar« nicht erreicht und damit vielleicht »um zehntel Punkte« den Aufstieg verpasst. Der Vorwurf an die Vorgesetzten, **zuviel aufzupacken**, verbindet sich hier indirekt mit der Erwartung, die guten Gründe für eine geringere Belastbarkeit **anzuerkennen**. Eine Anerkennung der zu hohen Belastung könnte zweierlei bewirken: 1. Eine Chance, »berufliche Anerkennung« zu bekommen und in »die nächste Ebene« zu rutschen und 2. offen sagen zu können: »»Das wird mir also zuviel««.

- Die latente **Sprachlosigkeit** zwischen den Hierarchieebenen ›ganz oben‹ und ›ganz unten‹ bestärkt den **Zusammenhalt** vor Ort.
- Das Nichtanerkennen der **Belastungsgrenzen** Einzelner durch Vorgesetzte bzw. das Einbeziehen individueller Belastungsgrenzen in die **Beurteilung** läuft Gefahr,

eine **Sprachlosigkeit aus Erwägung** zwischen den Hierarchieebenen innerhalb der Inspektion zu begünstigen.

### 7.1.3 Die Lücke füllen

Die Lücke zwischen den (enttäuschenden) ›Angeboten‹ der Bürokratie und den Erwartungen der KommissarInnen zu füllen, bedeutet, die gemeinsame Überzeugung (dass man die Ermittlungsarbeit mit **ganzem Einsatz** erledigen sollte) **selbst zu bekräftigen**, sie zu pflegen. Die grundlegende Handlung der **Überzeugungspflege** zeigt sich vor allem in der Kritik an der Professionalität anderer Dienststellen oder außerpolizeilicher Organisationen. Auf diese Weise werden die Überzeugungen, was qualitativ hochwertige kriminalistische Arbeit denn ausmacht, immer wieder aufs Neue durch **Bemängeln** qualifiziert. Mit ganzem Einsatz zu arbeiten, bedeutet aber auch, mangelhafte Ausstattung zu kompensieren. Dies tun die PolizistInnen u. a. durch privaten Erwerb von Gerät.

#### 7.1.3.1 Gemeinsam die Überzeugung pflegen

Eine zentrale Definition qualitätsgerechten Handelns basiert auf dem Kriterium **wichtige Arbeit**.

»Während dieses Vormittags schimpft Herr W über Kollegen von der Direktion, die einige Dinge nicht schnell genug erledigt hätten, oder nicht sorgfältig bzw. umfassend genug: ›Die verstehen manchmal nicht, wie wichtig unsere Arbeit hier ist und dass das dann Vorrang hat. Hier kann man nichts auf die lange Bank schieben‹, sagt er.« (TB 2, S. 19)

Herr W nennt die wichtigsten Kriterien, nach denen er die Güte der kriminalistischen Arbeit in der Mordkommission bewertet: »schnell genug«, »sorgfältig«, »umfassend«. Diese Wertmaßstäbe ergänzen sich durch eine **Hierarchie der Dienststellen**, die sich aus einem **Ranking ihrer Wichtigkeit** – der Delikte, die sie bearbeiten – ergibt. Offenbar empfindet W die Kooperation mit »Kollegen von der Direktion« deshalb als **schwierig**, weil sie »manchmal nicht« verstehen würden, »wie wichtig unsere Arbeit hier ist und dass das dann Vorrang hat.« **Vorrang** haben die Arbeiten, die die Mordkommission betreffen,



in diesem Sinne vor der **weniger wichtigen** Arbeit der Direktion, die nach Auffassung von W wohl mal etwas »auf die lange Bank« schiebt, was in der Mordkommission quasi **tabu** ist. Auf diese Weise, nämlich mit **Abgrenzung durch Kritik** von den als weniger wichtig bewerteten Dienststellen festigt sich zugleich die Überzeugung von der Wichtigkeit der eigenen Arbeit und sorgt für eine **hohe Arbeitsmoral**.

### 7.1.3.2 Das persönliche ›Repertoire‹ nutzen

Mit vollem Einsatz zu arbeiten, wird auch dann schwierig, wenn die technische Ausstattung nicht ausreicht.

»Dann beklagt er sich über die schlechte Ausrüstung: ›Wir haben hier nur drei Handys von der Behörde. Die andern sind privat angeschafft. Die brauchen wir. Da können wir schon mal sagen worum es geht, und wir können schon mal das Vorgehen besprechen.‹ Dann fotografiert er eine Handtasche und ein Portemonnaie, die die zweite Angehörige mitgebracht hat. Sie sollen so aussehen, wie die vom Täter mitgenommenen. Unter den Witzeleien der Kollegen bezüglich der veralteten Kameratechnik: ›Wann kaufst du endlich ein entsprechendes Werkzeug, besonders ein Stativ wäre nicht schlecht, wegen der unruhigen Hand, ne.‹ – ›Mal so eben 1000 DM ...wovon das denn? Mach ich so, wir sind hier nicht in den USA.‹ – Er sagt zu mir gewandt: ›Da würden die sich wundern, wenn die sehen würden, wie rückständig wir hier arbeiten. Mein Koffer da, total veraltet. Ist eben kein Geld da.« (TB 2, S. 18)

Inzwischen sind für alle MordkommissarInnen während der Bereitschaftszeit Handys vorhanden (Aktualisierungsgespräch). Doch um das technische Ausstattungsdetail geht es hier nicht (nur), sondern um die **Haltung**, die sich in dem Satz ausdrückt: »›Die andern sind privat angeschafft.« Denn die Ermittlung hat nicht nur Vorrang vor den Belangen anderer Dienststellen, sondern auch vor dem **Privaten**, das (hier in Form finanzieller Mittel) für den Einsatz **hergegeben** wird. Der Grund: »›Die brauchen wir«, um »›schon mal das Vorgehen besprechen« zu können – im Mordfall. Der Einsatz privater Finanzmittel hat aber seine Grenzen dort, wo sie zum einen die Möglichkeiten der PolizistInnen übersteigen (››Mal so eben 1000 DM ...wovon das denn?‹‹) und wo zum anderen das Fehlen moderner Gerätschaft mit Knowhow kompensiert werden kann. (››Mach ich so, wir sind hier nicht in den USA.‹‹) Diese hohe Arbeitsmoral wird unterstützt durch die **Einsicht** in die (oft betonte) Mittelarmut der Behörde: »›Ist eben kein Geld da.«

- **Hohe Arbeitsmoral** korrespondiert mit der gemeinsamen Überzeugung von der **Wichtigkeit** der eigenen Arbeit.
- **Hohe Arbeitsmoral** begünstigt die Verlagerung der Verantwortlichkeit von der Verteilung durch die Bürokratie zum **ganz persönlichen Einsatz** der PolizistInnen.

## 7.2 Routinen des Vermischens

Wie ich bisher gezeigt habe, drängt die **Überzeugung** von der richtigen Art und Weise der Arbeit die PolizistInnen, sich selbst mehr und mehr an den Arbeitsprozess hinzugeben. Diese ›Hingabe‹ der PolizistInnen an die Arbeit schließt den **Einsatz privater Ressourcen** ein. Diese Art des **Vermischens** von privater und beruflicher ›Welt‹ hat Wirkung: Zum einen verflüssigen sich Grenzen mit den Folgen der Vermengung und Grenzenlosigkeit, zum anderen aber lässt sich das Vermischen auch als quasi trotziges Beharren darauf, ein **ganzer Mensch** zu sein, sich **ganz zu geben**, verstehen. Das Mitleid mit den Opfern und das Bekennen zur Qualität der eigenen Arbeit lassen sich nicht von schlechter technischer Ausstattung oder Personalmangel korrumpieren. Die PolizistInnen **bemächtigen sich selbst** der eigenen Arbeitswelt – wie widersprüchlich und gebrochen auch immer. Den **Routinen des Vermischens** mit den Eigenschaften **Verflüssigen der Grenzen** und **Selbstmächtigkeit** liegen im polizeilichen Alltag konkrete Handlungen zu Grunde, wie die folgende Abbildung 18 zeigt. Im Weiteren dieses Kapitels beschreibe ich das Konzept der Routinen des Vermischens.

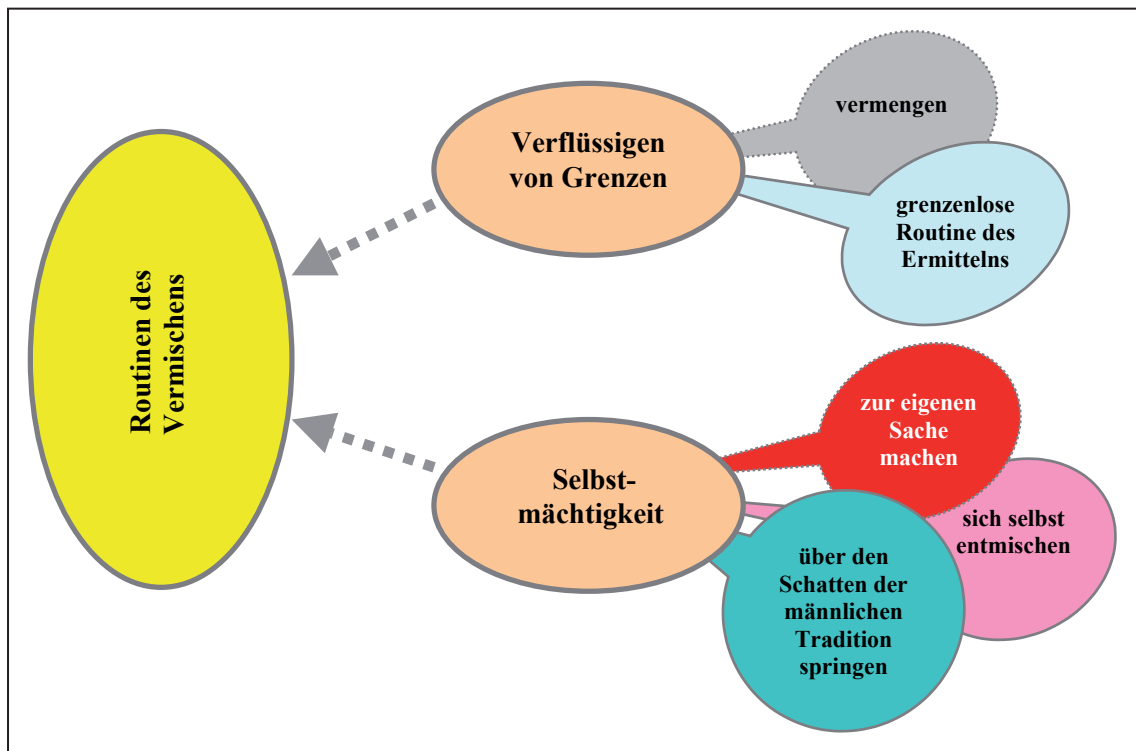


Abb. 18: Routinen des Vermischens

### 7.2.1 Verflüssigen von Grenzen

Des Öfteren wunderte mich das Verbleiben einiger KommissarInnen am Arbeitsort, selbst dann, wenn sie bereits Feierabend hatten und Überstunden nicht notwendig schienen oder sie sogar Urlaub hatten.

Kommissar A kam trotz Urlaubs zum Interview mit mir in das Dienstgebäude, und das, obwohl er eigentlich bei seiner Frau und dem Neugeborenen bleiben wollte. Sogar nach dem Interview blieb er noch bei den KollegInnen und beteiligte sich an einer Ermittlung.

»Obwohl A eigentlich das Interview absagen wollte wegen Frau und Kind, lässt er sich nach dem Interview Zeit. Er bleibt mit seinen KollegInnen sogar noch im Besprechungsraum, als ich gehe.« (Notiz zu Interview 1, S. 2)

Nun ließe sich vermuten, dass ihn zu Hause vielleicht Konflikte oder schlechte Stimmung erwarteten. Dem war aber nicht so. Im Gegenteil, er schwärmte von seiner Familie im

Interview, das er ja ›eigentlich‹ ihretwegen absagen wollte. Auch wurde er für die aktuelle Ermittlung nicht gebraucht. Warum blieb er dann trotzdem?

Die Situation, in die wir nach dem Interview kamen, war eine **wichtige**:

»(...) wo gerade eine aufgeregte Atmosphäre herrscht, weil ein wichtiger Zeuge aus (...), der eigentlich heute anreisen sollte, dort von den Behörden am Flughafen gestoppt wurde und wieder in seine (...) abgelegene Heimat zurückgekehrt ist. Morgen soll die Verhandlung sein, zu der er ganz dringend gebraucht wird. Jetzt laufen die Drähte heiß, (...).« (a. a. O.)

Wir kamen in eine Kommission im **Jagdfieber**. Die **Erregung** war greifbar. Das **Zusammenspiel** war im vollen Gange. Wenn das Problem nicht innerhalb der Dienstzeit gelöst werden konnte, würde es für die Kommission keine Frage sein, dass sie weiterarbeiten würde. Das Handlungsgebot **Vorrang der Arbeit** vor den privaten Interessen verband sich geradezu verlockend mit dem **aufregenden Gemeinschaftserleben** einer Jagd. Auch wenn Kommissar A also formal im Urlaub war, nahm ihn offenbar dieses erregende und dichte situative Handlungsgewebe ›gefangen‹.<sup>39</sup>

### 7.2.1.1 Vermengen

Das **Vermengen** ist eine im LKA XY vielfach praktizierte Handlung, in denen dienstliche und private Belange quasi ineinander fließen. Sie reicht vom Vermengen der Arbeitszeit mit der freien Zeit (außerplanmäßiger Soforteinsatz, sich zur Verfügung halten in der Bereitschaftszeit, rund um die Uhr arbeiten während der Verfolgung, Überstunden bei akutem Personalmangel) über den Quasi-Einsatz der Familie bei Belastungen durch den Dienst (›die Familie trägt mit‹, TB 1) bis hin zum Einsatz privater Sach- und Geldmittel zwecks Abfederung eines Mangels.

39 Diese sehr große Bereitschaft, eigene Interessen gegenüber dem Team und/oder Arbeitserfordernissen hintan zu stellen, war im Forschungsfeld verbreitet und grundlegend von Überzeugungen (z. B., wichtiger als andere Dienststellen zu sein) und Leitsätzen (›die Familie trägt mit‹ z. B.) begleitet – ein Habitus (Bourdieu 1998) oder nach Esser (2000, S. 229) »Koorientierung (...) die *gemeinsame* und ›kooorientierte‹ *gedankliche Orientierung* an dem *gleichen* vorgestellten Modell des Handelns – ohne jede weitere Kontaktnahme in der Situation.« Im Modell der Koorientierung wäre die Entscheidung des Kommissars A, dazubleiben, eine, die Kommissarin B oder Kommissar C an seiner Stelle ebenso getroffen hätten bzw. im gegensätzlichen Fall sich außerhalb der informellen Orientierung der Gemeinschaft gestellt hätten.

Zwei Kommissare und ich waren an einem Samstag während der Bereitschaft für eine Fahrt verabredet. Es sollten Opfer eines Gewalttäters befragt werden. Da diese Personen über ein großes Gebiet verstreut lebten, sollte uns ein Chauffeur dorthin bringen. Zur anvisierten Abfahrtszeit war ich vor Ort.

»(...) ist kein Wagen da. Er ist unterwegs zu Zeugen, um sie abzuholen. (...) Damit ist klar, dass unsere Abfahrt sich verzögert. (...) ist es 12 Uhr. (...) Wir müssen weit rausfahren, und Herr P meint: ›Sieben wird es wohl werden.‹ Jetzt erst dämmert mir, dass das ein langer Arbeitstag wird, und ich merke, wie sehr ich an meinen freien Wochenenden hänge. Wir gehen hinunter zum Haupteingang, wo schon der Fahrer mit einem Großraumwagen wartet und fahren los. Wir sind kaum ein paar Minuten unterwegs, da kommt ein Anruf und wir müssen wieder umkehren, weil die Zeugen Kleidungsstücke im Wagen gelassen haben.« (TB 2, S. 22)

Während der ›Wartezeit‹ zwischen 10 und 12 Uhr verrichteten die Kommissare andere Arbeiten. Die Aufgabe jedoch, für die wir an diesem Samstag in die Behörde gekommen waren, verlängerte sich nun bis in den Abend hinein. Während der Bereitschaftszeit mussten die BereitschaftspolizistInnen uneingeschränkt zur Verfügung stehen, wie mir immer wieder versichert wurde, wegen der **Unwägbarkeit** krimineller Taten. »Sieben wird es wohl werden.« Diese Bemerkung machte mir klar, welche Auswirkung die tendenzielle Unwägbarkeit kriminalistischer Arbeit auch auf die Verteilung vorhandener Ressourcen hatte: Sie konnten vorübergehend versiegen.

Ein verbindliches Familienleben konnte während der Bereitschaft auf diese Weise kaum stattfinden. Auch (geregelt) Pausen gab es nicht. Pausenähnliche Handlungen fanden mehr oder weniger während der Ermittlungen statt, entweder während der Besprechungen oder im Außendienst unterwegs:

»Unterwegs kriegen die beiden Kommissare Hunger. Wir halten an einer Bäckerei, wo sie sich mit Kuchen eindecken. Ich kauf mir auch ein Croissant. Wir krümeln die Polster voll auf der Fahrt in einen etwas entfernten Stadtbezirk.« (TB 2, S. 34)

Doch auch im Büro finden die Pausen **vermengt** statt: Am Kommissionstisch wird gegessen und geplant, eingeteilt, getrunken, Privates und Dienstliches besprochen und Geburtstag gefeiert. Wenn viel zu tun ist, wird schnell am Schreibtisch ein Kaffee und ein Brötchen

›verdrückt‹. Gleichwohl regt auch das Zwischendurch-Frühstück am Schreibtisch zur **Kommunikation** an, etwa über seine Qualität oder wie im Fall von B über die Tücken der Technik.

»Gegen 11 kommt B mit einem Toaster, auf dem er sein Brötchen rösten will: ›Nebenan hatten sie zwei.‹ Leider ist er nicht in Ordnung und funktioniert nur, wenn man während des Toastens die Taste gedrückt hält. Wir witzeln über den Zusammenhang von Technik und Bescheidenheit. (TB 1, S. 7)

Der funktionsgestörte Toaster war ein willkommener Anlass, über das **Unwägbar**e zu witzeln, das zur Begrenzung von Ansprüchen führt.

Eine andere Variante des **Vermengens** ist es, Arbeit mit nach Hause zu nehmen, um nach Feierabend Liegengebliebenes aufzuarbeiten.

»U erzählt mir, dass er die Filme oft mit nach Hause nimmt und sie abends ›in Ruhe‹ ansieht. ›Da träumt man manchmal die Bilder des Nachts.‹ Im Amt habe er oft nicht die rechte Ruhe, die Filme anzusehen. Er mache das ja auch mehr oder weniger ›nebenbei‹. Seine Hauptaufgabe sei ›sexueller Missbrauch von Jungen‹, wie die der anderen Kollegen im Kommissariat auch.« (TB 1, S. 17)

Kommissar U bearbeitet u. a. Delikte der Verbreitung gewaltverherrlichender Medien. In dem Zusammenhang wertet er Filme aus. Diese Filme sind nicht nur durch ihre realistisch fotografierte gewaltverherrlichende Phantasie belastend, sondern sie verlangen in der Bewertung auch starke Konzentration. »Im Amt habe er oft nicht die rechte Ruhe«. Diese Lösung belastet U aber offenbar erheblich: »Da träumt man manchmal die Bilder des Nachts.« Diese ihn stark beeindruckende Arbeit macht er »ja auch mehr oder weniger ›nebenbei‹«. Wofür es im Amt nicht den ›Raum‹ gibt, der ihm »die rechte Ruhe« garantiert. Deshalb macht er diese Arbeit »nebenbei« zu Hause.

- **Vermengen** ist eine **Handlungsoption** in Reaktion sowohl auf das **Unwägbar**e im Polizeiberuf als auch auf den **Mangel** an technischem Gerät, Personal, Zeit und Ruhe zur Arbeit.

### 7.2.1.2 Grenzenlose Routine des Ermittlens

Die kriminalistischen Kompetenzen wirken wie eine ›zweite Haut‹. Sie sind jederzeit abrufbar und bei Dienstschluss nicht einfach abzulegen. Sie wirken in der freien, privaten Zeit fort und stellen sich auch ›ungefragt‹ ein. Wie Kommissar C sagt: » Man verändert sich ein bisschen«.

»C: Man verändert sich ein bisschen, indem man allgemein gesehen, etwas misstrauischer wird (I: ja glaub ich) etwas vorsichtiger (...) und (...) durch bestimmte Situationen, die man im Alltag erlebt, manchmal (...) wirklich erstarrt (I: mh). Ich habe eine Situation erlebt, da steht (...) eine Türkin vor einem Kaufhaus, dann kommt ihr Freund oder Ehemann, Türke, und beide geraten in Streit und er greift in die Manteltasche. (...) Und hält zunächst die Hand in der Manteltasche. (...) Und da denken Sie sofort daran, wenn jetzt bloß kein Messer raus kommt. (I: Ja) Gott sei Dank kam ein geklauter oder gekaufter Büstenhalter heraus, den er ihr dann vor die Füße geworfen hat, das war also eine Entspannung. Aber bis zu dem Augenblick war man wie erstarrt (...), denn man weiß auf Grund des Berufes was jetzt passieren kann (I: ja, ja das glaub ich, mh) bei Ehestreitigkeiten. Oder ein anderes Beispiel ist, wenn jemand im Haus schnell die Treppe runterrennen höre (I: mh), dann durchzuckt es mich auch, weil das eben wiederholt eine Tatortsituation war, wenn die Zeugen berichten, dann ist jemand schnell die Treppe runtergerannt und nachher lag jemand tot in der Wohnung. (...) Also sind so Sachen die färben ab (...) da reagiert man aufgrund der Kenntnisse, die man in der jahrelangen Arbeit gewonnen hat, etwas anders als ein Anderer, bei dem das nur heißt: ›Da rennt jemand die Treppe runter‹.« (Interview 3, S. 3f)

Die Veränderung durch das Erleben des kriminalistischen Alltags macht Kommissar C auch im privaten Alltag »etwas misstrauischer«, »etwas vorsichtiger« und »manchmal (...) wirklich erstarrt«. Das führt dazu, dass C in seiner freien Zeit Situationen, die ihn an Delikte, wie er sie aus seiner Arbeit kennt, **beobachtet**. Die »**Hand in der Manteltasche**« verbindet er »sofort« mit einer Waffe: »wenn jetzt bloß kein Messer raus kommt.« Bis zu dem Augenblick der »Entspannung«, in dem sich das assoziierte Messer als harmloser BH erwies, »war man wie erstarrt (...), denn man weiß auf Grund des Berufes was jetzt passieren kann.« Eine weitere Situation, die C eine kriminelle Handlung argwöhnen lässt, ist: »**die Treppe runterrennen**«. Wenn er das hört, »dann durchzuckt es mich auch, weil das eben wiederholt eine Tatortsituation war (...) nachher lag jemand tot in der Wohnung.« Dieses **Wissen** um die Anzeichen von Gewalthandlungen **unterscheidet** ihn von anderen, die dieses kriminalistische Wissen nicht haben und deshalb die Handlungen

der Mitmenschen als das nehmen, was sie augenscheinlich sind: »Da rennt jemand die Treppe runter.«

- Ermitteln ist eine mit Emotionen verbundene professionelle Routine, die sich auch in der Freizeit gewohnheitsmäßig wie von selbst einstellt.

### 7.2.2 Selbstmächtigkeit

Neben der Überzeugung von der Wichtigkeit der eigenen Arbeit ist deren **Anerkennung** bzw. ein Mangel daran mitverantwortlich für das Vermischen als konkretes Handeln. Kommissar B legt die mangelhafte Ausstattung als Folge einer **Entwertung** der Arbeit seiner Kommission durch die Dienststelle aus, die für die technische Ausstattung zuständig ist. Diese Entwertung beklagt er:

»(...) viele sagen, viele Kollegen: ›Ihr seid diejenigen, die den ganzen Tag Video gucken‹, (I: mh) und entsprechend ist auch eine Dienststelle, die für die technische Beschaffung zuständig ist, die der Meinung sind: ›Ach die, das X-te Kommissariat, die brauchen ja nur einfache VHS-Videorecorder‹, als Beispiel, (...) ›weil sie ja nur Videos gucken‹ (...), und (...) die wissen also gar nicht, was unsere Arbeit eigentlich ist. (I: mh) Und dass wir auch entsprechende Technik brauchen (I: ja), und nicht nur, zum Beispiel, wie wir bekommen haben, (...) 20 Jahre alte Videorecorder (...), ohne Fernbedienung, das sind so Geräte (I: mh), die uns von der Polizeibehörde für unser Arbeit zur Verfügung gestellt worden sind, (I: du meine Güte) ja.« (Interview 2, S.1)

In der Wahrnehmung von B erfolgt eine **Entwertung der Arbeit** seiner Kommission (»die der Meinung sind, ach die (...) die brauchen ja nur einfache VHS-Recorder (...) weil sie ja nur Videos gucken«) auf Grund **mangelnden Wissens**: »(...) und (...) die wissen also gar nicht, was unsere Arbeit eigentlich ist.« Die schlechte Geräte-Ausstattung (»20 Jahre alte Videorecorder (...), ohne Fernbedienung«) wiederum stellt für B eine **Folge der Entwertung** dar: Indem er »Polizeibehörde« als synonym mit »Dienststelle« setzt, zeigte er **Distanz** zwischen der abstrakten Behörde und der konkreten Arbeit vor Ort an, die im **Nichtwissen** und der daraus folgenden Entwertung mit der Folge schlechter technischer Ausstattung ihren Ausdruck findet. Die Polizeibehörde stellt zugleich einen **Machtfaktor** dar, und zwar insofern, als sie die bürokratische Ordnung verkörpert, die das technische



Gerät zuteilt, ob es ›passt‹ oder nicht.<sup>40</sup> Für die Passung sorgen nicht moderne Geräte, sondern die informellen Handlungen der Arbeitswelt ›Kinderpornografie‹. Diese informellen Handlungen sind die Handlungen **eigener Macht**. Sie können Ohnmacht und Entwertung in Selbstmächtigkeit verwandeln.

»Für das Selbst kommt es in jedem Fall darauf an, *Macht über sich selbst* zu gewinnen, Selbstmächtigkeit in Bezug auf das Selbst, um eine innere Integrität zu organisieren, die jedoch auch bei diesem internen Umgang mit Macht auf eine einseitige Herrschaft etwa des Intellekts über Leidenschaften und Gefühle verzichtet. Die Macht über sich ist die Grundlage für die *Unabhängigkeit* von äußeren Mächten, die erfahrungsgemäß ihren Weg ins Selbst nur finden, wenn sie sich die inneren Zwistigkeiten und unerfüllten Bedürfnisse des Subjekts zunutze machen, die sie zu lösen und zu erfüllen versprechen.« (Schmid 2000, S. 152, Hervorh. von S.)

»Macht über sich selbst zu gewinnen« ist für die innere Integrität des Selbst notwendig, die den Menschen unabhängig von äußeren Mächten macht, sagt Schmid in diesem Zitat. B beschäftigt die Entwertung der extrem belastenden Arbeit, die er und seine KollegInnen machen. Die Entwertung und der unerfüllte Wunsch nach adäquatem Gerät lassen sich als »innere Zwistigkeit« im Schmidischen Sinne verstehen: B sieht sich in Abhängigkeit der Behörde, deren Macht »ihren Weg ins Selbst« gefunden hat. Was ihm bleibt, ist anscheinend nur die Klage darüber. Doch welche **unabhängigen Möglichkeiten**, im Sinne Schmid's, finden die Polizistinnen und Polizisten im LKA XY, mit der schlechten Ausstattung und den anderen Belastungen umzugehen? Diese Frage untersuche ich im Weiteren.

### 7.2.2.1 Zur eigenen Sache machen

Um ihrem eigenen Anspruch, gute kriminalistische Arbeit zu leisten, gerecht zu werden, brauchen die Kommissionen angemessene technische Geräte. Computer und Handys<sup>41</sup> wurden (während der Zeit meiner Erhebungen) teils privat angeschafft, weil die der Behörde nicht ausreichten. Damit machten sie sich unabhängig von der Schwerfälligkeit

40 Wie schon erwähnt, hat das LKA XY »inzwischen eine eigene Beschaffungsabteilung, die für Ausstattung ›nach Arbeitserfordernis‹ sorgt. Bei den Kollegen gäbe es nach wie vor eine ›gewisse Unzufriedenheit‹.« (Aktualisierungsgespräch 2007, S. 1)

41 Es gibt inzwischen Computer, die zwar sehr langsam sind, aber immer wieder ausgetauscht werden sollen. Handys bekommen jetzt alle für die Bereitschaftszeit. (Aktualisierungsgespräch a. a. O.)

der Bürokratie, die sich nur mühsam auf die rasante technische Entwicklung einstellt(e). Zugleich machten sie mit diesem Schritt des **Einsatzes privater Mittel** die Qualität der Ermittlungen zu **ihrer eigenen Sache**.

Doch waren (Geld)Mittel nicht alles, was die PolizistInnen einsetzten. Mit Fantasie, technischem Knowhow und privat mitgebrachten ›Ersatzteilen‹ haben sie eine veraltete Schreibmaschine in eine Mischung aus Automat, Schreibmaschine und Computer ›veredelt‹:

»In diesem Schreibraum sehe ich eine mir neue Version eines Schreibgerätes: eine Schreibmaschine, die mit einem Monitor verbunden ist. Was die Schreibkraft auf der Maschine schreibt, erscheint auf dem Monitor, kann korrigiert werden wie im Computer und wird dann zum Schluss auf der Schreibmaschine ›ausgedruckt‹, d. h. sie schreibt alles automatisch. Nur das Papier muss seitenweise eingespannt werden.« (TB 1, S. 27)

Dieses verblüffende Gerät half – quasi stellvertretend für einen modernen PC – Vernehmungen schneller zu protokollieren. Dadurch wurden mehr Vernehmungen möglich als mit einer Schreibmaschine, wie sie vor wenigen Jahren in der Behörde ›normale Ausstattung‹ war. Das führte zu einer schnelleren Aufklärung der Fälle.

Ein weiteres Beispiel eines solchen persönlich-privaten Einsatzes schildert Kommissar C:

»Wir haben hier mal so fast mehr privat ein Programm geschrieben zur Bewältigung von Katastrophenlagen. (...) Da sollten also die Opfer erfasst werden, die Vermissten erfasst werden, die Obduktionsergebnisse und dann konnte man das so gegenspielen, um zu sehen, die sind Opfer, also das Beinchen was wir gefunden haben, (I: mh) muss ich jetzt mal so makaber sagen, das könnte zu dem Opfer gehören, (...) der da weiter hinten lag, dem fehlt nämlich'n Beinchen (I: mh) und eine vermisst gemeldete Person wo es also heißt, der saß mit im Flugzeug, wenn's ein Flugzeugabsturz ist, könnte das sein, und dann konnte man das anhand dieses Programms sehen. (...) Das hat viel Mühe gekostet, dieses Programm zu schreiben (I: mh), es ist (...) praktiziert worden, also bei den Übungen eingesetzt worden, weil (...), der hat seine sechs privaten Computer zur Verfügung gestellt, zusammengeslossen zum Netzwerk, da war die Behörde nicht zu fähig, in der Lage. (I: Mh) Und die Widerstände, die man in so einem Punkt kriegt, (...) die sind unglaublich (...) unglaublich.« (Interview 3, S. 20)

Die Arbeiten im Katastrophenfall wie Flugzeugabsturz oder Hausexplosion sind sehr schwierig wegen der durch Zerstörung und Verstreuung erschwerten Zuordnungen. Insofern bedeutet

die Entwicklung des Programms einerseits ein Schritt in Richtung Qualität, »dann konnte man das so gegenspielen«. Das hätte Zeit gespart und andererseits die extreme Belastung der PolizistInnen, die C mit dem Wort »makaber« belegt, reduziert. Wenn die ErmittlerInnen »nämlich'n Beinchen«, das einer Leiche fehlt, mit einem »Beinchen«, das in größerem Umkreis gefunden wird, per Computer vergleichen könnten, würde ihnen der Vergleich in natura erspart. Dieses Projekt, in das private Zeit und Knowhow sowie sechs private Computer gegen »die Widerstände« investiert wurden, sollte der »Bewältigung im Katastrophenfall« – sowohl der Arbeit als auch der psychischen Belastungsbewältigung dienen.

- Das Vermischen von privaten Mitteln und persönlich-privatem Einsatz mit dem Arbeitsauftrag machte die Beamten ein Stück weit von der mangelhaften Ausstattung **unabhängig**, die ihrer Überzeugung von der erwünschten Qualität ihrer Arbeit nicht entsprach.
- Vermischen ist i. d. S. eine **Kompetenz**, sich ›seine Sache‹ (wieder) anzueignen und sich selbst vor **vermeidbarer Belastung** zu schützen.<sup>42</sup>

### 7.2.2.2 Über den Schatten der Tradition springen

Das folgende Zitat aus der Feldnotiz meines ersten Feldkontakts greife ich hier noch einmal auf. In der Anfangsanalyse des Einstiegs (Kap. 2, S. 36f) meinte ich, dass dieses Zitat nur ein Sich-Einrichten mit der Extrembelastung bedeute. Es weist jedoch auf mehr als nur dies hin.

»Es gäbe inzwischen viele Frauen in seinem Bereich, dafür habe er gesorgt, wegen des Arbeitsklimas. Das sei jetzt besser als früher.« (Feldnotiz 1, S. 1)

Diese Handlung des Inspektionsleiters P steht zum einen für eine **Sensibilisierung** für die Folgen der Extrembelastung: Er sieht eine Verbindung mit dem schlechten Arbeitsklima in seinem Bereich. Zum andern aber kündigt er das Verhaftetsein in der Männlichkeitskultur

---

42 Zu untersuchen wäre, was mit dieser Kompetenz nach der Verbesserung der Ausstattung geschieht. Wird sie anderswo eingesetzt? Oder verkümmert sie?

auf, indem er »viele Frauen in seinem Bereich« einstellt. Dies ist insofern ein emanzipatorischer Schritt, als er damit qua Machtbefugnis über den **Schatten der männlichen Tradition** springt. Insofern er den Frauen die Verbesserung der **sozialen Hygiene** in den Kommissionen aufbürdet, eine unbezahlte Emotionsarbeit, wie Hochschild (2006a) sie kritisiert, bleibt er jedoch der männlichen Tradition gewissermaßen ›modifiziert‹ verhaftet.

Gleichzeitig bleibt sein Führungsbereich, die Inspektion X, den traditionellen bürokratischen (männlichen) Regeln der Polizeibehörde, die diesen Schritt nicht in dem gleichen Maße mitvollzieht, unterworfen: Die Besonderheiten der Frauenarbeit, z. B. Rücksichtnahme auf müttergerechte Zeiten oder ein Personalschlüssel, der den Fehlzeiten bei Schwangerschaft und Geburt Rechnung trägt, sind nicht eingeplant. Die Nachfolgerin von P, Frau K hat damit zu kämpfen. Diese neue Situation, für die weder die Behörde noch die Lebenswelt des LKA XY adäquate Handlungsoptionen zur Verfügung stellt, macht ihr »enorm, persönlichen Druck.«.

»(...) ich habe sehr viele Frauen in der Dienststelle, die gehen dann irgendwann in Mutterschutz und in Erziehungsurlaub, und dafür gibt es keine Planung, die Erziehungsurlauberin durch irgendjemand anders zu ersetzen. (...)Tja, und wie gesagt, deswegen muss hier immer mehr Arbeit mit immer weniger Leuten (...) bewältigt werden und, das sag ich ja, das macht mir schon, enorm, persönlichen Druck.« (Interview 11, S.1)

Doch nicht nur die Fehlzeiten durch Mutterschutz und Erziehungsurlaub machen ihr zu schaffen, sondern auch die übrigen Vorschriften des Mutterschutzgesetzes, die solche Tätigkeiten untersagen, die die schwangeren Frauen gefährden können.

»(...) das ist klar, wenn Frauen schwanger sind, gibt es ja Vorschriften nach dem Mutterschutzgesetz dass sie bestimmte Dinge nicht mehr tun dürfen. Sie dürfen keine Tätigkeiten mehr ausüben wo die Gefahr besteht, dass sie eben mit ihrer Schwangerschaft irgendwelche Schäden erleiden können. Also es gibt einmal gesetzliche Vorschriften (...) die haben wir auch einzuhalten, und das tun wir auch, also zum Beispiel gehen Kolleginnen dann nicht mehr mit auf Außenermittlungen. (...) Sie dürfen keine Rufbereitschaften mehr versehen weil sie nachts nicht alarmiert werden dürfen. Sie dürfen nachts nicht mehr arbeiten also einfach Vorschriften, die dazu dienen sollen, Mutter und Kind eben in der Schwangerschaft eben auch zu schützen. (...).« (Interview 11, S. 23)

Im Zusammenhang mit der unbefriedigenden Personalregelung bedeutet die Einhaltung der Mutterschutzregelung für K den »persönlichen Druck«, trotz Personalmangels die

Arbeit mit den verbliebenen PolizistInnen zu leisten. Zugleich besteht sie aber darauf, dass Frauen »überall so gut arbeiten können wie Männer«. Dass »in den Mordkommissionen sehr wenig Frauen sind«, führt sie darauf zurück, dass diese »auch heute noch eine Männerdomäne mit Vorstellungen die ein bisschen altbacken sind« seien. Und schränkt gleich ein: »(...) zumindest in Teilen«, was darauf hinweist, dass auch in den Mordkommissionen ein Umdenken eingesetzt hat.

»Grundsätzlich bin ich der Überzeugung dass Frauen überall genauso gut arbeiten können wie Männer, ich weiß dass in den Mordkommissionen sehr wenig Frauen sind, und ich denke das ist auch heute noch eine Männerdomäne mit Vorstellungen die ein bisschen altbacken sind, zumindestens in Teilen. (...) Ich bin der festen Überzeugung dass da auch Teilzeit gearbeitet werden kann was, weiß ich genau weder von Herrn Z noch von Herrn Y so gesehen wird, die sind der Auffassung nicht dass da Teilzeitkräfte arbeiten können. Wir haben so wenige Frauen. Die Frauen sind in Führungspositionen unterrepräsentiert.« (a. a. O.)

Ihre Vorschläge zur besseren Integration von Frauen zielen auf strukturelle Veränderungen, die von den männlichen Führungskräften (Herrn Z und Herrn Y) nicht befürwortet werden. Ihrer Meinung nach könnten in den Mordkommissionen durchaus »Teilzeitkräfte arbeiten«. Außerdem kritisiert sie die Unterrepräsentation von Frauen in Führungspositionen.

- Die **selbstmächtige Handlung**, Frauen in die männlich tradierte Arbeitswelt zu holen, zieht **zusätzliche Belastung** für die betroffenen Kommissionen nach sich, weil die Veränderungen zu **einseitig** auf die **soziale Verbesserung der Lebenswelt** zielen und notwendige übergeordnete Strukturen nicht gleichzeitig geschaffen wurden.
- Die Frauen selbst haben den informellen Auftrag zu **zusätzlicher Emotionsarbeit**.

### 7.2.2.3 Sich selbst entmischen

Das in starkem Maße gemeinschaftsbezogene (Arbeits)Leben stärkt das subjektive Bedürfnis vieler PolizistInnen, einen Bereich nur für sich allein zu haben, ihn nicht mit anderen zu teilen. **Für sich allein** ist im Wortsinn gemeint: gänzlicher Rückzug in der Freizeit mit

einer **geliebten Beschäftigung**. Weder KollegInnen noch Familienmitglieder werden daran beteiligt. Bei den Männern fand ich überwiegend den ›einsamen‹ Teilzeitaussteiger, bei den Frauen ist eine Tendenz zum Teilzeitausstieg mit Freundinnen da, aber ohne die Familie.

»E: (...) und hab ich mich denn zurückgez-, ja ich hab es mir angewöhnt ja (...) meine Frau spielt da also mit, gibt es überhaupt keine Probleme zum Beispiel einmal im Jahr immer mal wegzufahren ganz alleine (...). Dann wohne ich mitten im Wald, in (...) und (...) mit Motorrad (...) ja, ich fahr dann (...) eine ganz Woche völlig für mich alleine, ich seh keinen Menschen und klar mal auf der Tankstelle oder beim Einkaufen, ansonsten keine Menschenseele (...), brauch ich auch nicht. Vielleicht hat sich das verstärkt dadurch. (...) dass man, Sie stehen ja permanent unter Druck in dem Haus (...), permanent (...). I: Ja und (...), mitten im Wald, das ist ja dann eigentlich das Gegenteil, viel Natur, Einsamkeit. E: Nun bin ich ja auch so eigenbrötlerisch (...) pass bloß auf, dass das nicht schlimmer wird (...) bin manchmal so'n Eigenbrötler.« (Interview 5, S. 20)

E verbindet seinen temporären Rückzug aus der menschlichen Gemeinschaft mit seiner Persönlichkeit: »Nun bin ich ja auch so eigenbrötlerisch (...) bin manchmal so'n Eigenbrötler.« Wichtig ist ihm aber, dass seine Frau das mitträgt (»meine Frau spielt da also mit, gibt's überhaupt keine Probleme«). Als Grund für seine Rückzüge »einmal im Jahr« nennt er die pausenlose Inanspruchnahme im Amt (»Sie stehen ja permanent unter Druck in dem Haus (...) permanent«).

Doch auch wenn diese absolute Art und Weise des persönlichen Rückzugs sehr individuell anmutet, so ist sie doch im Lebensweltlichen des LKA XY verankert. Denn in ›anderem Gewand‹ suchen andere PolizistInnen ebenso **sich alleine**. Die Variationen sind vielfältig und reichen über Alleinreisen wie von E beschrieben über das Ausüben einer speziellen Religion, über die Jagd in den frühen Morgenstunden nur mit dem Hund, bis hin zum Sich-Versenken in die Gartenarbeit, wobei Störungen nicht geduldet werden. Der Grund ist immer der gleiche: für eine Weile vollkommen abschalten, dem permanenten Druck entkommen. Sich voll einbringen erfordert praktisch ein adäquates Gegengewicht: **sich voll rausziehen**. Oder: ständig gemeinsam entscheiden und handeln erfordert als Gegengewicht das Selbst-Entscheiden und das unabhängige Handeln.

»H: Ich fahr immer nach Kalabrien. Ich flieg, fahr ich nicht, ich flieg dahin, ja. I: Und was machen Sie dann dort? H: Dann lass ich es mir richtig gut gehen. (...) ja da wird man eben rundum mal bedient. Das ist sone Sache die mir als Hausfrau ganz entgegenkommt. (...) man muss sich um nichts kümmern es ist kein Mann da der an einem rumzottelt und sagt: ›Nun

komm schon wir haben den Tisch bestellt«. Und es ist keiner da der ständig ›Maama‹ brüllt. (...) Nur um mich selbst zu kümmern, und all das zu machen was mir eben gerade in dem Moment Spaß macht also nicht essen zu gehen wann die es wollen oder wann irgendeiner Hunger hat, sondern wenn ich selber Hunger habe. (...) Wir sind dann (...) wir fahren jetzt dies Jahr mit einer kleineren Gruppe da hin aber ich hab trotzdem keine Probleme zu sagen: ›Na wenn ihr meint, geht essen, ich noch nicht«. Das macht man mit der Familie vielleicht nicht unbedingt so. Ja. Sone Sachen. Von morgens bis abends lesen. (...) Oder auch einfach mal nur doof dasitzen in der Sonne und einen schönen Capuccino trinken und vielleicht ein bisschen lästern über andere oder halt, so. Und mit andern Frauen fahr ich da hin. Dass man da mal mit Gleichgesinnten, schön (...).« (Interview 8, S. 16/17)

Die Kommissarin H befindet sich in einer anderen Situation als E. Sie hat praktisch zwei Jobs: den der Kommissarin und den »als Hausfrau«. Auch sie hat das Bedürfnis, dem Druck zu entkommen: dem Kind, das »ständig ›Maama‹ brüllt« und dem Mann, »der an einem rumzottelt«. Nur um sich »selbst zu kümmern, und all das zu machen, was ihr »gerade in dem Moment Spaß« macht, ohne sich nach anderen zu richten. Das kann sie mit Freundinnen realisieren, von denen sie sich keinen Druck machen lässt (»›Na wenn ihr meint, geht essen, ich noch nicht.«). Ganz anders als in der Familie: »Das macht man mit der Familie vielleicht nicht unbedingt so.«

Die grundlegende Haltung, sich ›voll rauszuziehen‹ ist die gleiche wie bei den männlichen Kollegen. In der Umsetzung sind allerdings **nichtstörende** Mitreisende erwünscht, »Gleichgesinnte«, mit denen sie »vielleicht ein bisschen lästern« kann.

- Der umfassende Einsatz im Dienst mit dem ›permanenten Druck‹ bedingt die **umfassende Auszeit ohne jeden Druck**.
- Die umfassende Auszeit ohne jeden Druck ist i. d. S. ein Stück **Selbstmächtigkeit**, quasi eine **Handlung aus der Lebenswelt** (des LKA XY) **hinaus**.





## 8 Das Konzept der Grenzzonglage

»Ich meine mit Max Weber, dass der Mensch ein Wesen ist, das in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt ist, wobei ich Kultur als dieses Gewebe ansehe. Ihre Untersuchung ist daher keine experimentelle Wissenschaft, die nach Gesetzen sucht, sondern eine interpretierende, die nach Bedeutungen sucht.« (Geertz 1983, S. 9)

In diesem Kapitel konzeptualisiere ich die Kernkategorie: **Grenzzonglage**. Das Bild der **Grenzzonglage** ist in der Entwicklung der Kernkategorie für mich hilfreich gewesen, deshalb führe ich es hier ebenfalls ein. Das Bild der Grenzzonglage basiert auf dem Jonglieren, das ich im folgenden Exkurs darstelle.

### 8.1 Exkurs: Jonglieren

**Jonglieren** ist ein Bild aus Varieté und Zirkus. Gut gemacht, wirkt Jonglieren ›leicht‹ und unterhält die ZuschauerInnen. Tatsächlich aber erfordert es aber sehr viel disziplinierte Übung und Geschicklichkeit. Jonglieren wirkt nicht nur leicht und elegant. Es stärkt auch die Fähigkeit, Schwierigkeiten zu meistern und Geduld, Ausdauer und Selbstanalyse zu lernen.

»Jonglieren ist nicht nur eine Metapher für das Leben, es ist ein Modell. (...) Mit deiner Fähigkeit zu jonglieren wächst auch die Fähigkeit, physische, geistige und emotionale Schwierigkeiten zu meistern. Um gut jonglieren zu lernen, musst du jeden komplizierten Trick in seine kleinsten Einzelteile zerlegen und ihn Schritt für Schritt wieder aufbauen. Jonglieren verlangt, lehrt und verstärkt Geduld, Ausdauer und Selbstanalyse. Du bringst eine ständig wachsende Ordnung in das Chaos von Händen und Gegenständen.« (Finnigan 1988, S. 490)

Dieses **Schaffen von Ordnung** wird beim Jonglieren von der sogenannten **Wandebene** unterstützt. Mit dem Begriff Wandebene wird die Begrenzung der Flugbahn der Wurfrequisiten bezeichnet. Sie ist eine vorgestellte senkrechte Fläche vor dem Körper des/der

JongleurIn, innerhalb derer die Requisiten bleiben sollen. Die Wandebene ist sozusagen ein Jonglierrahmen. (Finnigan a. a. O., S. 11) Sie sorgt beim Jonglieren dafür, dass die Requisiten nicht aus der Flugbahn geraten und zu Boden fallen.

Die Requisiten der JongleurInnen sind alle möglichen Dinge, die sich werfen und fangen lassen: Tücher, Bälle, Ringe, Keulen, ja sogar Zigarrenkisten oder Hüte. Diese Gegenstände soll die/der JongleurIn »auf geschickte Weise werfen, halten, balancieren oder manipulieren.« Dies ist nach Finnigan (a. a. O., S. 524) Jonglieren. Dabei bilden die Flugbahnen, die die Requisiten beschreiben, die »Muster« (S. 526). Mehrere Muster bilden einen Jongliertrick.

Jonglieren, so sagt Finnigan, »ist normalerweise ein kooperativer Sport, bei dem sich alle Beteiligten gemeinsam dafür einsetzen, dass alle Requisiten möglichst lange in der Luft bleiben.« (a. a. O., S. 439) So wird das Jonglieren nicht nur einzelnen Personen gelehrt, vielmehr treten JongleurInnen auch in Gruppen auf. Es gibt auch Spiele, bei denen Mannschaften gegeneinander antreten.

### 8.1.1 Das Sinnbild ›Grenzjonglage‹

Die Notwendigkeit, den Anforderungen der kriminalistischen Arbeit gerecht zu werden, führt zu einem beständigen **Austarieren** zwischen der Bewältigung der Arbeit und der Bewältigung des extrembelastenden Erlebens.<sup>43</sup> **Grenzjonglage** wird hier als Metapher gebraucht für das Finden einer Balance zwischen Arbeits- und Belastungsbewältigung. Die ›Requisiten‹ der Grenzjonglage sind:

- die Extrembelastung, die sich vorrangig im **Mitleiden** zeigt,
- die **Arbeitsanforderungen** und
- die **zusätzlichen Belastungen** durch die Organisation der Arbeit.

---

43 Das lässt an die Theorie der Ressourcenerhaltung denken (Hobfoll/Buchwald 2004, S. 12). Sie setzt voraus, dass die Menschen ihre Lebensumstände derart gestalten, dass sie ihre eigene Integrität und die ihres unmittelbaren und weiteren Umfeldes unterstützen. Insofern müssten die Subjekte immer im Kontext ihrer sozialen Umfelder und Bindungen gesehen werden. Allerdings fasst diese Theorie die Handlungskompetenzen (berufliche, soziale) im Gegensatz zu dieser Arbeit als *persönliche*, nicht als *lebensweltspezifische* auf.

Die **Grenze** als Teil des Wortes Grenzjonglage betont das, was beim Jonglieren die (imaginierte) Wandebene ist: eine lebenswelttypische Begrenzung der Handlungsmöglichkeiten. Insofern ist sie auch ein **Handlungsspielraum**. Es ist (nur) das möglich, was im LKA XY möglich ist – im »Rahmen des Handelns« (Goffman 1980, S. 274)<sup>44</sup>.

In Abbildung 19 wird der Umgang mit der Extrembelastung und dem Arbeitsauftrag im Sinnbild der Grenzjonglage dargestellt. Der Arbeitsauftrag wird von der Behörde erteilt. Die Arbeitsaufträge sind dergestalt, dass sie zu Extrembelastung führen können. Für deren Entlastung sieht die Behörde **vor Ort** keine Maßnahmen im präventiven Sinne vor. Zusätzliche Belastungen entstehen durch Mängel in der Ausstattung. Die Lebenswelt LKA XY »übersetzt« den Arbeitsauftrag in konkrete Arbeitshandlungen und »erfindet« über die Grenzjonglage die Bewältigungshandlungen.

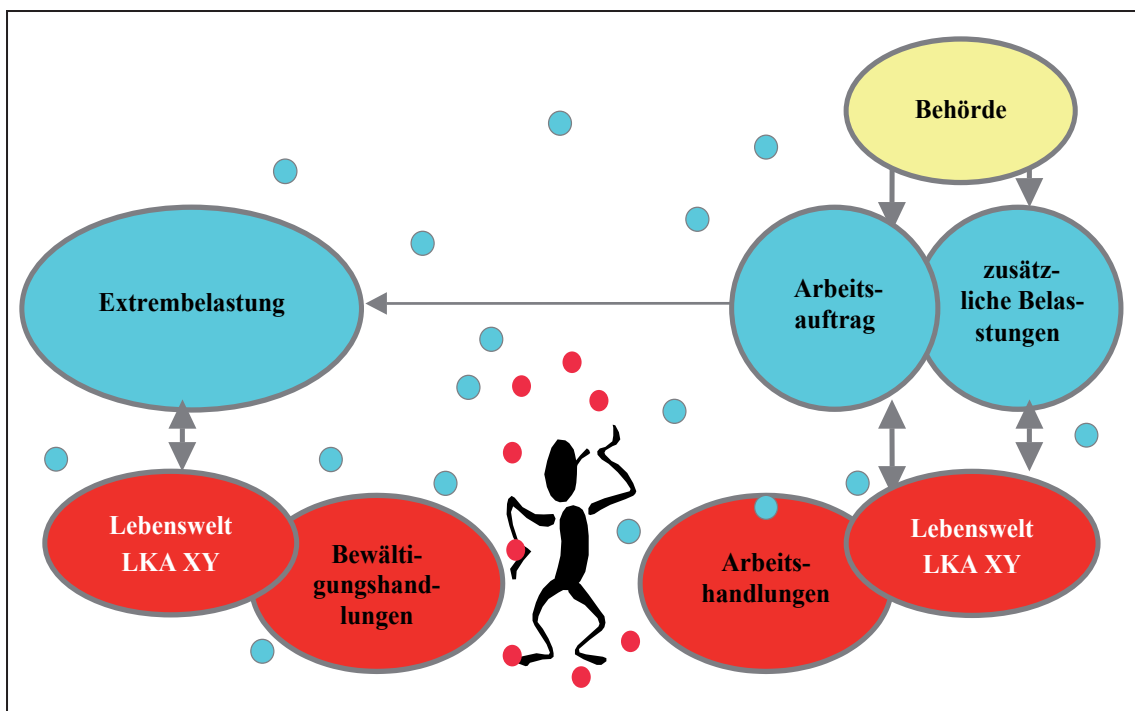


Abb. 19: Grenzjonglage

44 »Die Menschen haben eine Auffassung von dem, was vor sich geht; auf diese stimmen sie ihre Handlungen ab, und gewöhnlich finden sie sie durch den Gang der Dinge bestätigt. Diese Organisationsprämissen – die im Bewusstsein und im Handeln vorhanden sind – nenne ich den Rahmen des Handelns.« (Goffman a. a. O.)

- Weil die Bewältigung am Arbeitsort und in der Arbeitszeit erfolgt, muss sie **arbeitsverträglich** sein. Die Bewältigungs- und die Arbeitsabläufe müssen sich wechselseitig aneinander **anpassen**.
- **Die Grenzjonglage** routinisiert die Arbeits- und Bewältigungshandlungen in der Weise, dass die Anforderungen dieser beiden Bereiche **miteinander kompatibel** werden.

## 8.2 Die Belastungsfaktoren – ›Requisiten‹ der Grenzjonglage

Die Belastungsfaktoren – Extrembelastung (Mitleiden), Arbeitsanforderungen und zusätzliche Belastungen – machen das komplexe Belastungsgeschehen im LKA XY aus, auf das die Grenzjonglage die Antwort der Bewältigung ist. Was diese Faktoren im Einzelnen ausmacht, beschreibe ich in diesem Abschnitt.

### 8.2.1 Mitleiden

Ursächlicher Ausgangspunkt für diese Forschungsarbeit war mein Interesse am Umgang mit dem extrembelastenden Erleben im Alltag von KriminalpolizistInnen. Ich setzte voraus, dass es extrembelastende Erlebnisse im Polizeialltag gibt. Zu dieser Annahme berechtigten mich zum einen Forschungsergebnisse im Rahmen von Untersuchungen des Psychotraumas im Polizeidienst. (Steinbauer/Jagsch/Kryspin-Exner 2002; Gersons/Carlier/Lamberts/van der Kolk 2000; Teegen 1997; van der Helm/Hartjes 1995) und zum anderen die Bestätigung im Forschungsfeld, insbesondere während der Einstiegsphase.

Die PolizistInnen beschreiben als belastendes sinnliches Erleben die Resultate von Gewalthandlungen: Tatorte, misshandelte Menschen, Tote, das Leid der Angehörigen von Opfern, aber auch die TäterInnen, Videos usw. Als besonders belastend werden ›Bilder‹ beschrieben: »Es sei sehr schwierig, die Bilder, die man zu sehen bekomme, zu verarbeiten.« (Feldkontakt 1, S. 1) Dennoch erschien es meinen ForschungspartnerInnen für mein Verständnis ihrer Belastung nicht ausreichend, mir Bilder (Fotos, Videos) zu zeigen. Denn

nicht nur mein erster Gesprächspartner drängte mich, »selbst zu sehen und zu erleben, um was es da geht« (Feldkontakt 1, S. 1), sondern ich wurde auch immer wieder aufgefordert, an Ermittlungen teilzunehmen, die für mich ›interessant‹ wären.

Ich schließe daraus, dass sich die Belastung durch Gewaltdelikte nicht allein in Bildern und Worten ausdrücken lässt. Vielmehr sollte sie sich mir durch mein eigenes Erleben desselben, was die PolizistInnen erleben, vermitteln. **Erleben** ist ein Begriff, der einerseits zwar sehr allgemein und vage ist (heutzutage werben beispielsweise Freizeitanbieter mit allerlei sog. ›Erlebnissen‹), andererseits benennt dieser Begriff aber eine **Lebendigkeit**, ein Erfahren-Können sozusagen **am eigenen Leibe**. Im Erleben kommt einem etwas sehr **nah**. Ich selbst sollte durch die neue und fremde Perspektive des zukünftig zu Erlebenden besser verstehen lernen. Daher begreife ich mein eigenes Erleben als *einen* Schlüssel zum Verständnis.

Die **Bilder der Gewalt**, die ich gesehen habe, lösten starke Emotionen aus. Sie waren im **Vordergrund** meines Erlebens während der Ermittlungen. Für die KommissarInnen dagegen kann das Erleben der Delikte – trotz seines starken Eindrucks – allenfalls **Nebenschauplatz** sein. Denn an erster Stelle steht die Ermittlungsarbeit. Sie wird mit einer gewissen Distanz zur Emotion (vgl. z. B. das Wegstecken, Kap. 5, S. 123ff) geleistet. Das Erleben soll zugunsten der Arbeitsfähigkeit quasi **domestiziert** werden – oft durch **Sich-Distanzieren**. So wird der Umgang mit den belastenden Ereignissen Teil des professionellen Handelns.

Das, womit die PolizistInnen emotional in den Ermittlungen konfrontiert werden, ist ihr eigenes Mitleid. Denn hinter den ›Bildern‹<sup>45</sup> von Tatorten, Obduktionen, Tätervernehmungen, Opfer- und Zeugenvernehmungen steht immer auch das Bild vom Leiden gequälter Menschen. Diese Bilder des Leidens, die beispielsweise andauernd präsent sind in den Filmdokumenten der Kinderpornografie, lösen bei den PolizistInnen **Mitleiden** aus. Darauf gehe ich in der Analyse der Hauptkategorien immer wieder ein (siehe Kap. 2, S. 36; Kap. 5, S. 118; Kap. 6, S. 171, 173ff und 181). Mitleid ist das emotionale Zentrum aller Aktivitäten zur Bewältigung. Es gilt den Opfern. Andere **Emotionen** wie **Abscheu** oder **Ekel** betreffen die Täter und ihre Taten (siehe Kap. 5, S. 117). Sie tauchen in den Daten

---

45 ›Bilder‹ steht hier für alle Sinneswahrnehmungen im Zusammenhang mit den Ermittlungen.

sehr selten (1- und 2-mal) auf. Wut betrifft ebenfalls die Täter, wird jedoch meist als Folge der **Betroffenheit** gesehen. (»Aber wenn Sie so ein wehrlose Kind sehen da kriegen Sie auch so Wut einfach (...) und sone Betroffenheit«. [Interview 5, S. 18])

Nun geht aus den Daten auch hervor, dass Mitleiden nicht gleich Mitleiden ist: Es ist vielmehr unterschiedlich stark ausgeprägt. Wie stark oder gering das Mitleiden ist, hängt von den Eigenschaften der Opfer und ihrer Bedeutung für die Betroffenheit der jeweiligen PolizistInnen ab. Über die Rangfolge der Opfereigenschaften und die daraus resultierenden Betroffenheitsdimensionen herrscht im Forschungsfeld durchgängig Übereinstimmung. Es handelt sich um grundlegende Überzeugungen, die die Strategien der Bewältigung quasi unterfüttern.

Diese Rangfolge der Opfereigenschaften im Verhältnis zu **starkem Mitleiden** und zu **geringem Mitleiden** stellt die folgende Abbildung 20 dar, die ich nachfolgend erläutere. Misshandelte und missbrauchte Kinder, insbesondere tote Kinder, lösen das stärkste Mitleiden aus.

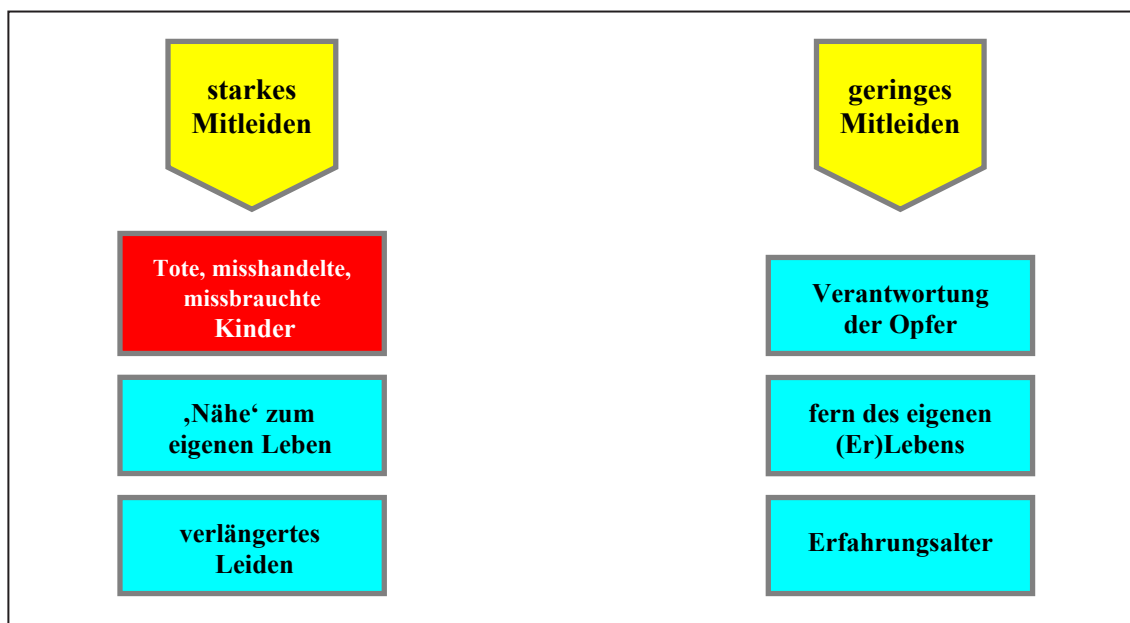


Abb. 20: Betroffenheitsdimensionen des Mitleidens

Alle ForschungspartnerInnen beschreiben ihr Mitleiden als am stärksten in der Konfrontation mit dem Leiden von Kindern durch Gewalthandlungen. Dann, wenn die Kinder nur noch tot aufgefunden werden, wird das Mitleiden als besonders starke Belastung empfunden.

»(...) wenn dann also drei-, vier-, fünf-, sechs-, sieben-, achtjährige Kinder unterwegs sind und die werden dann irgendwo auf einer Müllkippe gefunden oder so, das ist also für die einzelnen Mitarbeiter eine sehr belastende Sache egal, ob es jetzt Männer oder Frauen sind, da ist jeder gleichermaßen betroffen von und, die meisten bei uns hier sind also auch selber Familienväter (...) oder Mütter von Kindern und, da kann man das sicherlich gut nachvollziehen (...) was dann in den Eltern vorgeht.« (Interview 6, S. 6)

Kommissar F beschreibt, was Mitleiden ist: »(...) da kann man das sicherlich gut nachvollziehen«. Sich **einfühlen**, nachvollziehen, was »in den Eltern vorgeht«, denen das Mitgefühl gilt. Ein weiterer Aspekt, der das Mitfühlen als ein starkes ausweist, ist die **Nähe zum eigenen Leben**: »(...) die meisten von uns hier sind also auch selber Familienväter (...) oder Mütter von Kindern«. Das eigene Erleben der Elternschaft **fördert das Verständnis** für die betroffenen Eltern.

Die Nachvollziehbarkeit dessen, was im Opfer – hier: der nächsten Angehörigen – vorgeht, wird von der Nähe des Ereignisses zum eigenen Leben unterstützt, so die Auffassung von F. Umgekehrt bedeutet das: Wenn die KollegInnen keine Kinder haben, geht ihnen der Tod eines Kindes nicht so nahe.

»Natürlich ist nur bei ganz speziellen Tötungsdelikten also wenn es um Kinder (...) gehen die Emotionen natürlich höher (...) und sicherlich teilweise auch innerlich also für den Betroffenen für uns eben auch, (...) aber das liegt, sicherlich unter Umständen auch an der persönlichen Situation (...) wenn einer gerade kleine Kinder selber zu Hause hat als Familienvater, dann sieht er natürlich vielleicht ein Tötungsdelikt an einem Kind mit etwas anderen Augen wie einer, der das nicht hat (...).« (Interview 4, S. 13f)

Kommissionsleiter D sieht die Stärke der Emotionen, die Tötungsdelikte an Kindern auslösen, ebenfalls in Abhängigkeit von der Nähe der persönlichen Familienverhältnisse zum Opfer. Er sagt auch, dass ein »Familienvater« die Tötung eines Kindes »mit etwas anderen Augen« sieht »wie einer, der das nicht hat.«

Ein **verlängertes Leiden** der Opfer ruft ebenfalls sehr starkes Mitleid hervor. Die PolizistInnen stellen sich vor, wie das Opfer sich – vergeblich – gewehrt hat oder vor der Tötung gequält wurde. Bei Abwehrverletzungen stellen sie sich den Kampf vor, in dem sich das Opfer, ungeachtet dadurch entstehender Verletzungen, wehrt: Ein Kampf, in dem es um nichts weniger als Leben oder Tod geht.

»Oder bei einer Leiche eben zum Beispiel was ich nicht sehen kann oder nur schwer sehen kann das sind Abwehrverletzungen (...) Schnittverletzungen. (...) Die Vorstellung, dass sich der Mensch da noch gewehrt hat und dem Täter ins Messer reingegriffen hat, (...) das ist also für mich grauslicher, ekliger als dann die Leiche als solche.« (Interview 4, S. 33)

Es ist die »Vorstellung«, das **Sich-Hineinversetzen** in die Situation, was für D »grauslicher, ekliger als dann die Leiche als solche« ist. Das kann er »nicht« oder »nur schwer sehen«. Überhaupt ist das **Nachfühlen** längeren Leidens »aus der Sicht des Opfers«, wie Kommissar A sagt, »wirklich schlimm«.

»A: (...) der zuerst zusammengeschlagen wurde und dann im Kofferraum zu seinem eigentlichen Tatort transportiert wurde und dort (...) mit (...) Baseballschläger und mit Messern traktiert wurde, und dann (...) letztendlich auch angezündet wurde, und, (...) wenn ich mir also die Situation vorstelle, das war also wirklich fand ich einen (...) bedrückenden Eindruck, also das war echt fand ich also wirklich schlimm. Wenn ich mir überlege, dass der also (...) noch lebend zu seinem Tatort sozusagen (...) im Kofferraum geschleppt wurde und da also wirklich (...) auf brutale Art und Weise auch getötet wurde, (...) Aus der Sicht des Opfers, (...) also, was mich am meisten beeindruckt hat (...) I: Hatten Sie bestimmte Gefühle dazu oder? A: (...) Ja, es ist eigentlich (...) eine komische Situation, man (...) also so spezielle Gefühle hat man da eigentlich gar nicht so zu (...), weil, wenn man sich da also auch zu sehr drauf einlassen würde und jeden Fall (...) so persönlich nehmen würde, das wäre so gar nicht möglich (I: mhm), das könnte man ja gar nicht verarbeiten, (...) man denkt nur (...), wie muss sich das Opfer gefühlt haben, (...) und (...) diese Situation muss für das Opfer also sehr beklemmend und sehr, sehr angstvoll auch gewesen sein. Da gibt es andere Taten, wo im Affekt oder im Streit jemand getötet wird (...), das ist (...) eine andere Situation.« (Interview 1, S. 5f)

In diesem Beispiel ist das Mitfühlen und -leiden, »wenn man sich da also auch zu sehr drauf einlassen würde«, gefährlich. Denn »das könnte man ja gar nicht verarbeiten.« Dennoch versetzt A sich in das Opfer und dessen mögliche Empfindungen hinein: »Wenn ich mir also die Situation vorstelle«, »wenn ich mir überlege«, »aus der Sicht des Opfers«, »man denkt nur (...), wie muss sich das Opfer gefühlt haben«. »Eine andere Situation« – und wohl leichter zu verarbeiten – sind »andere Taten, wo im Affekt oder im Streit jemand getötet wird.« Diese Gegenüberstellung der extrem leidvollen Tötung mit einer Tötung im Affekt macht deutlich, in welchem starkem Maße das **Mitleiden** sich im **Leiden des Opfers** begründet: Leidet es »weniger« und kürzere Zeit, hält sich auch das Mitleiden und damit die Belastung in Grenzen bzw. ist es leichter zu »verarbeiten«.



Weitgehend des Mitleidens unwürdig sind in diesem Zusammenhang solche Opfer, die für die Gewalt, die ihnen angetan wird, sozusagen auch **selbst Verantwortung tragen**, etwa indem sie »Geschäfte mit Russen« (Interview 5, S. 18) machen. Diese Morde habe ich als solche beschrieben (Kap. 5, S. 135), die »gar nicht erst in die Seele« eingelassen werden. Opfer sind praktisch umso mehr bemitleidenswert, je mehr sie Opfer, im Sinne von **unschuldig**, sind.

»Es hängt natürlich auch davon ab, (...) ja man kann nicht sagen, (...) welche Schuld das Opfer sozusagen getragen hat, also (...) das Opfer spielt ja eine ganz wichtige Rolle in der Tat, also das Opfer macht also Sachen, die teilweise auch (...) Handlungen provozieren beziehungsweise (...) bestimmte (...) Handlungen (...) verursachen und (...) es ist ein Unterschied, also ob (...) beispielsweise im Streit (...) so was passiert oder (...) ob beispielsweise (...) das geplant war und das Opfer in so einer hilflosen Lage auch ausgenutzt wurde, die Gedanken macht man sich, (...)« (Interview 1, S. 7f)

Kommissar A differenziert zwischen der **aktiven Beteiligung** des Opfers, das »also Sachen« macht, »die teilweise auch (...) Handlungen provozieren beziehungsweise (...) verursachen«, »beispielsweise im Streit«, und dem **passiven Erleiden**, »das geplant war, und das Opfer in so einer hilflosen Lage auch ausgenutzt wurde«. Die Mitverantwortung des Opfers macht das Mitleid geringer. Die Hilflosigkeit des Opfers verstärkt das Mitleiden.

Das zunehmende **Erfahrungsalter** der PolizistInnen reduziert ebenfalls das Mitleiden. D konstatiert eine gewisse Gewöhnung an »Leichen« aufgrund der Dauer seines Umgangs damit.

»Also speziell jetzt, was den Umgang mit Tod und Leichen und so anbelangt, der begleitet Sie ja schon oder begleitet eben mich schon praktisch solange ich bei der Polizei bin. (...) Ich habe meinen ersten Toten gesehen als Verkehrsunfallopfer, als Schiedsrichter schon (...) und später habe ich dann die Heroinleichen gesehen und habe dann die andern Leichen gesehen im Bereitschaftsdienst, den Sie auch schon immer machen mussten. (...) Sprich und dann eben hier bei der Mordkommission, im Schichtdienst hier. Überall (...) hatten Sie selbstverständlich mehr oder weniger mit Leichen zu tun, wenn Sie bei den Dienststellen sind, die eben wie man so schön sagt an der Front sind. (...) Es ist ja nicht so, als ich vor X Jahren hier angefangen habe bei der Mordkommission, dass ich da plumps (...) auf einmal da reingeworfen wurde und man unvermittelt mit Leichen umgeben ist. (...) Sondern das hat sich ja entwickelt und (...) Ich mein' also, Sie müssen es eben professionell angehen (...) sprich, Sie blenden sicherlich die Emotionen aus (...). Ich mein' sicherlich ist bedauerlich und die Leute tun mir leid, aber, die tun mir nur sehr kurz, also sehr marginal Leid (...), weil ich eben anderes im Kopf habe.« (Interview 4, S. 28f)

Das jahrelange Arbeiten in »den Dienststellen (...), die an der Front sind« und wo er »selbstverständlich mehr oder weniger mit Leichen zu tun« hatte, hat D gelehrt, dass er »es eben professionell angehen« muss, dass er »sicherlich die Emotionen« ausblendet und ihm »die Leute (...) nur sehr kurz, also sehr marginal Leid« tun.

### 8.2.2 Arbeitsanforderungen und zusätzliche Belastungen

Die Ermittlung der strafbaren Handlungen und der Täter findet im Team, d. h. der Kommission oder Teilkommission, statt. Bei Straftaten, für deren Aufklärung spezielles, in der bearbeitenden Kommission nicht vorhandenes Knowhow und zusätzliches Personal benötigt wird, werden Sonderkommissionen gebildet. Teamarbeit ist die Grundlage jeder Ermittlung. Doch ist die konkrete Ermittlungsarbeit auf eine solche Weise mit der Bewältigung der Extrembelastung und der zusätzlichen Belastungen verbunden, dass sie sich kaum davon abgrenzen lässt.

In der folgenden Abbildung 21 zeige ich die zusätzlichen Belastungen: **Mängel in der technischen Ausstattung, Personalbegrenzung** und dadurch **zunehmender Personalmangel**. Daraus folgen überdies **Zeitknappheit** und in deren Folge wiederum eine **Minderung der allgemeinen Arbeitsleistung**. Die **Kompensation** dieser Belastungen führt in eine noch größere Zeitknappheit, die wiederum die allgemeine Arbeitsleistung vermindert und weitere Kompensationshandlungen erforderlich macht.<sup>46</sup>

---

46 Das erinnert an die so genannte »Verlustspirale«, die Buchwald/Schwarzer/Hobfoll (2004, S. 15) als Folge des Einsatzes von Ressourcen auf der Grundlage (zu) weniger Ressourcen konstatieren. Im Konzept der **zusätzlichen Belastungen** der hier vorliegenden Untersuchung würden die Ressourcen des LKA XY durch eine bessere Organisation der Arbeit »mehr« werden.

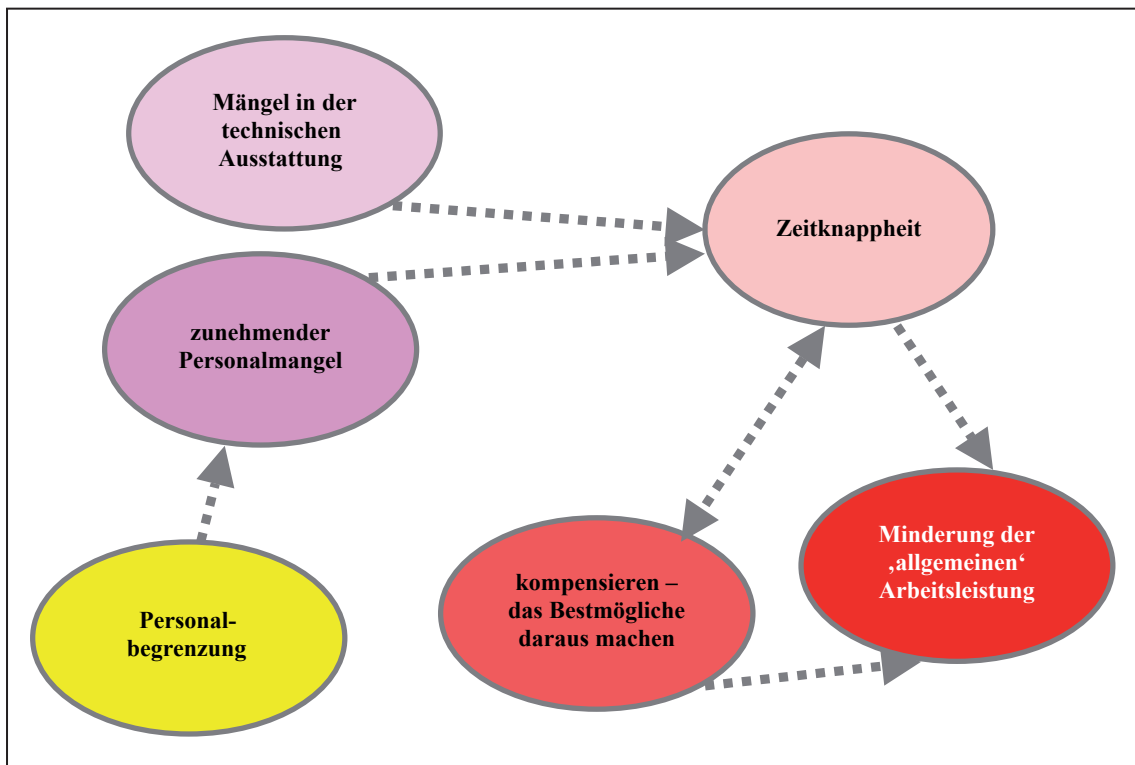


Abb. 21: Zusätzliche Belastungen

Die zusätzlichen Belastungen sind eine Folge der **Organisation der Arbeit**: Mangel an Personal und an technischen Arbeitsmitteln. Selbst wenn die technische Ausstattung verbessert wird, kompensiert das den Zeitmangel nicht. Denn: »Es seien Stellen abgebaut worden, bei gleichzeitiger Schaffung einer weiteren Inspektion. (...) Sie hätten Personalmangel.« (Aktualisierungsgespräch 2007) Personalmangel führt zu Zeitmangel. Denn weniger PolizistInnen müssen die Arbeit, die durch eine weitere Inspektion noch mehr geworden ist, jetzt in dem gleichen Maße leisten, wie zuvor mehr PolizistInnen.

Diese Tatsache wird durch das Fehlen von Arbeitszeitstrukturen, die den Bedarfen von Frauen angepasst sind, verstärkt. So fehlen Strukturen für die Kompensation von Mutterschaftsurlaub gänzlich (siehe Kap. 7, S. 204). Das erhöht den Personalmangel zum ohnehin bestehenden Personalmangel, besonders in den Kommissionen mit einem hohen Frauenanteil, noch zusätzlich.

»K: (...) weil wir ja auch den Anspruch haben, diese Verfahren ordentlich zu bearbeiten, sie auszuermitteln, (...) den Leuten nicht zuzumuten, dass sie Ewigkeiten auf eine Vernehmung

hier warten müssen insbesondere natürlich Kinder nicht, (...). So und im Moment ist es so, dass wir unseren eigenen Ansprüchen darin auch, eben nicht mehr, gut gerecht werden können und das drückt meine Mitarbeiter und das drückt mich natürlich auch. I: (...) Was geschieht dann mit den Delikten, die Sie nicht bearbeiten können? K: Na wir bearbeiten die schon, es dauert dann längere Zeit, (...) Also da überlegt man sich dann schon, mach ich hier noch eine Vernehmung oder mach ich hier noch eine Hausermittlung, oder mach ich es in diesem Falle nicht weil es vielleicht nicht soviel Erfolg verspricht.(...) Also wir müssen uns, sehr darauf konzentrieren aus diesem ganzen Bereich der Straftaten die, sehr brisanten und sehr wichtigen herauszunehmen und die, sag ich jetzt mal leichteren Fälle wie zum Beispiel exhibitionistische Handlungen, die aber aus unserer Sicht auch aufgeklärt werden sollten, ja da eben nicht mehr mit soviel, Arbeitszeit, ranzugehen. (...)Ja wie gesagt im Umgang mit dem Personal zu gucken wie man, den Mangel, ja gleichmäßig verteilt, wie man das Bestmögliche daraus macht nimmt eben einen hohen Anteil der Zeit ein. (Interview 11, S. 2)

Die Belastung durch den Mangel an Personal wird dann empfindlich spürbar, wenn nicht mehr alle Straftaten (gleich) bearbeitet werden können, wie die Inspektionsleiterin K deutlich macht. Zum einen können die KriminalpolizistInnen ihren »eigenen Ansprüchen darin auch, eben nicht mehr, gut gerecht werden«, dass sie die Fälle zügig bearbeiten. Diese »eigenen Ansprüche« speisen sich sowohl aus dem Mitleid mit »insbesondere natürlich Kinder« und aus dem Anspruch auf eine hohe Qualität der Arbeit, »diese Verfahren ordentlich zu bearbeiten, sie auszuermitteln«. Ihren Ansprüchen nicht gerecht werden zu können, das belastet »meine Mitarbeiter und das drückt mich natürlich auch«.

Zum anderen nimmt die Mühe, »im Umgang mit dem Personal zu gucken wie man, den Mangel, ja gleichmäßig verteilt, wie man das Bestmögliche daraus macht«, wiederum »einen hohen Anteil der Zeit ein«. Kompensation kostet zusätzliche Zeit.

Auch die Kompensation des Mangels an technischem Gerät, deren emanzipatorische Seite ich in Kap. 7 (S. 202) beschrieben habe, ist andererseits eine zusätzliche Belastung – zeitlich und finanziell. Die PolizistInnen müssen warten, auf Autos oder bis der PC hochgefahren ist. Auch die private Anschaffung oder die Verbesserung der Geräte erfordert zusätzliche Zeit.

Dennoch helfen die zur Verfügung stehenden Kompensationsroutinen, die Unzulänglichkeiten der Bürokratie mehr oder weniger gut auszugleichen, auch wenn sie eine zusätzliche Arbeitsbelastung darstellen. Das **Zusätzliche** der Kompensationsarbeit darf nicht unterschätzt werden. Denn das bedeutet: **zusätzlich zur ›normalen‹ Arbeit**. Diese

zusätzlichen Belastungen müssen auch **zusätzlich zur Bewältigung** des sinnlichen Erlebens bewältigt werden.<sup>47</sup>

- Der Belastungsfaktor **Zeitknappheit** ist in den **Mängeln der Organisation der Arbeit** sowie in deren **Kompensation** begründet.

### 8.3 Die Strategie der Bewältigung – ›Grenzjonglieren‹

Die **Strategie der Belastungsbewältigung** ist die spezifische ›innere Logik‹ aller Bewältigungshandlungen. Diese innere Logik stelle ich in diesem Abschnitt dar. Im Sinnbild der Grenzjonglage geht die Strategie der Bewältigung in den Handlungsmustern (Jongliermustern), die durch die Grenze (Wandebene) begrenzt werden, auf. Die Grenze bestimmt sich durch eine (für die Arbeitsanforderungen) ausreichende Nähe der Bewältigungshandlungen zu den Arbeitshandlungen. Diese Nähe ist es, die das ›Jonglieren‹ mit den ›Requisiten‹ Arbeitsanforderungen, zusätzliche Belastungen und Mitleid erforderlich macht. Die PolizistInnen haben es mit allen dreien mehr oder weniger gleichzeitig zu tun und müssen daher nahezu ständig abwägen, welchem ›Requisit‹ sie sich zuerst zuwenden. Die Handlungsmuster sorgen dafür, dass sie dieses Abwägen quasi **automatisch**, ohne Zeitverlust, tun können.

Im Sinnbild der Grenzjonglage bilden Abwägen, Entscheiden und nach-dem-Muster-handeln die Einheit des Grenzjonglierens. Ein Jongleur tut das Gleiche. Es kommt darauf an, im Handlungsmuster/Jongliermuster geübt zu sein und sich der Grenze/Wandebene als Möglichkeitsraum bewusst zu sein.

In diesem Sinne gehen die Handlungen der Bewältigung (des Mitleids und der zusätzlichen Belastung) und der Arbeit quasi Hand in Hand. Denn sie folgen den zu Grunde liegenden Mustern. Diese Muster basieren auf dem Prinzip der Handlungsmöglichkeiten, die sich aus ihrer Nähe zur Arbeit ergeben. Die Nähe zur Arbeit ist das Synonym für Grenze (Wandebene).

---

47 Inwieweit dieser Raubbau an Ressourcen die Arbeitsleistung der Einzelnen vermindert, habe ich nicht erfahren können. Eine differenzierte Fehlzeitenstatistik beispielsweise gibt es nicht. (Aktualisierungsgespräch 2007)

### 8.3.1 Die Funktion der Lebenswelt<sup>48</sup> LKA XY für die Bewältigung

Die Behörde trägt der Extrembelastung Rechnung, indem sie zentrale Hilfsangebote für den Fall des Überlastet-Seins, beispielsweise bei psychischen Problemen, macht. Diese Angebote werden im LKA XY allerdings kaum angenommen. Das hat seinen Grund darin, dass sich das Handeln der PolizistInnen in erster Linie auf ihre Lebenswelt, das LKA XY und die Kommission, der sie angehören, bezieht.

Die Lebenswelt fungiert als eine Art Übersetzerin oder Vermittlerin, die die abstrakten Vorgaben der Behörde in praktische Handlungsmuster ›übersetzt‹, sodass die PolizistInnen den Vorgaben in der Praxis folgen können. In diesem Sinne verfügt das LKA XY über Arbeitsroutinen, die vor allem die abstrakten Vorgaben der Bürokratie für die »Mikroebene des individuellen Handelns« (Behr 2000, S. 202) praktikabel machen.

Dies gilt für die Arbeit, nicht aber für die Belastungsbewältigung. So gibt es Vorschriften, wie beispielsweise festgelegte **Arbeitszeiten**, die allerdings den wechselnden Arbeitsanforderungen vor Ort entsprechend angepasst werden müssen. Ebenso werden die Regeln dafür, wie Überstunden abgebaut werden sollen, nach den Anforderungen der Arbeit vor Ort ausgelegt. Das bedeutet, dass »alle einen Berg von Überstunden zum Beispiel vor uns her« schieben, wie D erzählt.

»D: Wir schieben also alle einen Berg von Überstunden zum Beispiel vor uns her (...) wenn einer drei Tage freimachen will dann ist das überhaupt kein Problem, I: Das geht? D: Ja. (...) Also man ist ja doch recht beweglich und selbstständig und das ist schon ein gewisser Vorteil. (...) Also eben natürlich in einem gewissen Rahmen (...) ich meine soweit es die Arbeit eben zulässt (...) und natürlich (...) sagen natürlich auch viele und das stimmt natürlich dieser Freizeitausgleich ist natürlich nur ein halber Ausgleich. (...) Weil, den Freizeitausgleich nehmen Sie am Werktag (...) ganz normal (...) und die Überstunden, die haben Sie angearbeitet oder sich erarbeitet an Wochenenden an Feiertagen, nachts.« (Interview 4, S. 11)

Auch wenn der Freizeitausgleich von »vielen« nur als »ein halber Ausgleich« angesehen wird, fühlt D sich dadurch, dass es »überhaupt kein Problem ist«, »wenn einer drei Tage freimachen will«, »doch recht beweglich und selbstständig«. Dass dies für ihn »schon ein gewisser Vorteil ist«, liegt daran, dass er an dieser Überstundenregelung beteiligt ist: Er

48 Den Begriff der Lebenswelt nach Schütz/Luckmann (2003) habe ich in Kap. 2, S. 18 eingeführt.

bejaht sie und kann sie für sich in Anspruch nehmen. Sie ist dadurch **praktikabel**, nicht abstrakt. Die Basis aber für die Praktikabilität des Überstundenausgleichs ist die Vorgabe durch die Behörde, dass Überstunden ausgeglichen werden sollen.

Für die Belastungsbewältigung vor Ort dagegen gibt die Behörde nichts vor. Denkbar wären beispielsweise **Bewältigungszeiten**, etwa im Rahmen von Teamsupervision. Auch ein Belastungsausgleich, z. B. durch einen angekoppelten Überstundenausgleich, direkt nach einer extrembelastenden Ermittlung, wäre denkbar. Doch die PolizistInnen müssen ihre Belastungsbewältigung im Rahmen der Vorgaben für die Arbeit ansiedeln, da weitergehende Vorgaben fehlen. Auch dies bedingt die Nähe zur Arbeit mit.

Das Interesse der Behörde ist es vor allem, die **Ziele der Arbeit** zu erreichen. Dafür sind ihre Strukturen geschaffen. Eine Überlastung ihrer MitarbeiterInnen bleibt, von der Struktur der behördlichen Hilfe her gesehen, die Ausnahme. Denn auch wenn die Behörde keine Vorgaben vor Ort macht, trägt sie doch der Belastung der PolizistInnen auf andere Weise Rechnung: Ihre Angebote, die PolizistInnen psychosozial zu unterstützen, weisen auf einen **Zeitpunkt des Misslingens von Bewältigung** hin. Sie sind defizitorientiert: Wenn jemand psychisch krank wird, Alkoholmissbrauch betreibt oder seine/ihre Leistung sich vermindert, dann gibt es für die betroffenen PolizistInnen behördeninterne Einrichtungen der Beratung. Diese Einrichtungen (z. B. der Sozialdienst [siehe Kap. 2, S. 29]) sind zentrale Angebote für die gesamte Behörde. Damit stehen sie **außerhalb der Lebenswelt LKA XY**, wie auch außerhalb der anderen Polizeidienststellen in der Stadt.

In der folgenden Abbildung 22 zeige ich die Unterschiede der Bewältigungsangebote der Behörde (linke Seite) und der Lebenswelt LKA XY (rechte Seite). Entscheidend sind die Zeitpunkte: **Vor der Überlastung** (präventiv, Lebenswelt LKA XY) und **nach der Überlastung** (pathologisierendes Modell, Behörde).

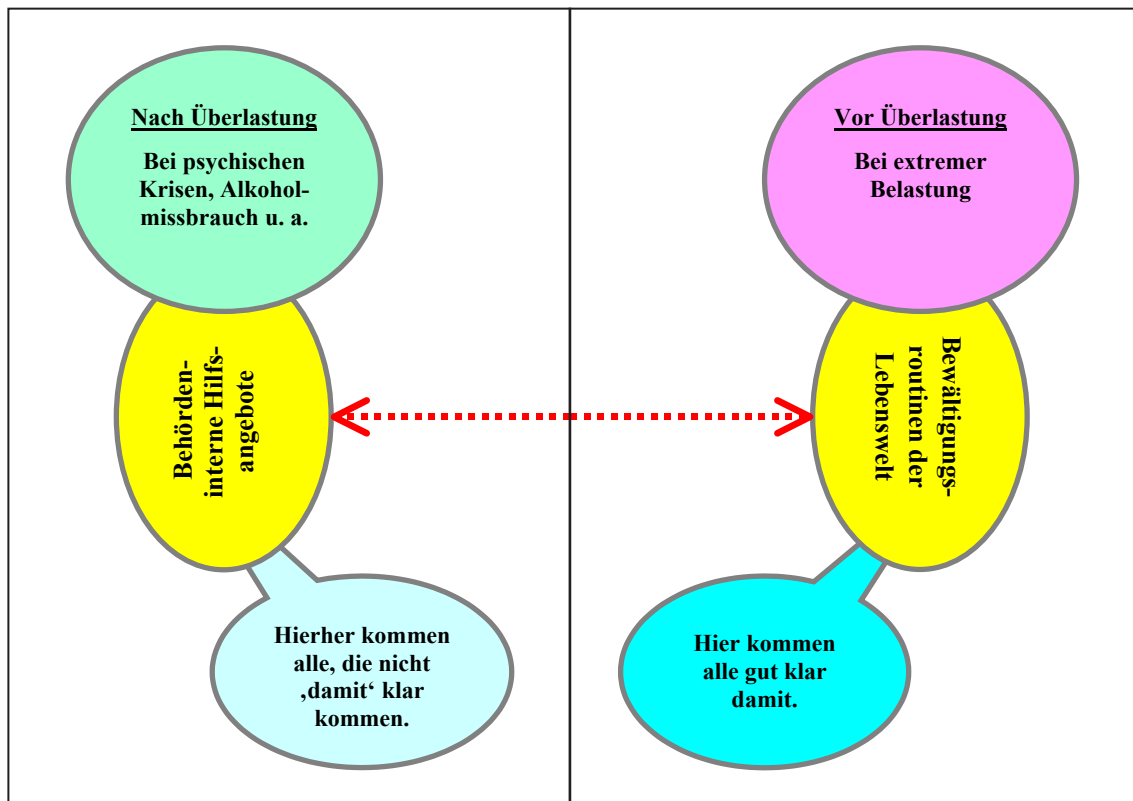


Abb. 22: Umgang der Behörde und der Lebenswelt mit der Belastung

Mit ihrem zentralen Hilfsangebot individualisiert die Behörde die Überlastung, indem sie die einzelnen Betroffenen aus dem Kontext des LKA XY herausheben und ihm/ihr ein individuelles Angebot macht. Sie knüpft damit nicht an die Kultur des Dazugehörens an, die sich nicht auf die (abstrakte) Behörde, sondern auf den konkret erlebbaren Alltag der Dienststelle bezieht (siehe Kap. 4).

Zudem sind die Angebote der Behörde **kurativ**. Das bedeutet, ihre Inanspruchnahme zeigt an, dass jemand der Belastung nicht standhalten konnte. Das steht dem **traditionell männlichen Ertragen-Können** (Kap. 5, S. 111ff) entgegen. Wer nicht klarkommt mit den Belastungen, hat nicht nur einen Gesichtsverlust zu befürchten. Er oder sie muss auch eine entsprechende Beurteilung befürchten, die seiner/ihrer Karriere schaden kann: »Beurteilungskriterium ist doch (...) überdurchschnittlich belastbar (...) und das ist ja nun ein Kampf um Stellen.« (Dialoggruppe 1, S. 3) Nicht umsonst wird die **Freiwilligkeit**, in bestimmten Kommissionen (Kinderpornografie) zu arbeiten, so sehr betont: »(...) die da unten arbeiten, die sind alle freiwillig da.« (Interview 6, S. 51) Denn freiwillig dort zu



sein, ist gleichbedeutend mit der Selbsteinschätzung, tatsächlich »überdurchschnittlich« belastbar zu sein.

Wenn die Behörde also bei Überlastung kurative Hilfe vorsieht, so ist das auf diesem Hintergrund gleichbedeutend mit der Zuweisung der Verantwortung an die Einzelnen.<sup>49</sup> Das **Defizitäre**, dessen **Ablehnung** mir schon während des Einstiegs ins Forschungsfeld vermittelt wurde (Kap. 2, S. 41f) und das im Angebot zur Kuration enthalten ist, kann auf Grund des drohenden Gesichtsverlusts niemand ohne große Not annehmen. (Tatsächlich findet sich in den Daten keinerlei Hinweis darauf, dass jemand das getan hätte.)

Die Überzeugung im LKA XY: »Hier kommen alle gut klar damit« korrespondiert mit dem behördlichen Ansatz nur, wenn man ihn so versteht: Jede(r) Einzelne, trägt die Verantwortung für die Bewältigung ihrer/seiner Belastung und kommt damit gut klar. In der **Lesart des Dazugehörens** ist die Perspektive allerdings eine andere: »**Hier** sorgen wir dafür, dass alle gut klar kommen damit«. Im Fokus ist nicht das Individuum, sondern die Lebenswelt des LKA XY, das »Hier« und das »Wir«. Sie trägt mit ihren Routinen für die **Bewältigung ohne Gesichtsverlust** Sorge.

### 8.3.2 Der Handlungsspielraum: die Nähe zwischen Arbeit und Bewältigung

Die Bewältigung findet inmitten der Ermittlungstätigkeiten statt, im Arbeitsalltag. Dadurch wird nur ein **geringfügigen Zeit-Raum** benötigt. Die Nähe zwischen Arbeits- und Bewältigungshandlungen, so könnte man sagen, ist **rational**. In Teilen sind die Ermittlungen identisch mit der Bewältigung: So wirken die Ermittlungen im Erfolgsfall entlastend durch die Gewissheit, dass der Täter vorläufig keine weiteren Gewalttaten begehen kann.

Die Nähe zwischen Arbeit und Bewältigung wird gefördert durch die Männlichkeitskultur im Forschungsfeld, die sich nur langsam ändert (u. a. durch den verstärkten Einsatz von Frauen). Die **geringe Offenheit**, sich gemeinsam mit der **konkreten Überlastung Einzelner** auseinanderzusetzen, ist dem »**männlich**« **tradierten Milieu** (»Weichei ist ein, na gerne genommener Begriff bei der Polizei«). Interview 11, S. 13) und der Bewertungs-

---

49 Ansätze zur (präventiven) Gesundheitsförderung sind bis zum Aktualisierungsgespräch 2007 nicht eingeführt worden. (Feldnotiz »Aktualisierungsgespräch« 2007, S. 2)

praxis, deren eine Grundlage die **überdurchschnittliche Belastbarkeit** (Dialoggruppe 1, S. 5) ist, geschuldet. Offenheit im Hinblick auf die persönliche Belastung ist mir zumeist dort begegnet, wo es um **gelingende Bewältigung** ging. Nur vereinzelt haben mir Interviewpartner von einer persönlichen Belastung berichtet – dann jedoch in Verbindung mit einer im LKA XY anerkannten, gelungenen Lösung, also ohne sich als defizitär zeigen zu müssen.

»F: (...) das hat mich dermaßen belastet, und da war also die Belastung innerhalb der Familie dermaßen groß, (...) Das ist also eine Arbeit, die ich nie wieder machen würde.« (Interview 6, S. 50)

Für F war das **Freiwilligkeitsprinzip** die Grundlage seiner Entscheidung, in einem anderen Bereich zu arbeiten. Es handelt sich dabei um eine administrative Lösung, die jede(r) ohne Gesichtsverlust in Anspruch nehmen kann. Denn Freiwilligkeit besagt, dass die Überlastung nicht in der Person, sondern in dem Arbeitsplatz, dem Delikt begründet ist. Jede(r) Einzelne muss selbst wissen, was er oder sie sich zumuten kann. Da Delikte gegen Kinder als am meisten belastend gelten, und der Ermittlungsbereich ›Kinderpornografie‹ insbesondere, hatte mein Interviewpartner F **keinen Gesichtsverlust** zu befürchten, als er in der so genannten Rotation (in ihr durchläuft man verschiedene Kommissionen) feststellte, dass er im Bereich ›Kinderpornografie‹ »nie wieder« arbeiten wollte.

Die Drohung des Gesichtsverlustes bei psychischer Überlastung ist grundsätzlich latent vorhanden. (»Und da ist dann sicherlich eben auch so der Gruppendruck, werde ich jetzt als Weichei betrachtet«, Interview 11, S. 13) Sie stabilisiert den männlich geprägten Habitus der Bewältigung. Doch verfügt die Lebenswelt des LKA XY über eine Vielzahl von Bewältigungsmustern, die ich in dieser Arbeit mit den vier Hauptkategorien (Kap. 4 bis 7) beschrieben habe. Sie sind nah bei den Arbeitshandlungen und bieten den PolizistInnen gerade auch deshalb Schutz vor Gesichtsverlust. Denn auf diese Weise, Bewältigung eingebettet in den Alltag, muss niemand hervortreten und sich als überlastet zeigen.

- Das Gemeinsame der Bewältigungshandlungen ist ihre **Nähe** zu den Arbeitshandlungen, welche zugleich **Schutz** vor Gesichtsverlust gewährleistet.

### 8.3.2.1 Die Handlungen der Nähe zwischen Arbeits- und Belastungsbewältigung

In der Abbildung 23 zeige ich die **Handlungen der Nähe**. Links der Mittellinie sind die Handlungsausprägungen der Arbeit, rechts die der Bewältigung zu sehen. In der Mitte, sozusagen die Trennung von Arbeit und Bewältigung überwindend, sind die Handlungsabsichten. Die Kategorie **Alles geben** hat eine Sonderstellung, insofern als sie grundlegend für die übrigen Kategorien ist und diese quasi **stützt**, dargestellt als transparente Säulen. Manche Handlungsroutinen dienen dazu, die Ermittlungsarbeit gut zu bewältigen, andere dienen dazu, mit der Belastung klarzukommen.

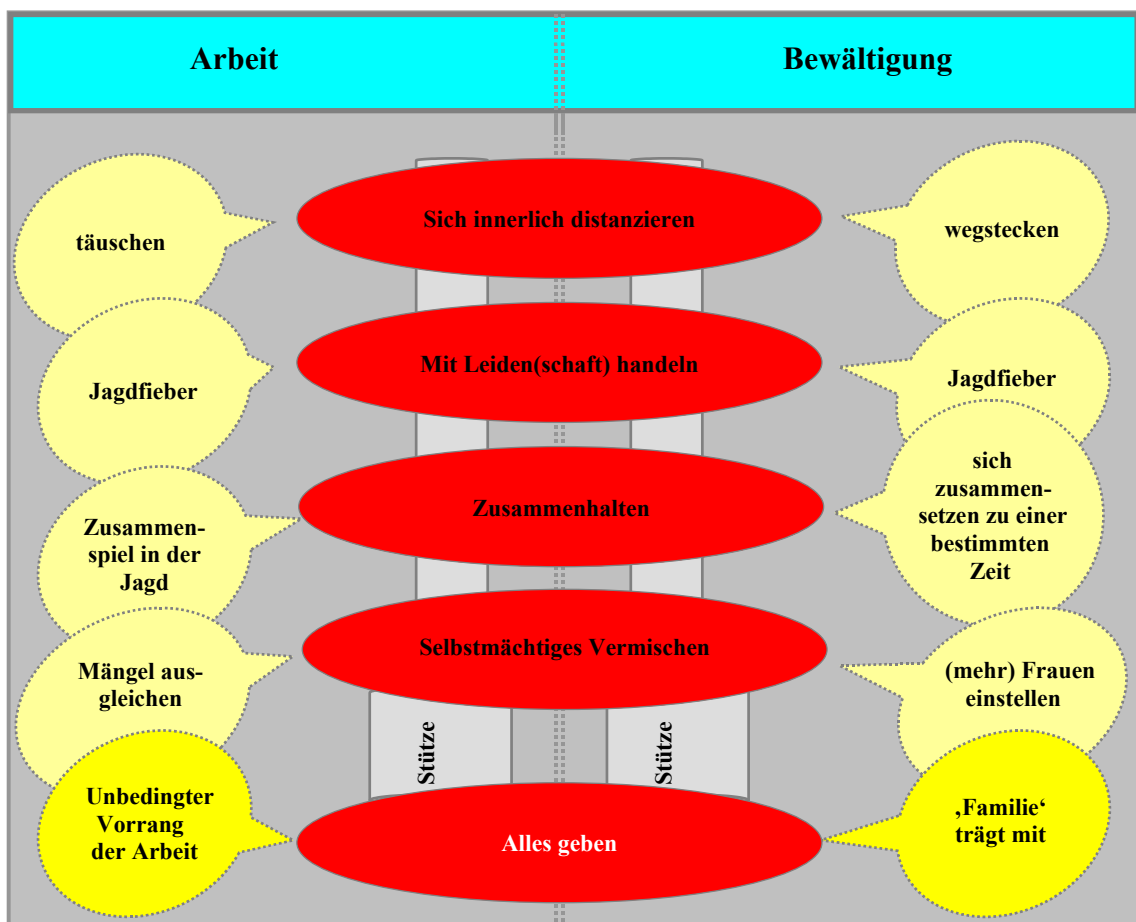


Abb. 23: Die Handlungen der Nähe

Im Folgenden erläutere ich die Handlungsabsichten oder -intentionen in ihrer Bedeutung für die Belastungsbewältigung, denn sie sind die ›Muster‹ des Grenzjonglierens.

- Letztlich werden alle Handlungsmuster von der Haltung **Alles geben** ›getragen‹. Denn die Handlungsabsichten: **inneres Distanzieren, mit Leiden(schaft) handeln, Zusammenhalten** und **selbstmächtiges Vermischen** speisen sich daraus, dass die PolizistInnen quasi alles geben, was sie außer ihrer beruflichen Kompetenz noch haben – zusätzlich zur Arbeit. Auf Seiten der Bewältigung steht: **›Familie trägt mit‹**. (»Die Familie sei sehr wichtig. Sie müsse intakt sein, das mit tragen.« [TB 2, S. 4]) Die Familie ist in diesem Kontext eine Metapher für das Private schlechthin: »Dabei sei die Unterstützung und das Verständnis des privaten Umfeldes sehr wichtig. Sonst könnte man das nicht durchstehen.« (TB 2, S. 7) Der Leitsatz ›Familie trägt mit‹ hat die folgende Funktion: Er macht **Grenzen durchlässig** und kompensiert die (im LKA XY) fehlende Unterstützung (für Arbeit und Bewältigung) durch den ›Import‹ von Unterstützung aus den anderen Lebenswelten der PolizistInnen.

In dem folgenden Interviewausschnitt zeigt sich, wie sich mit der Intention **Alles zu geben** der **Vorrang der Arbeit** mit der **Tragfähigkeit der Familie** verbindet, wie die Grenzen zwischen Arbeit und Privatleben ineinander verfließen.

»Meistens ist es im Vorlauf, (...) sage ich schon: ›Wir müssen wieder an die Presse gehen, wir haben wieder so ein Ding‹ (...) und dann unterhalten wir uns darüber. (...) Und durch dieses Unterhalten kommt man manchmal auch auf ganz neue Ideen, (...) die man hier vielleicht im Laufe der Zeit so ein bisschen verliert. Durch diese Tätigkeit hier gerät man natürlich auch leicht in die Gefahr, (...) dass man also immer bloß in eine Richtung denkt. (...) Und das hat eben den Vorteil, dass man, wenn man über diese Dinge auch mit anderen Leuten spricht, vielleicht mal auch eine ganz andere Meinung darüber hört und sagt Mensch, vielleicht hat es sich ja so oder so zugetragen, oder das und das könnte vielleicht dahinterstecken. (...) Aber wichtig ist eben, das zu verarbeiten, dass man also jemanden hat, mit dem man sprechen kann, (...) das ist schon wichtig. Das hilft, die Dinge für sich selbst zu verarbeiten und dann auch ein bisschen zu relativieren. (...) Gott sei Dank sind ja nun nur ganz wenige von unseren vermissten Kindern, die letztendlich nachher sich als Tötungsdelikt rausstellen. (...) Und wie gesagt, dadurch, dass man eben auch so einen engen Kontakt zur Familie hat, oder zu der Familie des Betroffenen, (...) hat man da ganz schön dran zu knabbern, (...) um das dann nachher wieder los zu werden.« (Interview 6, S. 15)

Hier kommt zum Ausdruck, dass der Grundsatz ›Vorrang der Arbeit‹ auch zu Hause gilt. Die Gespräche mit seiner Frau unterstützen F darin, flexibel zu bleiben, sodass er nicht Gefahr läuft, »dass man immer bloß in eine Richtung denkt«, sondern dass er »mal auch

eine ganz andere Meinung darüber hört.« Als »wichtig« bezeichnet er, »dass man also jemanden hat, mit dem man sprechen kann«. Durch die gemeinsamen Gespräche, die F mit seiner Frau führt, kann er auch Distanz zum belastenden Erlebten finden (»relativieren«). Das braucht F, um »die Dinge für sich selbst zu verarbeiten.« Denn da hat er »ganz schön dran zu knabbern«.

Diese Möglichkeit, von der Partnerin oder dem Partner auf diese Weise Unterstützung für die Ermittlung und die Bewältigung zu bekommen, haben aber längst nicht alle Polizisten und Polizistinnen im LKA XY. So erzählt G, wie er sich weiterhin nach dem Dienst mit seinem Fall »beschäftigt (...) natürlich auch privat noch damit«. »Und«, sagt er, »wenn man keinen Partner hat dann geht das halt selbst durch den Kopf.« (Interview 7, S. 7) Mit anderen Worten: G steht allein mit der Belastung, die er sozusagen mit nach Hause nimmt. »Die Familie trägt mit« bedeutet für ihn die **Individualisierung** der Bewältigung. Denn seine Familie ist er allein. Individualisierung ist so im Leitsatz enthalten und damit auch Teil der Lebenswelt LKA XY.

- **Innerliches Distanzieren** (siehe auch Kap. 5) wird durch die Handlung des **Täuschens** wie auch durch die Handlung des **Wegsteckens** ausgedrückt. Im Täuschen dient das innerliche Distanzieren dem Wegtun von **Abscheu** oder **Ekel** gegenüber dem Täter **zum Zweck der Ermittlung** (Arbeit). Im Wegstecken dient das innerliche Distanzieren einem Abstand-Finden zum **Mitleid** mit den Opfern (Bewältigung).

Die inneren Reaktionen auf Täter können heftig sein, insbesondere dann, wenn sie sich »abgebrüht« und uneinsichtig geben.

»Und wenn Sie dann sehen so einen (...) 20jährigen wenn der gerade einen erstochen hat und der sitzt mit einer Seelenruhe da und einem Lächeln auf den Lippen: »Was wollen Sie von mir« (...) da bleiben keine Emotionen aus (...) da könnten Sie reingehen und könnten (...) zuschlagen (...), können Sie nicht, da müssen Sie noch höflich sein, fragen ob er Zigaretten und Kaffee haben möchte (...), weil letztendlich (...) Sie wollen ja den Ermittlungserfolg.« (Interview 5, S. 35)

Beschuldigte werden in Vernehmungen über die Emotionen der VernehmerInnen (»da bleiben keine Emotionen aus«) und über Impulse zur Gewaltanwendung (»könnten (...)

zuschlagen«) getäuscht. Denn, sagt E, »Sie wollen ja den Ermittlungserfolg«. Beim Wegstecken kommt es darauf an, das Mitleiden nicht zu groß werden zu lassen. Denn sonst »könnte man wahnsinnig werden«, wie C sagt.

»Wenn Sie (...) mit jedem Opfer mitleiden, dann schaffen Sie einen Fall und dann sind Sie kaputt. (...) Mitleiden, wenn Sie sich einmal in die Situation des Opfers versetzen und sagen, das könnte ich gewesen sein (...) und du weißt, dass du gesehen hast (...), wie das Opfer zugerichtet ist, du weißt also auch dann zum Beispiel auch aus dem Geständnis, was passiert ist (...) und versetzt dich in die letzten Minuten, Sekunden, (...) des Opfers, wenn man sich da rein versetzt, dann könnte man wahnsinnig werden.« (Interview 3, S. 12)

Mitleiden lässt sich dadurch verringern, dass man sich nicht zu sehr »in die Situation des Opfers« versetzt, etwa »in die letzten Minuten, Sekunden«. Letztendlich könnte man seine Arbeit nicht mehr tun, wenn man »mit jedem Opfer mitleiden« würde, wäre man nach einem Fall »kaputt«.

- **Mit Leiden(schaft) handeln** hat im LKA XY die Ausprägung des **Jagdfiebers**.

Jagdfieber ist eine Leistung, die nicht (nur) den Vorgaben durch die Behörde, sondern in besonderem Maße der **Leidenschaft der Jagd** (siehe Kap. 6, S. 159ff) geschuldet ist. Das Jagdfieber ist der Gegenspieler der **Gleichgültigkeit**, wie E sagt:

»E: (...) wenn sich wenn sich hier sage ich mal, (...) das Jagdfieber legt und dafür eine Gleichgültigkeit eintritt, ja dann sind Sie völlig falsch (...). Das können wir uns gar nicht den Angehörigen der Opfern gegenüber schon gar nicht erlauben, ich will jetzt mal gar nicht den wie es immer so schön heißt den Strafanspruch des Staates und so, das können Sie den Opfern ja nicht (...) schon aus deren Sicht müssen Sie da penetrant dranbleiben, um einen zu kriegen.« (Interview 5, S. 14)

Das Jagdfieber hat nach E (Führungskraft) die Funktion, die PolizistInnen bei der Arbeit zu halten: Wenn sich »das Jagdfieber legt und dafür Gleichgültigkeit eintritt, ja dann sind Sie völlig falsch«. Die Gründe liegen sowohl im Arbeitsauftrag, »den Strafanspruch des Staates« zu erfüllen, als auch im Mitgefühl mit den »Angehörigen der Opfer«. E versetzt sich in deren Sichtweise hinein: »(...) schon aus deren Sicht müssen Sie da penetrant dranbleiben, um einen zu kriegen.«

- **Zusammenhalten** (Kap. 6, S. 163f)

**Sich zusammensetzen** (»Wir achten aufeinander und setzen uns auch schon mal außerhalb der normalen Pausen zusammen«, [Feldnotizen, S. 1]) und das **Zusammenspiel in der Jagd** (»dieses Zusammenspiel der ganzen Beteiligten (...) ich arbeite gern so unter Stress«, [Interview 5, S. 3]) unterstützen das Zusammengehörigkeitsgefühl (Kap. 4, S. 90ff), das »reibungslose« Funktionieren bei der Ermittlungsarbeit im Team und die Bewältigung der Belastungen.

Das Zusammenspiel sichert die PolizistInnen in gefährlichen Situationen ab. In welcher Weise das Zusammenspiel in einer Mordermittlung funktioniert und wozu es notwendig ist, beschreibt C im Interview.

»C: Sie müssen sich vorstellen, wir arbeiten oder jagen im Rudel, sag ich einfach mal so (...) Hier kann man nichts alleine machen. Es ergänzt sich. Jeder bringt irgendetwas von den Ermittlungen mit. Alle müssen es wissen. (...) Weil dadurch sich der nächste Schritt abzeichnet. Wenn da jemand erzählt, (...) er habe den und den gesprochen, er habe das und das erzählt, dann kann das plötzlich bedeutsam werden (I: mh), für ein Gespräch, was man selber mit einem völlig ändern hatte. (I: Ja) Es sind Mosaiksteine, die von den Einzelnen zusammengetragen werden und manchmal ergibt sich da dann das Bild der Tat daraus. (I: Ja) Und darum ist das so wichtig (...) man tauscht sich aus, man spricht darüber, man vergleicht, holt alle, alte Fälle aus der Erinnerung hervor, weil manche Fälle sich ähneln, dann kann man auf den Täter kommen (I: mh) weil jemand so einen ähnlichen Fall mal erlebt hat und sagt: »Denkt mal dran, damals war das der Hauswartssohn (I: ja) und die Situation ist hier so ähnlich, und da spielt ein Hauswartssohn eine Rolle, denkt mal dran, überprüft den mal genauer.« (...) Es muss nicht stimmen. (...) Und trotzdem sind es so Hilfsbrücken, wo man versucht, des Falles Herr zu werden. (...) Also wir sind ein Team und so ein Team hält zusammen.« (Interview 3, S. 4f)

Die Grundlage ist das Team: »wir arbeiten oder jagen im Rudel«. Jede(r) hat andere Erfahrungen, die er oder sie beiträgt. Die Erfahrungen der anderen können »plötzlich bedeutsam werden (...), für ein Gespräch, was man selber mit einem völlig ändern hatte.« C nennt die Kenntnisse und Erfahrungen der Teammitglieder »Mosaikstückchen«, die zusammen ein Bild ergeben können. Und er fügt hinzu: »Es muss nicht stimmen.« Sie brauchen diese »Hilfsbrücken«, denn Ermittlung ist eine schwierige Arbeit, »wo man versucht, des Falles Herr zu werden.« Das hängt mit dem **Zusammenhalten** zusammen. »Also wir sind ein Team und so ein Team hält zusammen.« Das **Zusammenspiel in der Jagd** hält auf diese Weise das Team zusammen.

Weiter erzählt C mir, dass das Zusammenhalten auch für die Bewältigung wichtig ist.

»(...)so ein Team hält zusammen und sitzt nicht nur hier zusammen, sondern wir gehen auch, wenn die zu Bereitschaft zum Beispiel beendet ist, ein Bier trinken (I: mh), um die ganze Bereitschaftsbelastung wegzukriegen. (...) Dann wird über alles noch mal gesprochen, auch gelacht, wenn es angemessen ist und dann ist so eine seelische Hygiene da, das ist also wirklich notwendig, erforderlich und tut gut.« (Interview 3, S. 5)

Das Team geht, »wenn die Bereitschaft zum Beispiel beendet ist, ein Bier trinken«. Dabei sprechen sie über »alles« noch einmal und lachen auch, »wenn es angemessen ist«. <sup>50</sup> Ziel dieses Zusammensetzens beim Bier ist es, »die ganze Bereitschaftsbelastung wegzukriegen«. Das Biertrinken, das Reden und das Lachen wirken als »so eine seelische Hygiene«. Das sei »also wirklich notwendig, erforderlich und tut gut.«

Die Schilderung von C zeigt, wie nah das Zusammenspiel »im Rudel« dem Zusammensetzen für die Bewältigung ist. In diesem Fall geht das Team ein Bier trinken und bespricht noch mal alles, so wie sie in der Bereitschaft auch alles besprochen haben. In anderen Kommissionen setzen die KommissarInnen sich morgens vor der eigentlichen Dienstbesprechung zusammen (Feldnotizen, S. 4) oder »außerhalb der normalen Pausen« (Feldnotizen, S. 1), um etwas zu besprechen, was zu bewältigen ist.

- Mit den Handlungen des **selbstmächtigen Vermischens** machen die PolizistInnen die Qualität der Ermittlung und die Bewältigung zu ihrer ganz **eigenen Sache**: Sie **ermächtigen sich selbst**, Organisationsmängel mit dem Ziel, so professionell wie möglich zu ermitteln, zu korrigieren. Professionell zu arbeiten bedeutet Erfolg sowie die Rettung oder Vermeidung von Opfern. Insofern erhöhen sich die Arbeitsanforderungen um eine **selbstaufgelegte Leistung**, die durch die Bewältigungsroutrinen erforderlich wird. Insbesondere ist in diesem Zusammenhang die Bewältigung der **zusätzlichen Belastungen** (siehe Kap. 7.2, S. 194ff) zu nennen, die **zusätzliche Leistung** nach sich zieht.

50 Es ist mir kaum vorstellbar, dass die von der Bereitschaft wahrscheinlich erschöpften PolizistInnen in lockerer Atmosphäre beim Bier überlegen, ob ihr Lachen angemessen ist oder nicht. Hier zeigt sich möglicherweise eine Vorsicht, mir als »Außenstehender« den teils sarkastischen Humor zu vermitteln, der offenbar eine wichtige Routine der Bewältigung ist. (Vgl. Kap. 2, S. 32)



**Mängel ausgleichen, um die Arbeitsleistungen zu gewährleisten:**

Die Mängel in der technischen Ausstattung wurden, wie in Kap. 7, S. 201ff dargestellt, mit privaten Geld- und Sachmitteln, mit Kreativität und Knowhow kompensiert. Die Kompensation des Personalmangels bedeutet, »immer mehr Arbeit mit immer weniger Leuten« zu verrichten. (Interview 11, S. 1) Doch werden die Mehrarbeit und der Einsatz privater Mittel für den Erfolg und die damit verbundene eigene Entlastung in Kauf genommen. Kommissar C sagt: »Man macht den Beruf, oder man lässt es sein.«

»Es ist die Aufgabe, die wir übernommen haben, versuchen die zu kriegen (...), nicht im Sinne, dass die bestraft werden (...) sondern damit die für die Zeit, wo sie sitzen (...), eben nichts machen können (...), damit ein paar Männer, Frauen, Jugendliche überleben (...), länger leben können, weil der nicht in der Lage ist, sich vernünftig zu verhalten. (...) Darum geht es, und dann muss man eben Sachen wegstecken. Entweder man macht den Beruf, oder man lässt es sein. (...). Aber wehe man versetzt sich richtig in die Lage, dann hat man doch zu knabbern.« (Interview 3, S. 14)

Mit den Handlungen des Mängel-Ausgleichens versuchen die PolizistInnen zum einen, die notwendigen Grundlagen für die angestrebte Qualität der Arbeit zu schaffen, wo diese nicht (ausreichend) von der Behörde zur Verfügung gestellt werden. Zum anderen ist die Qualität der Arbeit in dem Sinne, dass der Täter oder die Täterin ermittelt und vor Gericht gestellt wird, gleichbedeutend mit Bewältigung: »(...) damit ein paar Männer, Frauen, Jugendliche überleben (...), länger leben können, weil der nicht in der Lage ist, sich vernünftig zu verhalten.« Denn dieser Täter, diese Täterin kann für die Zeit des Gefängnisaufenthaltes **keine weiteren kriminellen Handlungen** begehen – oder aber das Opfer wird lebend gerettet: »(...) im Erfolgsfall auch die (...) Gefühle und Gesichter der Eltern (...) wenn man also wirklich helfen konnte.« (Interview 7, S. 14)

**(Mehr) Frauen einstellen, um die Bewältigung von Belastung zu verbessern.**

**(Mehr) Frauen einstellen** stellt einen Versuch dar, das Arbeitsklima und damit die Bewältigungsbilanz zu verbessern (siehe Kap. 7, S. 203ff). Im folgenden Auszug aus den Feldnotizen ist eine Unterhaltung zweier PolizeibeamtInnen in mittlerer Führungsposition zum geschlechtsspezifischen Bewältigungsvermögen im LKA XY wiedergegeben.

»Sie (S, A. H.) berichtet von einem Mitarbeiter, der an Krebs erkrankte vor kurzem: »Ich sehe da einen Zusammenhang, auch wenn man das nicht beweisen kann.« – Ein anderer Mitarbeiter sei erkrankt am Darm. Nach Gesprächen über die Belastungen in der Arbeit sei er gesund geworden: »Da sehe ich auch den Zusammenhang.« – R und S unterhalten sich über die Unterschiede zwischen Männern und Frauen. S: »Frauen halten mehr aus. Männer somatisieren meistens.« – R stimmt ihr zu. Frauen seien auch bereiter, ihre Schwierigkeiten anzuerkennen. Männer »halten durch«, seien »hart«, ließen sich »nichts anmerken.« (Feldnotizen, S. 4)

S sieht die teils schweren Erkrankungen in ihrem Verantwortungsbereich als Folgen der Belastungen durch die Arbeit, »auch wenn man das nicht beweisen kann.« Sie tritt aber den subjektiven »Beweis« eines Zusammenhangs zwischen Belastung und Krankheit an, indem sie die Gesundung als Folge von »Gesprächen über die Belastungen in der Arbeit« angibt. Frauen haben nach Ansicht von R und S zwei wichtige Voraussetzungen für die Bewältigung: 1. Stärke: Denn »Frauen halten mehr aus.« 2. Sie »seien auch bereiter, ihre Schwierigkeiten anzuerkennen.« Männern indes macht ihr männliches Verhalten krank: Sie »somatisieren meistens (...), »halten durch«, seien »hart«, ließen sich »nichts anmerken.«

Ähnliche subjektive Theorien über Frauen als die »besseren« Bewältigerinnen hörte ich im Forschungsfeld zwar öfters. Doch scheint die Umsetzung in der Weise, dass Frauen vermehrt für die Verbesserung der Bewältigung eingestellt wurden, die Einzelaktion eines Inspektionsleiters gewesen zu sein. Mit ihm habe ich nur ein Gespräch geführt, weil er bereits vor meiner ersten teilnehmenden Beobachtung eine andere Aufgabe außerhalb des LKA XY übernommen hat. In den anderen beiden Inspektionen gibt es keinen Trend, Frauen mehr als ohnehin in der Polizei derzeit üblich einzustellen.

### 8.3.3 Scheitern der Grenzjonglage

Die Grenzjonglage kann scheitern. Denn die Bewältigungsstrategien basieren zwar auf ihrer Nähe zur Arbeit, doch zugleich finden sie ihre Grenzen auch dort, wo die Traditionen und die Strukturen der Behörde sie setzen. Ein Beispiel für strukturbedingtes Scheitern ist der Ansatz, **(mehr) Frauen einzustellen**, was im Ergebnis zur zusätzlichen Belastung durch Mehrarbeit führt, wie ich in Kap. 7 (S. 203ff) ausgeführt habe.

Denn das LKA XY ist zwar quasi ›eine eigene Welt‹, doch autark ist es nicht. Es ist Teil der Behörde und damit abhängig von ihr und ihren Strukturen. Bewältigungshandeln ist nur **im Rahmen dieser Strukturen** möglich. Der **Bewältigungsspielraum** ist **nicht beliebig** vom LKA XY zu definieren. Wenn die Behörde, die Bürokratie die Bewältigungshandlungen nicht unterstützt oder sie behindert (z. B. indem sie Entscheidungsspielräume begrenzt), dann scheitert die Grenzjonglage.

### 8.3.3.1 Beispiel 1: Supervision

In dem Kommissariat, das mit der Ermittlung von Kinderpornografie befasst ist, wird immer wieder über Supervision für dieses Team nachgedacht, weil die Arbeit dort als besonders belastend gilt. Durch das Ansehen der Filme sind die Bilder so massiv und beständig da, dass auch »häufige Pausen« nicht ausreichend helfen (TB 1, S. 23). Auch »mit der Ehefrau könne man nicht über die Arbeit reden wie in anderen Bereichen der Kripo.« (a. a. O.) Denn das sei ihnen nicht zuzumuten. Sogar »das Verhältnis zur eigenen Sexualität verändere sich. Man sei nicht mehr so unbefangen. ›Man wird selber geschädigt im Zusammenleben mit der eigenen Familie‹.« (a. a. O.)

In dieser Kommission greifen die Handlungen der Nähe so gut wie nicht: Die ›Wandebene‹ ist zu klein bemessen für die Jonglage: Inneres Distanzieren geht wegen der ständigen Bildersichtung nicht. Die Familie trägt nicht mit, denn »man wolle sie nicht belasten« (a. a. O.) damit. Zusammensitzen und reden reicht nicht. Gut fänden sie Supervision (a. a. O.), die von der Idee her Anschluss findet an die Handlung des **Sich-Zusammensetzens**. Doch wurde Supervision dann, als sie ›selbstmächtig‹ von der Inspektion probeweise eingeführt wurde, kaum angenommen. Die Führungskraft K sagt, warum Supervision nicht »anerkannt« ist und warum ihre Einführung dennoch wünschenswert wäre.

»Denn die Erwartung an Kriminalbeamte ist immer, sie können alles, sie können alles gut und sie können auch alles ertragen. So und wie gesagt wenn da jemand sagt das ist bei mir aber nicht so, dann muss er auch damit rechnen dass er wie gesagt als Weichei tituiert wird dass er eben in irgendeiner Form davon auch negative Folgen spürt. (...) Also ich fände es schon gut wenn das Instrument Supervision, als ein gängiges Instrument von Stressbewältigung anerkannt würde, also wenn diese Exotenstellung sich verändern würde weil ich glaube dass mehr Leute hingehen würden und ich würd sie mir ja für mich zum Beispiel

auch wünschen (...) weil ich würd mir das schon wünschen dass (...) es einfach anerkannt wird, es ist, zum Beispiel ganz interessant wenn man zu irgendwelchen Tagungen geht oder zu Gesprächsrunden und trifft Mitarbeiter von Jugendämtern, die gucken einen völlig erstaunt an was, sie haben keine Supervision sagen die dann immer. Wie werden Sie denn damit fertig mit dem was Sie da tun?« (Interview 11, S. 13)

Kriminalbeamte können »alles ertragen«, wenn nicht, »dann muss er auch damit rechnen«, dass er »als Weichei titulierte wird«, dass er »negative Folgen spürt«. **Alles geben** heißt eben auch, alles geben zu können, die (männliche) Widerständigkeit gegenüber Belastungen dafür tatsächlich zu haben. Deshalb sieht K es als notwendig an, dass Supervision allgemein anerkannt wird, »als ein gängiges Instrument von Stressbewältigung«, wenn »diese Exotenzstellung« des Belastetseins »sich verändern würde«. Denn sie sieht, dass es in anderen öffentlichen Einrichtungen (»Jugendämtern«) ganz normal ist, Supervision zu haben.

Eine solche allgemeine Anerkennung von Supervision würde die Möglichkeiten des LKA XY allerdings überschreiten. Denn es ist die Behörde, die ihre bürokratischen Regeln neu überdenken müsste. So müsste sie die psychische Überlastung als Folge der extrembelastenden Arbeit offiziell anerkennen und aus der Bewertung der Arbeitskraft herausnehmen. Das wäre eine Grundvoraussetzung für eine Veränderung von männlichen Wertmaßstäben im LKA XY, die es den PolizistInnen überhaupt erst möglich machen würde, zu den eigenen »Schwächen« zu stehen. Des Weiteren müsste die Behörde die Ausgaben für Supervision einplanen, was sie bis zu meinem Aktualisierungsgespräch 2007 noch nicht getan hatte.

### 8.3.3.2 Beispiel 2: Computerprogramm

Das ausgeprägte persönliche Engagement der KommissarInnen ist der Behörde nicht immer willkommen. Im nächsten Interviewausschnitt erzählt C, wie er durch »die Beschränkungen der Behörde« **desillusioniert** wurde.

» C: Illusionen verliert man, die Beschränkungen der Behörde schlagen immer mehr durch, (...) man sieht, wie die unbeweglich in manchen Punkten ist, zähflüssig, starr, so dass man sagen kann, früher war jede Ecke was Neues, (...) wenn man umgebogen ist. Heute sieht man um die Ecke und sagt den Weg kenn ich. I: Was waren das für Illusionen, die Sie hatten, als Sie jünger waren (...)? C: Na so manche Sachen. Wir haben hier mal so fast mehr privat

ein Programm geschrieben zur Bewältigung von Katastrophenlagen. (...) Da sollten also die Opfer erfasst werden. Und die Widerstände, die man in so einem Punkt kriegt, (...) die sind unglaublich (...) unglaublich. (...) Und natürlich, kriegt man, Nackenschläge. (...) Man will etwas, meint es gut im Sinne von Effektivität, es berührt aber eine fremde Kompetenz, der im Augenblick andere Prioritäten hat (...) und der würgt es einem dann ab. (...) Und das passiert in vielen Punkten so, so dass man eine gewisse Frustration bekommt. (...) Und das häuft sich natürlich im Laufe des Lebens an. (...) So dass man sagt, mach deinen eigenen Blödsinn und versuch nicht zu viel außerhalb zu machen, du scheiterst nur. (I: Mh) Und so ist es. (Interview 3, S. 20)

Der Verlust seiner »Illusionen« und Rückzug auf den Dienst nach den Vorschriften sind für C die Konsequenzen aus seinen Erfahrungen damit, **alles zu geben**. Das mit anderen Polizisten gemeinsame Schreiben eines Programms »fast mehr privat«, mit dessen Hilfe bei »Katastrophenlagen« die »Opfer erfasst werden« sollten, hatte »Widerstände« zur Folge, »die sind unglaublich« und »Nackenschläge«. Da bekommt man »eine gewisse Frustration«, denn »man will etwas, meint es gut im Sinne von Effektivität«.

In diesem Fall funktionierte die Grenzjonglage nicht, die beteiligten Engagierten überschritten die **Grenzen des Handlungsspielraums**: »Es berührt aber eine fremde Kompetenz, der im Augenblick andere Prioritäten hat (...) und der würgt es einem dann ab.« Die »fremde Kompetenz« gehörte offenbar nicht zu dem Team, das dieses Programm geschrieben hat, darauf deutet »fremde« hin. Allerdings hatte er die »Kompetenz«, die Verwendung des Programms zu verhindern, eine Kompetenz, die nur die Machtbefugnis einer höheren Hierarchieebene haben konnte.

Dieses Beispiel, sagt C, ist kein Einzelfall, denn »das passiert in vielen Punkten so« und »häuft sich natürlich im Laufe des Lebens an.« Weil C die Behinderung seines Engagements von »oben« als **sein eigenes Scheitern** erlebt, lernt er daraus, sich auf seine unmittelbaren Aufgaben zurückzuziehen »und nicht zuviel außerhalb zu machen«, außerhalb des Dienstes, wie die Vorschriften ihn vorsehen. Ein solcher resignativer Prozess hat negative Wirkung sowohl auf die Arbeit als auch auf die Bewältigung. Denn die »Effektivität«, in deren Sinne das Engagement »außerhalb« des Dienstes nach Vorschrift stattfindet, kann ohne **alles zu geben**, um den **Mangel auszugleichen**, nicht erreicht werden. Eine verbesserte Kommunikation zwischen »oben« und »unten« der Hierarchie könnte solche Prozesse des Resignierens verhindern oder zumindest abfedern.

Die Grenzjonglage scheitert dann, wenn die Strukturen der Behörde dazu führen,

- dass **Supervision nicht allgemein anerkannt** und durchgeführt wird;
- dass **Resignation und Rückzug** durch Frustration des engagierten persönlichen Einsatzes Vorschub geleistet wird;
- dass die (Mehr-)Einstellung von Frauen **den Personalmangel verstärkt** und damit die PolizistInnen zusätzlich belastet.

**Fazit:** Die **Grenzjonglage** kennzeichnet die Handlungen der Nähe zwischen der Arbeits- und der Belastungsbewältigung. Denn die PolizistInnen müssen – ebenso wie ein(e) JongleurIn gleichzeitig mit drei Bällen jongliert – ihre Arbeit, ihr Mitleid und die zusätzlichen Belastungen **gleichzeitig** bewältigen. Dies ist ein bemerkenswerter Umstand. Denn das bewirkt eine **Abhängigkeit** zwischen der Arbeit, ihrer Organisation und der Bewältigung. Diese Abhängigkeit hat zur Konsequenz, dass beispielsweise bei organisationalen Veränderungen die Auswirkungen auf die Bewältigung mitbedacht werden müssen. Umgekehrt haben die Routinen der Arbeit bei gesundheitsfördernden Interventionen einen Einfluss auf ihr Gelingen oder Misslingen.

## 9 Diskussion und weiterführende Überlegungen

Die Forschungsergebnisse stelle ich in diesem Kapitel zusammenfassend dar und beziehe zentrale Ergebnisse auf ausgewählte sozialwissenschaftliche Diskussionen. Im dann Folgenden stelle ich weiterführende Forschungsfragen vor und denke über Perspektiven für die praktische Arbeit nach.

### 9.1 Zusammenfassung der Forschungsergebnisse

Mein Interesse am Thema, die Entwicklung der Forschungsfrage und den Einstieg in das Forschungsfeld habe ich in Kapitel 2 beschrieben. Ich habe deutlich gemacht, inwieweit dieser teils sehr subjektive Prozess für diese Untersuchung wichtig war und erste wegweisende Kategorien entwickelt. Dabei kam es mir von Anfang an darauf an, eine defizitorientierte Sichtweise und eine pathologisierende Sprache zu vermeiden.

Ich habe die Such- und Findungsprozesse sowohl des Themas als auch des Forschungsfeldes beschrieben. Die Reflexion und die Analyse des Einstiegs lenkte meine Aufmerksamkeit auf das Thema **Grenze**. Abgesehen davon, dass ich selbst in ›Grenzverhandlungen‹ für die Erlaubnis zur Forschung stand, und das Thema sich dadurch praktisch aufdrängte, brachte die Sensibilisierung für die Grenzthematik richtungweisend erste Kategorien hervor, die sich in der weiteren Analyse für die ganze Untersuchung als bedeutsam erwiesen.

Es sind dies die Themen der ›Verortung‹ der Lebenswelt LKA XY: **Grenzen des LKA, Teamgrenzen, weite Zeitgrenzen** und **Gleichheit trotz Hierarchie**. Dazu kommen Kategorien des ›Zusammenlebens‹: **Zusammenhalt, männlicher Umgang miteinander, Übereinstimmung, persönlicher Einsatz** und die Auffassung, dass man die **Arbeit vor Ort erleben** müsse, wenn man die Landeskriminalpolizei XY verstehen wollte. Diese Auffassung führte mich zur teilnehmenden Beobachtung als erster Erhebung. Ferner konkretisierte sich der Begriff der Extrembelastung im Phänomen des **Mitleids**, das eine erste Dimensionalisierung im Hinweis auf **besondere Fälle** erfährt.

Meine Vorannahmen über die PolizistInnen und die Polizei nahm ich als Anlass, sie im weiteren Forschungsverlauf zu überprüfen. Das **Engagement** der PolizistInnen, ihren **Witz (witzeln)** und das **Aufregende** des Polizistenberufs fand ich später mehrfach in den Daten wieder. Das **Martialische** der Polizei, das ich in meiner Biografie kennen gelernt hatte, schob ich zunächst beiseite. Ich schrieb: »Dieses anfängliche Wegtun des **Martialischen** der Polizei erleichterte mir den Einstieg.« Später in der Analyse geriet es wieder in meinen Blick: Aus meiner anfänglichen Sicht war das Martialische beängstigend, im Blickwinkel der PolizistInnen jedoch verbindet es sich mit Leidenschaft (siehe auch Kap. 6).

Auch wenn ich die Kategorien des Einstiegs damals noch nicht als entscheidende identifizieren konnte, machte mich die Sensibilisierung für sie in der Folge aufmerksam auf dazu passende Daten. Sie bildeten die ersten »Maschen« für die späteren Kategoriennetzwerke.

Die Untersuchungsthemen, die ich in der Einstiegsphase entwickelte, waren folgende:

- Die aktuelle Arbeits- und Lebenssituation der ForschungspartnerInnen.
- Die Sichtweisen der betroffenen PolizistInnen von Belastung und Bewältigung.
- Organisationale Einflüsse auf den Umgang der Betroffenen mit Belastung durch Gewalkriminalität und *vice versa* Einflüsse der Subjekte in ihrer Organisation/ auf die Organisation.
- Geschlechtsdifferente Belastungs- und Bewältigungsprozesse der mit Gewalt konfrontierten Polizisten und Polizistinnen.

Im Methodenkapitel (Kap. 3) ging es mir darum, die Nutzung des Einflusses der Subjektivität im Untersuchungsprozess zu begründen und methodisch zu fassen. Denn wie Breuer (1996, S. 18) schreibt, »ist der Forscher oder die Forscherin selbst Teil des Gegenstands und des Gegenstandsfelds, der oder das zur Untersuchung steht – bzw. er oder sie macht sich dazu.« Die Selbstreflexion ist daher mitbestimmend für den Forschungsverlauf. Ich sehe sie als eine Stärke dieser Untersuchung an, wie der qualitativen Forschung überhaupt. Aus diesem Grunde habe ich Methoden der Subjektivitätsreflexion mit den Methoden der



Grounded Theory verbunden. In diesem Zusammenhang bemerkte ich die Veränderung meiner Perspektive auf das Thema: Ich war als psychotherapeutisch Tätige mit der ›Posttraumatischen Belastungsstörung‹ vertraut, kritisierte aber deren individualisierende und pathologisierende Perspektive. Doch obwohl mir der lebensweltliche Kontext des Psychotraumas sehr wichtig war und ich ihn in der Literatur vermisste, dachte ich weiterhin quasi ›vom Einzelnen her‹. Dies veränderte sich etwa zwei Jahre nach Forschungsbeginn. Meine Perspektive verschob sich von den einzelnen PolizistInnen hin zur Lebenswelt LKA XY (siehe Kap. 3, S. 82).

Diese Veränderung meiner Perspektive führte mich zu einer genaueren Untersuchung der Organisation des LKA XY. Die Ergebnisse sind im Kapitel 4 dargestellt. Ich fand heraus, dass es im Forschungsfeld Handlungen des **Dazugehörens** gibt, die eine Grundlage für das Arbeiten und Bewältigen der Belastungen sind. Diese Handlungen sind mit den Räumlichkeiten und deren Ausstattung eng verbunden.

Die Extrembelastung im Forschungsfeld, die eine Folge des Erlebens der zu ermittelnden Gewalttaten ist, wird von den ForschungspartnerInnen als **Mitleid(en)** mit den Opfern benannt (siehe Kap. 8, S. 212ff). Es kann sehr stark sein, wenn es misshandelten oder toten Kindern gilt, eine Nähe zum eigenen Leben erkennbar ist, oder wenn das Opfer sehr lange leiden musste. Lässt sich dagegen eine etwaige Mitschuld des Opfers erkennen oder ist der/die PolizistIn langjährig erfahren, dann ist das Mitleid geringer.

Die Bewältigungshandlungen haben das Ertragen-Können des Mitleids zum Ziel. Diese Handlungen habe ich in vier Kategorien unterteilt: die **Routinen des Wegtuns** (Kap. 5), **mit Leiden(schaft) arbeiten** (Kap. 6), die **Selbstmächtigkeit im Vermischen** (Kap. 7) und die Handlungen des **Dazugehörens** (Kap. 4).

Sie unterscheiden sich durch ihre Zielrichtung, die ich in den jeweiligen Kapiteln herausgearbeitet habe. Die Routinen des Wegtuns zielen auf die innere Distanzierung von den in der Ermittlung ausgelösten Emotionen. In Vernehmungen sind das **Ekel** und **Ab-scheu**, manchmal auch **Wut**, in der Konfrontation mit den Opfern und ihren Angehörigen ist es **Mitleid**. Über ihre Gefühle müssen die PolizistInnen die Täter und manchmal auch die Angehörigen der Opfer **täuschen**. Das Mitleid wird **weggesteckt**, damit es sich nicht sozusagen vor die Arbeit drängt.

**Mit Leiden(schaft) arbeiten** ist die Kategorie, die die Leidenschaft als Bewältigungs›motor‹ ausweist. Die Leidenschaft, im LKA XY **Jagdfieber** genannt, treibt die ›Jagd‹ nach einem Täter voran. Sie fördert die Leistung, den Mut und die Gemeinschaft. Doch ist sie nicht erfolgreich, wird der Täter nicht gefasst oder, was öfter vorkommt, nicht oder zu milde bestraft, tritt an die Stelle des Jagdfiebers der **Jagdfrust**. Mit Leiden(schaft) arbeiten ist eine Kategorie, die sowohl ›gute Stimmung‹ (**Erregung**) als auch **Verdrossenheit** und Resignation in sich birgt.

**Selbstermächtigung im Vermischen** zielt auf die (selbstmächtige) Kompensation der zusätzlichen Belastung, die sich aus den Mängeln der Organisation der Arbeit ergibt. Insofern ist diese Kategorie diejenige, die auch emanzipatorische Handlungen in sich vereint. Die PolizistInnen machen die Kompensation der Mängel zu ihrer **eigenen Sache**. Indem mehr Frauen zwecks besserer Bewältigung eingestellt werden, springt eine Inspektion quasi **über den Schatten der Tradition**. Auch der gänzliche Rückzug der PolizistInnen in die individuelle Freizeit ist ein Stück Emanzipation von der allgegenwärtigen Gemeinschaft: Sie **entmischen sich selbst**. (Siehe Kap. 7, S. 205ff)

Alle diese Handlungen, die ich in den Hauptkategorien (siehe Kap. 4 – 7) herausgearbeitet habe, zeichnet eine **Nähe zwischen der Arbeits- und der Belastungsbewältigung** aus. Das ist bemerkenswert. Denn dadurch zeigt sich eine Abhängigkeit zwischen der Arbeit, ihrer Organisation und der Bewältigung. Dies hat zur Konsequenz, dass beispielsweise bei strukturellen Veränderungen die Auswirkungen auf die Bewältigung mitbedacht werden müssen, ebenso wie sich umgekehrt bei gesundheitsfördernden Interventionen die Routinen der Arbeit auf das Gelingen oder Misslingen auswirken können.

Das Wechselspiel zwischen und das Austarieren von den Arbeits- und Bewältigungshandlungen nenne ich **Grenzjonglage**. Sie ist die Kernkategorie (siehe Kap. 8), die ich sinnbildlich in Anlehnung an das Jonglieren konzeptionalisiert habe. Denn die PolizistInnen müssen – ebenso wie ein(e) JongleurIn gleichzeitig mit drei Bällen jongliert – ihre Arbeit, ihr Mitleid und die zusätzlichen Belastungen **gleichzeitig** bewältigen.

## 9.2 Diskussion der Ergebnisse im Kontext ausgewählter sozialwissenschaftlicher Diskussionen

Wegen der hohen Komplexität des Forschungsgegenstandes habe ich die Bezüge zwischen den Einzelergebnissen und der Literatur jeweils in dem Kapitel hergestellt, in dem sie relevant sind. Insbesondere beziehe ich mich vor allem auf psychologische Erklärungsansätze und Theorien, weil darauf mein Interesse als Psychologin zielt und erörtere Gemeinsamkeiten und Gegensätze. Die vorliegende Untersuchung ist sowohl dem Bereich der Polizeiforschung als auch dem Bereich der Stresstheorien zuzurechnen.

Die Polizeiforschung in Deutschland ist »nicht als sehr ausgeprägt zu bezeichnen.« (Ohlemacher/Liebl 2000, S. 7). Sie ist eine sehr »junge« Disziplin. Ihr Anfang, zumindest der einer nennenswerten sozialwissenschaftlichen Polizeiforschung wird auf die sechziger Jahre datiert. (Kreissl 1995; Ohlemacher/Liebl 2000) Die ersten empirischen Forschungsergebnisse waren der Polizei gegenüber sehr kritisch. In der Folge wurde zum einen der Zugang für externe ForscherInnen schwieriger und zum andern wurden zunehmend Forschungsprojekte in eigener Regie durchgeführt, vorwiegend mit dem Ziel, eine wissenschaftliche Basis für die Verbrechensbekämpfung zu schaffen (a. a. O.). Das hatte zur Folge, dass sich erst Ende der 1980er und seit den 1990er Jahren eine empirische Polizeiforschung etabliert hat, die extern finanziert wird und vorwiegend auf qualitative Forschung setzt.

Zu diesen ForscherInnen zählen Behr (2000; 2000a; 2006), Liebl/Ohlemacher (2000), Liebl (2003) Krasmann (1993), Reichertz (1991), Reichertz/Schröer (1992; 2003), Ricken (1992), Hüttermann (2000), Bornewasser (2002) und Brusten (2003). Girtlers Feldforschung über den Polizei-Alltag (1980) zählt zu den frühesten Einblicken in die Polizeiwelt. Diese neuere Polizeiforschung zielt auf Erkenntnisse über den Polizeialltag.

In Kapitel 2 (S. 18) habe ich den Begriff der Lebenswelt nach Schütz/Luckmann (2003) eingeführt. Das routinisierte Wissen und die daraus »gespeisten« quasi-automatischen Handlungen machen die Vertrautheit, das Gewohnte einer Lebenswelt, die auch das LKA XY ist, aus. Zudem ist sie die Welt des konkreten Handelns, also der Bereich des Untersuchungsfeldes, das ich vornehmlich untersucht habe.

Die Männlichkeitskultur, die ich in Kapitel 5 (S. 111ff) eingeführt habe, spielt in der vorliegenden Untersuchung eine wichtige Rolle. Denn sie wirkt weitgehend bestimmend für die Art und Weise, wie mit der Extrembelastung im Forschungsfeld umgegangen wird. Die Drohung des Gesichtsverlusts bei Überlastung, das männliche Durchhalten-Können und die Zuschreibung von Bewältigung an Frauen ([mehr] Frauen einstellen) legen eine (unauffällige) Bewältigung im Alltag, in der Nähe zu den Arbeitshandlungen, nahe.

»Cop Culture« ist der Begriff für die Polizistenkultur, das informelle Alltagshandeln, den Behr (2000) geprägt hat. Sein Verdienst ist die Erforschung der Männlichkeitskultur der Polizei. Behr geht auf die extreme Belastung nicht explizit ein, lediglich streift er die Thematik, wenn er beispielsweise das Erzählen von Einsätzen als »psychische Verarbeitung« (a. a. O., S. 109) bezeichnet.

Der Umgang mit der Extrembelastung im Polizeidienst war bislang kein ausgewiesenes Thema der qualitativ-empirischen Polizeiforschung. Zu nennen wäre die gerade erschienene Arbeit von Wendtland (2008). Wendtland hat in 31 narrativen Interviews untersucht, welche Interaktionspräferenzen die interviewten PolizistInnen nach besonders belastenden Ereignissen hatten: Gespräche im privaten Umfeld und mit KollegInnen sowie gar keine Gespräche. Der Aspekt der Kommunikation nach belastendem Erleben spielt auch in der vorliegenden Untersuchung eine Rolle: Im **Zusammensetzen** (Tischrunden) der Inspektion 1 finden routinemäßig Gespräche über belastende Ermittlungen statt. Einer allgemeinen Überzeugung im Forschungsfeld entspricht das »Mittragen« der Belastung durch die Familie und das private Umfeld insgesamt.

Die **Stresstheorien** nahmen ihren Anfang mit Selye (1953), der das Adaptionssyndrom entdeckte, das besagt, dass auf jede Anspannungsphase eine Entspannungsphase folgen muss. Folgen die Stressoren in zu kurzen Abständen, steigt das Erregungsniveau zu stark an. Das Adaptionssyndrom ist eine Kategorie, die auf das Individuum und sein »richtiges« Verhalten verweist. Im LKA XY tragen einige Routinen zur Entspannung bei, die nicht individuell, sondern von der Gemeinschaft getragen werden: 1. Das **Zusammensetzen** und die Tischrunden finden des Öfteren am Tag statt. Erzählen und witzeln tragen zur Entspannung bei. 2. Das **Jagdfieber** sorgt zwar für eine (vorübergehende) Erregung.

Doch führt es, sobald der Erfolg da ist, in die Entspannung. 3. Das **Zusammenhalten** in Gefahr und im Jagdfieber gibt eine gewisse Sicherheit.

Das kognitive Stressmodell nach Lazarus (1991), das besagt, Stress sei sowohl durch Erfahrung als auch durch die persönliche Einstellung zu Stress zu beeinflussen, nimmt ebenfalls die einzelnen Betroffenen in die Verantwortung. Dementgegen belegt die vorliegende Untersuchung, dass die **Einstellung** zur Extrembelastung im Forschungsfeld eine gemeinschaftsbasierte ist: ›Hier kommen alle gut klar damit.‹

Weil ich in dieser Untersuchung eine individualisierende Sichtweise zugunsten der sozialen Aspekte der Bewältigung verweigere, nenne ich hier die **Theorie der Ressourcenerhaltung**, weil sie unter den Stresstheorien diejenige ist, die ausdrücklich das soziale Handeln betont. Das in Kapitel 4 eingeführte **Dazugehören**, das **Zusammenspielen** (siehe Kap. 6) und das **Vermischen** (siehe Kap. 7) sind Beispiele für prosoziales Bewältigungshandeln im Forschungsfeld.

Die Theorie der Ressourcenerhaltung (Hobfoll/Buchwald 2004) nimmt an, dass Menschen von anderen, von der Gemeinschaft bei der Bewältigung abhängig sind. Stress entsteht nach dieser Theorie nicht durch kritische Ereignisse an sich, sondern durch Ressourcenverlust: Nach einem belastenden Erlebnis werden vermehrt Ressourcen eingesetzt, um die Krise zu bewältigen. Dadurch droht der Verlust von Ressourcen. Tritt er ein, entsteht Stress. Die Autorin und der Autor betonen die soziale Dimension des Copings. Prosoziale Copingstrategien werden als wesentlicher Bestandteil der erfolgreichen Bewältigung von Stress angesehen. Dabei spielt das Bedürfnis nach sozialer Bindung, das Zurückstellen persönlicher Bedürfnisse zugunsten der Gemeinschaft sowie die Berücksichtigung sozialer Hierarchie eine Rolle.

In der Untersuchung habe ich nach den Wirkfaktoren für gelingende Bewältigung gefragt. In Kap. 2 (S. 19) habe ich in diesem Zusammenhang den Begriff Resilienz eingeführt. Die **Resilienztheorie** (Werner 1998) ist insofern interessant für die vorliegende Untersuchung, als sie die Wirkfaktoren der Widerständigkeit gegen ›kritische‹ Erlebnisse im Lebensverlauf untersucht. Denn Resilienz wird im Forschungsfeld einerseits erwartet. Die Männlichkeitskultur setzt auf Durch- und Aushaltervermögen. Andererseits wird sie aber auch aktiv vermittelt als Kompetenzen des Wegsteckens und des Täuschens.

Zu nennen ist auch das ökologische Modell nach Harvey (1996), das ich in Kapitel 2 (S. 17) eingeführt habe. Dieses Modell erlaubt unterschiedliche Perspektiven auf das Psychotrauma. So stellt Harvey u. a. die Frage nach der Verantwortung des sozialen Feldes. Dies war für die Entwicklung der Forschungsfrage bedeutsam.

### 9.3 Gütekriterien der vorliegenden Untersuchung

Nach Steinke (2000) müssen qualitative Untersuchungen nach den für sie geeigneten Kriterien beurteilt werden. Die folgenden Gütekriterien (Steinke a. a. O., Flick 2002) erfüllt die vorliegende Untersuchung, wie im Folgenden beschrieben:

- **Intersubjektive Nachvollziehbarkeit:** Durch Rückmeldungen von Zwischenergebnissen und deren Diskussion im Forschungsfeld habe ich mich vergewissert, dass die Teilergebnisse von meinen ForschungspartnerInnen nachvollzogen werden konnten. Der Interviewleitfaden ist im Anhang nachlesbar. Das Sample für die InterviewpartnerInnen wird in Kapitel 3 dargestellt, und ist im Anhang noch einmal nachzulesen. Die Nachvollziehbarkeit wurde zusätzlich durch Diskussion und Interpretation des Datenmaterials in der Forschungsgruppe sichergestellt.
- **Geltungsbereich der Untersuchungsergebnisse:** Die Ergebnisse gelten für den Bereich des LKA XY. Die Grenzjonglage habe ich für die dort arbeitenden PolizistInnen als funktional beschrieben.
- **Reflektierte Subjektivität:** Auf die Reflexion der Subjektivität habe ich viel Wert gelegt. Ich habe dies ausführlich in Kapitel 3 beschrieben.
- **Triangulation:** In der vorliegenden Arbeit habe ich die Methoden, die Untersuchungsgruppen und -personen, lokale und zeitliche Settings trianguliert. Dies schlägt auch Flick (a. a. O., S. 330) vor. Die Triangulation habe ich im Sinne des theoretischen Samplings (Strauss/Corbin 1996) durchgeführt.
- **Gegenstandsangemessenheit:** Mit Hilfe des Ansatzes der Grounded Theory habe ich sowohl die Lebenswelt und Organisation des Untersuchungsfeldes beschrieben als

auch die Interaktionen und Handlungen der PolizistInnen. Dies ist ein Grund, weshalb der Untersuchungsprozess so lange gedauert hat (9 Jahre). Denn die personellen und finanziellen Ressourcen waren für ein so komplexes Unterfangen sehr gering. Ich musste das durch Zeit wettmachen. Die Kontrastierung der InterviewpartnerInnen wurde im Theoretical Sampling ermittelt. Die verwendeten Verfahren im Kontext mit der Grounded Theory ließen die Irritation der Vorannahmen der Forscherin zu (siehe auch Kap. 3, S. 82).

- **Kohärenz:** Widersprüche in den Daten und Interpretationen habe ich diskutiert und offen gelegt.
- **Empirische Verankerung:** Die empirische Verankerung der Kategorien, der Hypothesen- und Theoriebildung wird in der vorliegenden Untersuchung mit Zitaten aus den Daten belegt.

#### 9.4 Weiterführende Überlegungen

Die Grenzjonglage habe ich für das Landeskriminalamt LKA XY beschrieben. Weiterführende Forschung müsste u. a. Interventionsmöglichkeiten untersuchen. Im Forschungsfeld werden unterstützende Maßnahmen gewünscht, insbesondere Supervision. Interventionsstudien könnten Folgendes untersuchen:

- **Die partizipative Entwicklung eines Vertrages, der die Annahme von Supervision durch die PolizistInnen möglich macht. Was muss ein Supervisionsvertrag beinhalten, damit alle Beteiligten ihn akzeptieren? Außerdem sollte untersucht werden, welche weiteren Maßnahmen unter welchen Bedingungen angenommen werden können. Dabei muss die Anschlussfähigkeit an die Grenzjonglage untersucht werden.**

Die Umsetzung von Maßnahmen zur besseren Bewältigung sollte partizipativ evaluiert werden. Partizipation ist insofern sinnvoll, als sie unmittelbar an die Routinen der Selbstmächtigkeit anknüpfen kann.

Eine weitere, notwendige Untersuchung sollte sich einer Frage widmen, die in der vorliegenden Arbeit nicht beantwortet werden konnte:

- **Wie lässt sich bei struktureller Veränderung (Verwaltungsreformen) die Grenzjonglage berücksichtigen, damit sie nicht beschädigt oder zerstört wird?**

Denn bleibt die Grenzjonglage im Falle von Umstrukturierungen unberücksichtigt und werden dadurch Handlungsrouninen abgebaut oder ihrer Funktionalität für die Belastungsbewältigung beraubt, steht zu befürchten, dass die Belastungen nicht mehr zu bewältigen sind.

- **Die Frage, inwieweit die Grenzjonglage auch in anderen Bereichen der Polizei Grundlage der Bewältigung ist bzw. welche spezifischen Ausprägungen sie hat, zu untersuchen, ist ein weiterer Vorschlag für weiterführende Forschung im Anschluss an diese Arbeit.**



## Literatur

- Arendt, H.** (1994, 8. Aufl.): Vita Activa oder vom tätigen Leben. München. Piper
- Baitsch, C.** (1998): Organisationsdiagnose in komplexen Systemen. In: Howaldt, J./Kopp, R., Sozialwissenschaftliche Organisationsberatung. Auf der Suche nach einem spezifischen Beratungsverständnis. S. 325–336. Berlin. edition sigma
- Bateson, G.** (1985): Ökologie des Geistes. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Behr, R.** (2006): Polizeikultur. Routinen – Rituale – Reflexionen. Bausteine zu einer Theorie der Praxis der Polizei. Wiesbaden. VS-Verlag
- Behr, R.** (2000): Cop Culture. Der Alltag des Gewaltmonopols. Opladen. Leske + Budrich
- Behr, R.** (2000a): Cop Culture und Polizeikultur. Von den Schwierigkeiten einer Corporate Identity der Polizei. In: Liebl, K./Ohlemacher, Th. (Hg.): Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld. Herbolzheim. Centaurus. S. 12–26
- Berg, E., Fuchs, M.** (Hrsg.) (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnografischen Repräsentation. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Berg, E. und Fuchs, M.** (1995): Phänomenologie der Differenz. Reflexionsstufen ethnografischer Repräsentation. In: dies. Kultur, soziale Praxis, Text. S. 11–108. Frankfurt/Main.
- Berger, L. / Luckmann, T.** (2007, Aufl. 21): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt/M. Fischer
- Bergold, J.** (2000, Juni). Über die Affinität zwischen qualitative Methoden und Gemeindepshologie [48 Absätze]. Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research [Online Journal], 1(2). Verfügbar über: <http://qualitativeresearch.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> [letzter Zugriff: 2.4.2008].
- Bergold, J. / Breuer, F.** (1992): Zum Verhältnis von Gegenstand und Forschungsmethoden in der Psychologie. Journal für Psychologie 1992, 1, S. 24–35
- Böhm, A.** (2000): Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In: Flick, U.: Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung (6. Aufl.). Reinbek bei Hamburg. Rowohlt
- Bohm, D.** (2000, 2. Aufl.): Der Dialog. Das offene Gespräch am Ende der Diskussionen. Stuttgart. Klett-Cotta
- Bornewasser, M.** (2002): Empirische Polizeiforschung III. Herbolzheim. Centaurus

- Bornewasser, M.** (2000): Mitarbeiterzufriedenheit in der Polizei: Weg von der abstrakten Beschreibung, hin zur konkreten Veränderung. In: Liebl, K./Ohlemacher, Th., Hrsg., Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld. S. 35–49. Herbolzheim. Centaurus
- Bourdieu, P.** (1993a): Narzistische Reflexivität und wissenschaftliche Reflexivität. In: Berg, E./Fuchs, M. (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnografischen Repräsentation. 2. Auflage. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Bourdieu, P.** (1993b): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Bourdieu, P.** (1997): Verstehen. In: Ders., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. S. 779–822. UVK. Konstanz
- Breuer, F.** (Hrsg.) (1996): Qualitative Psychologie. Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils. Opladen. Westdeutscher Verlag
- Breuer, F.** (2000, Juni). Qualitative Methoden zur Untersuchung von Biografien, Interaktionen und lebensweltlichen Kontexten: Die Entwicklung eines Forschungsstils. In: Forum Qualitative Sozialforschung/ Forum: Qualitative Social Research (Online Journal), 1(2). Verfügbar über: <http://qualitative-research.net/fqs/fqs-d/2-00inhalt-d.htm> Letzter Zugriff: 22. Januar 2008
- Brooks, C. V. W.** (2005): Erleben durch die Sinne (10. Aufl.). Paderborn. Junfermann.
- Brown, J. R.** (1997): Researcher as instrument. An exploration of the relationship between Gestalt and qualitative methodology. Gestalt Review 1, S. 71–84
- Brusten, M.** (2003): Der Polizei auf's Maul geschaut? Kritische Anmerkungen über eine hermeneutische Forschung zur polizeilichen Vernehmung. In: Reichertz, J./Schröer, N., (Hg.), Hermeneutische Polizeiforschung. S. 173–184. Leske + Budrich. Opladen
- Buber, M.** (1992, 6. Aufl.): Das dialogische Prinzip. Gerlingen. Lambert Schneider
- Buchmann, K. E. / Hermanutz, M.,** (Hrsg.) (1996): Trauma und Katastrophe. Texte der Fachhochschule Villingen-Schwenningen
- Buchwald, P. / Schwarzer, Ch./Hobfoll, S. E.** (2004): Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping. Göttingen. Hogrefe
- Buerschaper, C. / Starke, S.** (Hg.) (2008): Führung und Teamarbeit in kritischen Situationen unter Zeitdruck. Frankfurt/M. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Burger, J.** (2007): Jagd nach dem Phantom. In: Die Zeit vom 27.12.2007
- Carlier, I./Gersons, B.** (1992): Development of a scale for traumatic stress incidents in police work. In: Psychiatria Fennica (Supplementum), 23, S. 59–70
- Clifford, J.** (1993): Über ethnografische Autorität. In: Berg, E., Fuchs, M. (Hrsg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnografischen Repräsentation. S. 109–157. Frankfurt/M. Suhrkamp

- Clifford, J.** (1993): Über ethnografische Allegorie. In: Berg, E., Fuchs, M. (Hrsg.), Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnografischen Repräsentation. S. 200–239. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Daston, L. / Galison, P.** (2007): Objektivität. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Devereux, G.** (1998): Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften. 4. Auflage. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Diehl-Khalil, Helga / Götz, Klaus** (1999): Ethnologie und Organisationsentwicklung. 2. Auflage. Rainer Kampp. München und Mehring
- Dollase, R.** (2000): Wer kontrolliert die Qualität der polizeilichen Arbeit? Subjektive Kontrollwahrnehmungen und Fremdenabweisung Hamburger Polizisten und Polizistinnen. In Liebl, K./Ohlemacher, Th. (Hg.): Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld. Herbolzheim. Centaurus. S. 132–142
- Eggers, R.** (1999): Belastungen im Polizeivollzugsdienst, in: Praxis der Rechtspsychologie, Themenschwerpunkt Polizeipsychologie, 9. Jahrgang, Heft 1, Juni 1999
- Elias, Norbert** (1977, 4. Aufl.): Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und Psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Esser, H.** (2000): Soziologie. Spezielle Grundlagen. Band 5: Institutionen. Frankfurt/M. Campus
- Europäische Agentur für Sicherheit und Gesundheitsschutz am Arbeitsplatz** (2003): Über den Umgang mit psychosozialen Problemen und die Reduzierung von arbeitsbedingtem Stress. Systeme und Programme. <http://osha.europe.eu/publications/reports/309>, letzter Zugriff: 5.3.2008
- Finnigan, D.** (1988): Alles über die Kunst des Jonglierens. Köln. Dumont
- Fischer, G. / Riedesser, P.** (Hrsg.) (1998): Lehrbuch der Psychotraumatologie. München. Ernst Reinhardt
- Flam, H.** (2002): Soziologie der Emotionen. Konstanz. UVK
- Flick, U.** (1995): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek bei Hamburg. Rowohlt
- Flick, U.** (2004): Triangulation. Eine Einführung. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Flick, U.** (2002, 6. Aufl.): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt
- Flick, U. / Kardorff, E. v. / Keupp, H. / Rosenstiel, L. v. / Wolff, S.** (1995, 2. Aufl.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Weinheim. Beltz

- Flick, U. / Kardorff, E. v. / Steinke, I.** (2000): Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt
- Fromm, E.** (2004, 4. Aufl.): Wege aus einer kranken Gesellschaft. Eine sozialpsychologische Untersuchung. dtv. München
- Fromm, E.** (2005): Humanismus als reale Utopie. Der Glaube an den Menschen. Ullstein. Ulm
- Froschauer, U.** (Mai 2005): Artefaktanalyse. Qualitative Methoden der Organisationsforschung. <http://217.160.35.246/organizations/or-aa-d.htm> (letzter Zugriff: 21.6.2008)
- Froschauer, U. / Lueger, M.** (2003): Das qualitative Interview. Wien. Facultas
- Füllgrabe, U.** (1999): Survivability: Überlebensfaktoren in gefährlichen Situationen. Zur Psychologie der Eigensicherung, in: Praxis der Rechtspsychologie, Themenschwerpunkt Polizeipsychologie, 9. Jahrgang, Heft 1, Juni 1999
- Funk, R. / Johach, H. / Meyer, G.** (2000): Erich Fromm heute. Zur Aktualität seines Denkens. dtv. München
- Geertz, C.** (1987): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp. Frankfurt am Main
- Gerhard, U.** (1995): Typenbildung. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Keupp, H./Rosenstiel, v./Wolff, S. (1995, 2. Aufl.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. S. 435–439. Weinheim. Beltz
- Gersons, B. / Carlier, I. / Lamberts, R. / van der Kolk, B.** (2000): Randomized clinical trial of brief eclectic psychotherapy for police officers with Posttraumatic Stress Disorder. In: Journal of Traumatic Stress, 13 (2), S. 333–347
- Girtler, R.** (1980): Polizei-Alltag. Strategien, Ziele und Strukturen polizeilichen Handelns. Opladen. Leske + Budrich
- Girtler, R.** (2001 4. Aufl.): Methoden der Feldforschung. Wien, Köln, Weimar. Böhlau
- Glaser, B. G. und Strauss, A. L.** (1965): Awareness of Dying. Chicago
- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm L.** (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern. Hans Huber
- Götz, Irene / Wittel, Andreas** (Hrsg.) (2000): Arbeitskulturen im Umbruch. Zur Ethnografie von Arbeit und Organisation. Münster. Waxmann
- Goldfarb, D. / Aumiller, G.** (2001): 10 Reasons Cops are different. In: Rothfuss, U. (Hrsg.): Der Polizeibeamte – anders als andere Menschen? Über die »Soziologie des Berufes eines Polizeibeamten«. Villingen-Schwenningen. Texte Nr. 29 der Hochschule für Polizei. S. 84–87
- Goffman, E.** (1972): Asyle. Frankfurt a. M. Suhrkamp

- Goffman, E.** (1980): Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen. Frankfurt a. M. Suhrkamp
- Goffman, E.** (2008, 6. Aufl.): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München. Piper
- Groll, K. H. G. / Lander, B.** (2000): Entwicklung des Vertrauens der Bevölkerung in der Polizei 1984–1995. In Liebl, K./Ohlemacher, T.: Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld. Herbolzheim. Centaurus. S. 92–113
- Groß, H./ Schmidt, P.** (2005): Empirische Polizeiforschung VI: Innen- und Außenansicht(en) der Polizei. Frankfurt/M. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Gruen, A.** (1997): Der Verlust des Mitgefühls. Über die Politik der Fühllosigkeit. München. dtv
- Hahn, A.** (1997): Dem Leiden begegnen. In: Halmen, R. M./ Belger-Koller, K./Zschüttig, Ch. (Hrsg.): Gestalt in Aktion. Berlin Milow. Schibri
- Hahn, A.** (1998): Grundsätzliche Überlegungen zu einem ganzheitlichen Verständnis von Trauma. In: Gestalttherapie 1/98. S. 40–53
- Hahn, A.** (2001): »Mir gehen die Bilder nicht aus dem Kopf«. Annäherungen an ein fremdes (Forschungs-)Feld. In: Gestalttherapie 1/2001. S. 28–47
- Hall, S.** (1999): Kulturelle Identität und Globalisierung. In: Hörning, K. H./Winter, R.: Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a. M. Suhrkamp
- Harvey, M. R.** (1996): An Ecological View of Psychological Trauma and Trauma Recovery. In: Journal of Traumatic Stress, Vol. 9, No.1, 3–23
- Hildenbrand, B.:** Fallrekonstruktive Forschung. In: Flick, U., Kardorff, Ernst v., Keupp, H., Rosenstiel, Lutz v., Wolff, S. (1995): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Weinheim. Beltz
- Hobfoll, S. E.** (1998): Stress, culture and community. New York. Plenum Press
- Hobfoll, S. E. / Buchwald, P.** (2004): Die Theorie der Ressourcenerhaltung und das multiaxiale Copingmodell – eine innovative Stresstheorie. In: Buchwald, P./Schwarzer, Ch./Hobfoll, S. E.: Stress gemeinsam bewältigen. Ressourcenmanagement und multiaxiales Coping. Göttingen. Hogrefe
- Hochschild, Arlie Russel** (2006a): Das gekaufte Herz. Die Kommerzialisierung der Gefühle. Frankfurt/New York. Campus
- Hochschild, Arlie Russel** (2006b, 2. Aufl.): Keine Zeit. Wenn die Firma zum Zuhause wird und zu Hause nur Arbeit wartet. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften
- Hörning, K. H. / Winter, R.** (1999): Widerspenstige Kulturen. Cultural Studies als Herausforderung. Frankfurt a. M. Suhrkamp

- Hofinger, G.** (Hg.) (2005): Kommunikation in kritischen Situationen. Schriftenreihe der Plattform Menschen in komplexen Arbeitswelten e. V. Frankfurt/M. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Holzkamp, Klaus** (1973): Sinnliche Erkenntnis – Historischer Ursprung und gesellschaftliche Funktion der Wahrnehmung. Frankfurt am Main. Fischer
- Isaacs, W.** (2002): Dialog als Kunst gemeinsam zu denken. Neue Kommunikationskultur in Organisationen. Bergisch Gladbach. EHP
- Kahmann, J.** (2007): Stressbewältigung von Polizeibeamten beim Überbringen einer Todesnachricht. Frankfurt a. M. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Kelle, Udo / Kluge, Susann** (1999): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Opladen. Leske + Budrich
- Kelle, U.** (2000): Computergestützte Analyse qualitativer Daten. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I.: Qualitative Forschung, ein Handbuch, Reinbek bei Hamburg. S. 486–502.
- Kerner, H.-J.** (1990): »Empirische Polizeiforschung« – zur Einführung in die Reihe. In: Feltes, T. + Rebscher, E. (Hrsg.). Polizei und Bevölkerung. Beiträge zum Verhältnis zwischen Polizei und Bevölkerung und zur gemeindebezogenen Polizeiarbeit (Community Policing). S. 3–5. Holzkirchen. Felix Verlag
- Kersten, J.** (1997): Gut und (Ge)schlecht. Männlichkeit, Kultur und Kriminalität. Berlin New York. Walter de Gruyter
- Kersten, J.** (1994): Geschlecht als Gegenstand kriminologischer Theorie- und Praxisanalyse, in: Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform. Jg. 77, 2/1994, S. 118–125
- Keupp, H. u. a.** (2002, 2. Aufl.): Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt
- Klauß, Henning** (1990): Zur Konstitution der Sinnlichkeit in der Wissenschaft. Rheda-Wiedenbrück. Daedalus
- Kleining, G.** (1998): Qualitative Sozialforschung, Teil II: Der Forschungsprozess. Copyright Fernuniversität Hagen (Diskette), S. 244 ff
- Krasmann, S.** (1993): Kontingenz und Ordnungsmacht. Phänomenologischer Versuch über die Polizei. Münster. Hamburg. LIT
- Kreissl, R.** (1995): Polizeiforschung. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Keupp, H./Rosenstiel, v./Wolff, S. (1995, 2. Aufl.): Handbuch Qualitative Sozialforschung. Weinheim. Beltz
- Krisor, M.** (2002): Menschenbild und Empowerment. In: Lenz, A./Stark, W. (Hrsg.) Empowerment. Neue Perspektiven für psychosoziale Praxis und Organisation. S. 103–128. Tübingen. dgvt-Verlag
- Lackner, Ch.** (1995): Über den Umgang mit Zeit in Organisationen. Klagenfurt

- Lamnek, S.** (1995a): Qualitative Sozialforschung. Band 1 Methodologie. Weinheim. Beltz
- Lamnek, S.** (1995b): Qualitative Sozialforschung. Band 2 Methoden und Techniken. Weinheim. Beltz
- Lau, T. / Wolff, S.** (1983): Der Einstieg in das Untersuchungsfeld als soziologischer Lernprozess. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 35, S. 417–437.
- Lazarus, R. S.** (1991): Emotion and Adaption. London. Oxford University Express
- Leithäuser, T.** (1988): Distanz und Beteiligung. Die Rolle der Forschenden im Untersuchungsfeld. In: Leithäuser, T./Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung: Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. S. 209–233. Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Leithäuser, T. / Volmerg, B.** (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung: Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Lenz, A. / Stark, W.** (Hrsg.) (2002): Empowerment. Neue Perspektiven für psychosoziale Praxis und Organisation. Tübingen. dgvt-Verlag
- Levine, R.** (2003): Eine Landkarte der Zeit. Wie Kulturen mit Zeit umgehen. München. Piper
- Liebl, K.** (2004a): Empirische Polizeiforschung V: Fehler und Lernkultur in der Polizei. Frankfurt/M. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Liebl, K.** (2004b): Aktuelle Forschungen zur Polizei: Forschungsergebnisse aus Projekten für und über die Polizei. Hochschule der Sächsischen Polizei
- Liebl, K.** (2005): Gewalterfahrungen von Polizeibeamtinnen und Polizeibeamten: Ursachen und Strukturen. Sozialwissenschaftliches Forschungsinstitut
- Liebl, K. / Ohlemacher, Th.** (Hrsg.) (2000): Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld. Centaurus. Herbolzheim
- Luckmann, Thomas** (1992): Theorie des sozialen Handelns. Berlin, New York. De Gruyter
- Maercker, A.** (Hrsg.) (1997): Therapie der posttraumatischen Belastungsstörung. Berlin Heidelberg. Springer
- Maindok, H.** (1996): Professionelle Interviewführung in der Sozialforschung. Pfaffenweiler. Centaurus
- Mayring, P.** (2002): Einführung in die qualitative Sozialforschung. Beltz
- Mazza, R. R.** (1992): How police officers learn what police officers must know: an ethnographic study of police learning. New Brunswick. Rutgers
- Meixner, F.** (1952): Der Indizienbeweis. Heidelberg. Finke

**Mensching, A.** (2008): Gelebte Hierarchien. Mikropolitische Arrangements und organisationskulturelle Praktiken am Beispiel der Polizei. Wiesbaden. VS Verlag für Sozialwissenschaften

**Mitchell, J. T./ Everly, G. S.** (2005): Stressbewältigung nach belastenden Ereignissen. Zur Prävention psychischer Traumatisierung. Edewecht. Stumpf + Kossendey

**Mruck, K.** (1999): »Stets ist es die Wahrheit, die über alles gebietet, doch ihre Bedeutung wandelt sich«. Zur Konzeptualisierung von Forschungsobjekt, Forschungssubjekt und Forschungsprozess in der Geschichte der Wissenschaften. Münster. LIT

**Muckel, P.** (1996): Selbstreflexivität und Subjektivität, S. 73 f. In: Franz Breuer, Hrsg.: Qualitative Psychologie, Grundlagen, Methoden und Anwendungen eines Forschungsstils, Opladen, Westdeutscher Verlag.

**Müller, U. / Müller-Franke, W. / Pfeil, P. / Wilz, S.** (2004): Alles eine Frage der Zeit? Zur Situation von Frauen und Männern in der Polizei. TEXTE-Reihe der Fachhochschule Villingen-Schwenningen – Hochschule der Polizei. Villingen-Schwenningen

**Müller, U. / Müller-Franke, W. / Pfeil, P. / Wilz, S.** (2002): Polizei und Gender. Zeitschrift des Interdisziplinären Frauenforschungs-Zentrums. 19: 24, 24–42

**Müller-Franke, W.** (Hg.) (2001): Berufswelt im Wandel – Frauen in Männerberufen am Beispiel der Polizei. Referate zum Symposium. Villingen-Schwenningen

**Müller-Franke, W.** (1998): Frauen in der Polizei – Barrieren und Perspektiven. In: Polizeiführungsakademie (Hg.): Frauen in Führungsfunktionen. 49–71. Münster

**Münstermann, J. / Putz, C.** (1980): Schichtarbeit und Berufsverlauf von Polizeibeamten. Forschungsbericht des BM für Arbeit und Sozialordnung. Bonn

**Ohlemacher, Th. / Liebl, K.** (2000): Empirische Polizeiforschung: Forschung *in, für* und *über* die Polizei. In: Liebl, K./Ohlemacher, Th., Hrsg.: Empirische Polizeiforschung. Interdisziplinäre Perspektiven in einem sich entwickelnden Forschungsfeld. Centaurus. Herbolzheim

**Pfeil, P.** (2006): Polizei und Geschlecht: Thematisierungen, De-Thematisierungen, Re-Thematisierungen. Opladen. Budrich

**Reichert, J.** (1992a): »Meine Schweine erkenne ich am Gang«. Zur Typisierung typisierender Kriminalpolizisten. In: Reichert, J./Schröer, N. (Hg.): Polizei vor Ort. Studien zur empirischen Polizeiforschung. Stuttgart. Enke. S. 183–200

**Reichert, J.** (1992b): »Wenn ich auftauche, verschwinden alle!« Erste Begegnung mit dem Forschungsfeld »Kriminalpolizei«. In: Reichert, J./Schröer, N.: Polizei vor Ort. Studien zur empirischen Polizeiforschung. Stuttgart. Enke. S. 11–24

**Reichert, J.** (1991): Aufklärungsarbeit. Kriminalpolizisten und Feldforscher bei der Arbeit. Stuttgart. Enke



- Reichertz, J. / Schröer, N.** (Hg.) (2003): Hermeneutische Polizeiforschung. Leske + Budrich. Opladen
- Reichertz, J./Schröer, N.** (Hg.) (1996): Qualitäten polizeilichen Handelns. Opladen. Westdeutscher Verlag
- Reichertz, J. / Schröer, N.** (Hg.) (1992): Polizei vor Ort. Studien zur empirischen Polizeiforschung. Stuttgart. Enke
- Ricken, M.** (1992): Vom ›Touristen‹ zum ›teilnehmenden Beobachter‹ – Das Problem des Zugangs zum Forschungsfeld ›Schutzpolizei‹. In: Reichertz, J./Schröer, N.: Polizei vor Ort. Studien zur empirischen Polizeiforschung. Stuttgart. Enke. S. 25–38
- Rosenstiel, L. v.** (2000): Organisationsanalyse. In: Flick, U./Kardorff, E. v./Steinke, I.: Qualitative Sozialforschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt
- Schäfer, D. / Knubben, W.** (1992): ...in meinen Armen sterben? Vom Umgang der Polizei mit Trauer und Tod. Hilden. Verlag dt. Polizeiliteratur
- Schmid, W.** (2000, 6. Aufl.): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt/M. Suhrkamp
- Schneider, H. / Inhetveen, R.** (Hrsg.) (1992): Enteignen uns die Wissenschaften? Zum Verhältnis von Empirie und Erfahrung. München. Fink
- Schröer, N.** (2003): Zur Handlungslogik polizeilichen Vernehmens. In: Reichertz, J./Schröer, N., Hrsg. (2003): Hermeneutische Polizeiforschung. Opladen. Leske + Budrich
- Schröer, N.** (1992): Der aushandlungsdominante Beschuldigte. Institutionelle Rahmenbedingungen der Wahrheitserforschung in polizeilichen Vernehmungen und ihre Folgen für die Vernehmungsführung – eine Einzelfallanalyse. In: Reichertz, J./Schröer, N. (Hrsg.): Polizei vor Ort. Studien zur empirischen Polizeiforschung. Stuttgart. Enke
- Schütz, A. / Luckmann, T.** (2003): Strukturen der Lebenswelt. UVK. Konstanz
- Selye, H.** (1953): Einführung in die Lehre vom Adaptionssyndrom. Stuttgart. Georg Thieme
- Soeffner, H.-G.** (1992): ›Wahrheit‹ und Entscheidung. Polizeiliche und juristische Wahrheitsfindung. In: Reichertz, J./Schröer, N. (Hg.), Polizei vor Ort. Studien zur empirischen Polizeiforschung. Stuttgart. Enke, S. 205–222
- Stark, W.** (1996): Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis. Freiburg im Breisgau. Lambertus
- Steinbauer, M./Jagsch, R./Kryspin-Exner, I.** (2002): Stress im Polizeiberuf. Verarbeitung belastender Ereignisse im Dienst. Frankfurt am Main. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Steinke, I.** (1999): Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim und München. Juventa

- Steinke, I.** (2000): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Flick, U., Kardorff, E. von, Steinke, I., Qualitative Forschung, Ein Handbuch. S. 330ff. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt.
- Straub, J.** (1999): Verstehen, Kritik, Anerkennung. Das Eigene und das Fremde in der Erkenntnisbildung interpretativer Wissenschaften. Göttingen. (Essener kulturwissenschaftliche Vorträge, Band 4) Wallstein
- Strauss, A. L., Corbin, J.** (1996): Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung. Weinheim. Psychologie Verlags Union
- Strauss, A. L.** (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München. Wilhelm Fink Verlag
- Strohschneider, S.** (Hg.) (2007, 2. Aufl.): Entscheiden in kritischen Situationen. Schriftenreihe der Plattform Menschen in komplexen Arbeitswelten e. V. Frankfurt/M. Verlag für Polizeiwissenschaft
- Sutter, T.** (Hrsg.) (1997): Beobachtung verstehen, Verstehen beobachten. Opladen. Westdeutscher Verlag
- Teegen, F. et al.** (1997): Hochbelastende Erfahrungen im Berufsalltag von Polizei und Feuerwehr: Traumaexposition, Belastungsstörungen, Bewältigungsstrategien. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 29 (4), S. 583–599
- Trojan, A./Legewie, H.** (2001): Nachhaltige Gesundheit und Entwicklung. Leitbilder, Politik, und Praxis der Gestaltung gesundheitsförderlicher Umwelt- und Lebensbedingungen. Frankfurt/M. VAS
- Türk, K.** (1997): Organisation als Risiko. In: Lippert, E./Prüfert, A./Wachtler, G.: Sicherheit und Unsicherheit in der unsicheren Gesellschaft. Opladen. Westdeutscher Verlag
- Ungerer, D.** (1996): Extremsituationen – traumatische Effekte und präventive Maßnahmen. In: Buchmann, K & Hermanutz, M. (Hrsg.) Trauma und Katastrophe (S. 39–57). Texte der Fachhochschule Villingen-Schwenningen Nr. 9
- Ursano, R. J. et al.** (1995): Prevention of post-traumatic stress. Consultation training and early treatment. In: van der Kolk, B. et al.: Traumatic stress, S. 441–462. New York
- Van der Helm, R./ Hartjes, F.** (1995): Selbsthilfeteam »Einschneidende Ereignisse« der Polizeiregion Amsterdam-Amstelland. In: Krolzig, M. (Hrsg.): Wenn Polizisten töten. Ein Werkstattbericht aus dem Umkreis einer Selbsthilfegruppe. S. 157–170. Meerbusch. Theomail GmbH
- Vedder, G.** (2001): Zeitnutzung und Zeitknappheit im mittleren Management. München und Mehring. Hampp
- Volmerg, B.** (1988): Erkenntnistheoretische Grundsätze interpretativer Sozialforschung in der Perspektive eines psychoanalytisch reflektierten Selbst- und Fremdverstehens. In: Leithäuser, T./Volmerg, B. (1988): Psychoanalyse in der Sozialforschung: Eine Einführung am Beispiel einer Sozialpsychologie der Arbeit. S. 131–179. Opladen, Westdeutscher Verlag.

**Volmerg, U.** (1986): Zwischen den Fronten – Bereitschaftspolizisten in der Krise: Eine politisch-psychologische Untersuchung. HSFK-Report 2/1986. Frankfurt/M.: Hessische Stiftung für Friedens- und Konfliktforschung

**Weber, M.:** Wirtschaft und Gesellschaft. Paderborn. Voltmedia

**Wendtland, M.** (2008): Polizisten und berufliche Belastungen. Eine empirische Untersuchung zu Interaktionspräferenzen nach besonders belastenden Ereignissen im Polizeidienst. Frankfurt/M. Verlag für Polizeiwissenschaft

**Werner, E. E.** (1998): Vulnerable, but invincible. New York. Adams, Bannister and Cox

**Whyte, W. F.** (1996): Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels. Berlin New York. Walter de Gruyter

**Wolff, S.** (2000): Wege ins Feld und ihre Varianten. In: U. Flick, E. v. Kardorff, I.

**Steinke,** Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg. Rowohlt

**Zapf, D. / Seifert, C. / Mertini, H. / Voigt, C. / Holz, M. / Vondran, E. / Isic, A. / Schmutte, B.** (2000): Emotionsarbeit in Organisationen und psychische Gesundheit. In Musahl, H.-P./Eisenhauer, T.: Psychologie der Arbeitssicherheit. Beiträge zur Förderung von Sicherheit und Gesundheit in Arbeitssystemen. Heidelberg. Asanger. S. 99–106



## Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Das ökologische Modell nach M. Harvey .....	17
Abbildung 2: Beteiligte am Gewaltgeschehen .....	20
Abbildung 3: Die Untersuchungsthemen .....	25
Abbildung 4: Stationen des Einstiegs .....	30
Abbildung 5: Rollen der Forscherin .....	35
Abbildung 6: Umgang mit Grenzen .....	53
Abbildung 7: Komplex Subjektivität und Intersubjektivität .....	62
Abbildung 8: Methoden der Selbstreflexivität und der Datenerhebung sowie die Datenanalyse .....	67
Abbildung 9: Bezugsrahmen der Bewältigung .....	87
Abbildung 10: Die grundlegenden Handlungen des Dazugehörens .....	92
Abbildung 11: Bewältigung ist die Verantwortung der Einzelnen .....	111
Abbildung 12: Die ›individuellen‹ Handlungen des Wegtuns .....	115
Abbildung 13: Die Handlungen des Wegsteckens .....	127
Abbildung 14: Jagdkompetenzen .....	145
Abbildung 15: Eigenschaften des Jagdfiebers .....	159
Abbildung 16: Handlungen des Jagdfrustes .....	170
Abbildung 17: Grundlagen des Vermischens .....	186
Abbildung 18: Routinen des Vermischens .....	195
Abbildung 19: Grenzjonglage .....	211
Abbildung 20: Betroffenheitsdimensionen des Mitleidens .....	214
Abbildung 21: Zusätzliche Belastungen .....	219
Abbildung 22: Umgang der Behörde und der Lebenswelt mit der Belastung .....	224
Abbildung 23: Die Handlungen der Nähe .....	227



## Anhang

<b>I.</b>	<b>Danksagung</b> .....	265
<b>II.</b>	<b>Sampling der InterviewpartnerInnen</b> .....	266
<b>III.</b>	<b>Interviewleitfaden</b> .....	267
<b>IV.</b>	<b>Einladung zur Dialoggruppe</b> .....	269
<b>V.</b>	<b>Tabellarischer Lebenslauf</b> .....	271
<b>VI.</b>	<b>Erklärung</b> .....	272





## I. Danksagung

Ohne die freundschaftliche, kompetente und kritische Unterstützung vieler Kolleginnen und Kollegen und Freundinnen und Freunde sowie meiner Familie würde diese Arbeit nicht in dieser Form vorliegen. Für ihr engagiertes Interesse und die tatkräftige Unterstützung, was die Umsetzung der Untersuchung im Forschungsfeld anging, danke ich zuerst **Barbara**, der Polizeipsychologin. Auch verdanke ich ihr, dass sie mir die ersten ›Türen geöffnet‹ hat. Des Weiteren danke ich meinen **ForschungspartnerInnen** für ihre außerordentliche Bereitschaft, mir Einblick in ihre Arbeit und in ihren Umgang mit den extremen Belastungen zu gewähren. Ganz besonders gefreut habe ich mich über ihre Geduld und Ausdauer, mir zu erklären, was ich nicht verstand. Ich danke auch besonders den **Führungskräften** im LKA XY, die mir halfen, die InterviewpartnerInnen und die TeilnehmerInnen für die Dialoggruppen zu finden, und die nicht müde wurden, mit mir die Thematik zu diskutieren. Ich danke Prof. Dr. **Jarg Bergold**, meinem Doktorvater, für die Unterstützung und anfängliche sanfte Steuerung meines Vorhabens sowie für sein Vertrauen in meine Kompetenzen zur Forschung. Ihm, Prof. Dr. **Manfred Zaumseil**, dem Zweitgutachter und Prof. Dr. **Anna Auckenthaler** danke ich für ihr Interesse an den Themen des Einstiegs und der Subjektivität, denen sie im Doktorandenkolloquium Zeit einräumten. **Dr. Anja Herrmann** danke ich für ihre freundschaftliche und liebevolle Unterstützung in den Anfängen der Forschung und ihre konstruktive Kritik in der Schlussphase. Sie war auch Mitglied der Forschungsgruppe, an der ich in der ersten Zeit meines Projektes teilnahm. Dazu gehörten außerdem **Barbara Bräutigam**, **Marianne Thönnies** und **Peri Terzioglu**, denen ich ebenfalls für ihre Unterstützung danke. Der Deutschen Vereinigung für Gestalttherapie danke ich für die Übernahme der Transkriptionskosten für die Interviews.

Ich danke meinen Gestaltkolleginnen und Freundinnen **Dr. Renate Becker**, **Inge Lübbers** und **Sibylle Hammer** für ihr Interesse und ihre Ermutigungen. **Dr. Agnes Mühlmeyer-Mentzel** verdanke ich intensive Gespräche über die Kategorienbildung. Meine Schwester **Gudrun Ringstad**, **Dr. Anja Hermann**, **Dr. Agnes Mühlmeyer-Mentzel** und mein Mann **Günter Hahn** haben die Arbeit bzw. Kapitel daraus Korrektur gelesen und kommentiert. Meinen herzlichen Dank dafür. Mit meinem Mann habe ich immer wieder intensiv über Themen der Arbeit diskutiert. Ich danke ihm, dass er die Geduld behielt und mir und meinen Fähigkeiten vertraute. Während der Phase intensiven Schreibens übernahm er sämtliche Haushaltspflichten und verschaffte mir so den notwendigen Freiraum. **Uwe Giese** machte die Arbeit druckfertig, wofür ich ihm herzlich danke. Meiner Familie und meinen FreundInnen danke ich, dass sie für mich dablieben, auch wenn ich monatelang keine Zeit für sie erübrigte.

## **II. Sampling der InterviewpartnerInnen**

- Alle Hierarchiestufen
- Alle drei Inspektionen
- Frauen und Männer
- Krankheitserfahrene
- Unterschiedliches Alter
- Schusswechselerfahrung: ja – nein
- Unterschiedliche Dauer des Arbeitsplatzes

### III. Interviewleitfaden

Da zu vermuten ist, dass die Gesprächspartner unter ‚Interview‘ eher eine bestimmte Art von ‚Fragen‘ und ‚Antworten‘ verstehen, die sie aus den Medien kennen bzw. aus den Vernehmungen, die sie selbst durchführen, sollen sie am Anfang darum gebeten werden, (themenbezogene) Geschichten zu erzählen, ausführliche Darstellungen zu geben, ihre eigenen Einschätzungen und Gewichtungen im Thema vorzunehmen, kurz: sich selbst als Experten zu verstehen.

Die nachfolgenden Fragen(komplexe) sind als Anhaltspunkte im Hintergrund für die Forscherin gedacht. Sie sollte dem Interviewpartner eher ‚folgen‘ und flexibel auf seine themenbezogenen Ausführungen eingehen, d. h. Inhalte – soweit sie das Thema betreffen – und Prozess des Gesprächs sind offen.

1. Schildern Sie mir einen ganz normalen Arbeitstag.
2. Erzählen Sie mir vom schlimmsten Fall, den sie hier bearbeitet haben. Welcher Fall war das? Was haben Sie da getan? Was haben Sie dabei erlebt?
  - 2.1 Wie sind Sie mit ihren Gefühlen (je nachdem was er/sie erzählt: Schock, Wut...) umgegangen?
  - 2.2 Wie war die Begegnung mit dem Täter? Was haben Sie dabei (innerlich) erlebt?
  - 2.3 Wie war die Begegnung mit dem Opfer?
  - 2.4 Wie ging es ihnen in den Wochen/Monaten nach dem Fall?
3. Erzählen Sie die Geschichte eines Falles, der besonders ‚leicht‘ war für sie.
4. Wie war ihr Weg zum LKA XY? Welche Gründe, Erlebnisse etc. gibt es, die zu dieser Entscheidung geführt haben?
5. Ich habe hier im LKA öfter gehört, dass die Familie oder Bekannte, Freunde usw. sehr wichtig seien zur Unterstützung, um mit dem, womit sie es im Dienst zu tun haben, klar zu kommen. Wie ist das bei Ihnen, woher bekommen Sie Unterstützung?
  - 5.1 Schildern Sie eine Begebenheit, als Sie nach einem schlimmen Fall Unterstützung brauchten. Wer hat Sie unterstützt und wie war das?
  - 5.2 Oder: Wie gehen Sie um mit dem, was sie hier erleben, sodass Sie ohne Unterstützung auskommen?

Wenn er/sie Familie hat:

6. Erzählen Sie mir von ihrer Familie/Frau/ Mann. Schildern Sie Begebenheiten.
  - 6.1 Welches Verhältnis hat Ihre Familie (Frau/Mann, Tochter, Mutter etc.) zu dem, womit Sie es hier zu tun haben? Geben Sie ein Beispiel.
  - 6.2 Wünschen Sie sich etwas anders in ihrer Familie? Malen Sie das aus.
7. Schildern Sie eine Begebenheit, wo Ihre Bekannten/Freunde Ihnen eine Hilfe waren.
  - 7.1 Schildern Sie eine Begebenheit, wo Ihre Arbeit Freundschaft und/oder Bekanntschaft störte/behinderte.
8. Erzählen Sie mir von der Art und Weise der Zusammenarbeit hier. Geben Sie Beispiele.
  - 8.1 Welche Bedeutung haben die Treffen (Pausen, Besprechungen) am Kommissionstisch für sie?
  - 8.2 Welche Erlebnisse mit Kollegen/Kolleginnen waren für Sie besonders wichtig?
  - 8.3 Gibt es Erlebnisse, wo Sie die Kollegen/Kolleginnen ‚zum Mond‘ gewünscht haben?
9. Was machen Sie in ihrer Freizeit. Erzählen Sie.
  - 9.1 Erzählen Sie, wie Sie ihr letztes freies Wochenende verbracht haben.
10. Ich habe gehört, dass hier einige Kollegen/Kolleginnen mit Rückenbeschwerden, Herz-Kreislauf, Magendarm-Krankheiten zu tun haben. Wann waren Sie selbst zuletzt krank? Wie war das für Sie?
11. Gibt es in ihrer Biografie Erlebnisse mit Gewalt?
  - 11.1 Haben Sie selbst mal Gewalt angewendet, im Dienst oder privat?
12. Haben Sie Dinge erlebt, die Sie verändert haben?
13. Wenn Sie morgen die Freiheit hätten, Ihren Arbeitsplatz, Kommission und Inspektion zu gestalten wie Sie wollen, was würden Sie verändern wollen?

Im Anschluss an das Gespräch sollen einige Daten abgefragt bzw. notiert werden: Alter, Dienstgrad, Familienstand, aus dem ehemaligen Osten/Westen, Geschlecht, Kommission.

Ebenfalls im Anschluss schreibe ich auf, was mir ‚um das Gespräch herum‘ in Erinnerung ist: Atmosphäre, Körpersprache, eigene Reaktionen, Gesprächsverlauf.

## IV. Einladung zur Dialoggruppe

Sehr geehrte(r)

Im Rahmen meiner Forschung (Promotion) im LKA X zum Thema „Bewältigung der Belastungen durch Gewaltkriminalität“ wurden vielfältige, teils extreme Belastungen – nicht nur die durch Gewaltkriminalität - deutlich. Was ich als Antwort darauf vorfand, ist im Wesentlichen gekennzeichnet durch „Aushalten“ und kurzfristige „Entlastung“. Ohne diese Aushalt- und Entlastungsstrategien zu entwerten, muss ich doch feststellen, dass grundlegende Bewältigung zu wenig stattfindet. In der geplanten Dialoggruppe nun soll ein erster Schritt in Richtung Verbesserung der Bewältigung vor Ort gemacht und ausgewertet werden.

Der Dialoggruppe sollen Mitglieder aller Hierarchieebenen des Dezernats sowie VertreterInnen relevanter Interessengruppen angehören. Die Teilnehmer und Teilnehmerinnen haben sozusagen *Stellvertreterfunktion*. Denn es wird darum gehen, in diesem zweistündigen Dialog gemeinsam zum Ansatz einer Lösung des Grundproblems für den gesamten Bereich des Dezernats zu kommen.

Zu Beginn werde ich das Grundproblem, wie es sich aus der Forschung ergibt, kurz erläutern. (Im Wesentlichen geht es dabei um die Befürchtung schlechter Bewertung, geringeren Ansehens u.ä., wenn persönliche Belastung zugegeben würde. Genau das aber wäre die Voraussetzung für konsequente und erfolgreiche Bewältigung.) Meine weitere Rolle hat dann eher „begleitenden“ Charakter, d. h. ich fasse zusammen oder gebe, wenn nötig weitere Informationen aus der Forschung. Inhalte, Verlauf und Ergebnisse des Dialogs liegen naturgemäß in der Verantwortung der Gruppe, denn sie steht stellvertretend für das Dezernat.

Ich bin mir wohl bewusst, dass es den Mut eines/einer Jeden braucht, damit diese Gruppe – in ihrer Zusammensetzung für Sie sicher ungewohnt - sich zusammenfindet. Ich bin allerdings auch überzeugt, dass ein erstes mutiges Anpacken der Probleme den Weg zu weniger Stress, geringerem Krankenstand, mehr Wohlbefinden trotz Extrembelastung, besserer Stimmung usw. für den Arbeitsbereich weisen wird. Deshalb bitte ich Sie herzlich um Ihre Teilnahme.

Eine konkrete Folge des Dialogs soll dann eine „Maßnahme“ zur Verbesserung der Bewältigung vor Ort sein, die ich dann ebenfalls durchführen und evaluieren/auswerten werde. Das Gespräch wird auf einem Tonträger aufgenommen (zu meiner Unterstützung im technischen Bereich werde ich eine weitere externe Person zur Teilnahme bitten) und anschließend ausgewertet. Die Ergebnisse werden den Dialoggruppenmitgliedern zugänglich gemacht. Bei Veröffentlichungen sichere ich Anonymisierung von Erkennungsmerkmalen sowie Geheimniswahrung zu.

Annefried Hahn M.A.

## **VI. Erklärung**

Hiermit versichere ich, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst habe. Ich habe keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel verwendet.

Die Arbeit ist in keinem früheren Promotionsverfahren angenommen oder abgelehnt worden.

Annefried Hahn M.A.

Berlin, 2. Juli 2008